Die Sansara.

Die Sansara.

Roman in vier Bänden

von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Leipzig.
Friedrich Ludwig Herbig.
1858.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Erstes Capitel.

Auf dem großen St. Bernhard.

Es war Nacht und kaum ein schmaler orangefarbener Streif im Osten verkündete den Morgen, als zwei niedere Schlitten, jeder mit einem kräftigen Pferde bespannt, vor dem Hospiz auf dem großen St. Bernhard anhielten. Das Kloster, ein Gebäude in den massivsten Formen gebaut, um den auf diesen Höhen furchtbaren Stürmen zu trotzen, lag noch im Schlafe. Nur das geisterhafte Licht der allmälig verlöschenden Sterne beschien Haus und Gebirge. Es war ein Bild starrer, ungeheurer, einförmiger, desolater Erhabenheit. Rechts und links zackige Spitzen — die Ausläufer des Mont Chatelletay und des Mont Mort, — allenthalben zerstreut daliegende Felstrümmer, von Wasserkräften und Lavinen herabgeführt, ein See in einem Kessel — über Alles der eintönige, ungeheure Mantel von Schnee geworfen.

Jeder Schlitten hatte nur einen Reisenden heraufgeführt; der Kutscher stand hinten und hatte die Zügel um die Lehne des Sitzes geschlungen. Der Kutscher des ersten Schlittens war gleich unten, er eilte ein paar Stufen hinan

und zog die Glocke. Sie hallte in den schweigenden Räumen lange nach, dann ward Alles still. Nur die dampfenden Thiere schüttelten ihre Schellen. Endlich kamen schlürfende Schritte näher, das Thor ging auf, ein Ordensbruder trat hervor. Es war eine große, hagere, ernste Gestalt, im langen schwarzen Talar der Augustiner. Ein Mohr mit einem rothen Fes auf dem Kopfe, der aus dem zweiten Schlitten gesprungen, wechselte mit ihm einige Worte und ging dann wieder an den ersten Schlitten, in welchem, tief in seinen Pelz gehüllt, ein Reisender saß. Er stieg schweigend aus.

Indessen hatte der Mönch ein Windlicht angesteckt. Er forderte die Gäste auf, ihm zu folgen. Langsam vorausschreitend, ging er eine breite Steintreppe hinan; die Reisenden folgten in den ersten Stock, wo zwei Corridore zusammenliefen: der eine führt zum Refektorium und der Kapelle, der andere zu den Schlafstätten. Eine Zelle ward aufgeschlossen. Dort steckte der Mönch die Fackel in einen Eisenring der Wand, wies auf ein Bett, wünschte dann gute Nacht und ging hinaus.

Hostiwin — denn dieser war der Reisende — ergriff die Fackel und besah sich das Gemach. Es war lang und schmal, mit zwei gothischen Fenstern, deren Kreuz sogar aus Stein gehauen war. Der Fußboden war grauer Marmor, vor dem Bett lag eine Binsendecke. Ueber der Thüre befand sich eine ovale Vertiefung in der Mauer, aus welcher ein schönes, aber ernstblickendes Madonnenbild herabsah. Ein Tisch von braunem Eichenholz, ein eisernes Bett mit hoch hinaufreichendem Zelte, ein Spiegel und drei Rohrstühle bildeten das ganze Ameublement.

Hostiwin löschte die Fackel aus, denn sie dampfte und die Helle des Morgens trat immer mehr hervor. Er sah zum Fenster hinaus. Die Berggipfel sahen gespensterhaft herein, die Abgründe bedeckte eine geheimnißvolle Finsterniß. Ringsum Schnee, Schnee, nichts als Schnee! Die Leblosigkeit, die Erstarrung, der Tod schienen sichtbar und körperlich geworden zu sein — nur durch das Geräusch des Windes schien diese stumme, gigantische Naturwelt Leben kund zu thun und nach Sprache ringen zu wollen. Es begann zu schneien.

Hostiwin ging zurück und setzte sich, noch immer in seinen Pelzmantel gehüllt, auf's Bett. „Hier will ich ausruhn," sagte er.

Seine Stimme hatte sich mächtig verändert. Ismael zog die Verhängung aus einander und betrachtete seinen Herrn mit tiefem Antheil.

„Du siehst noch krank und verstört aus, Herr," sagte er endlich. „Wir hätten noch in Genf bleiben sollen."

„Nein, nein!" warf Hostiwin hin. „Ich bin körperlich wohl."

„Wenigstens hätten wir nicht diesen Weg nehmen sollen. Diese Schwierigkeiten des Ueberganges, diese Gefahren —"

„Zerstreuen mich vielleicht," sprach Hostiwin, „heute Abends sind wir übrigens schon jenseits der Alpen, und in Italien."

„Mögest Du Dich dort erholen, Herr," begann Ismael wieder. „Du bist kränker, als Du sagst. Der Sprung in's eiskalte Wasser hätte Dir den Tod bringen können."

„Nein, nein!“ sagte Hostiwin, „ich bin nicht krank! Der Sprung in den See war nichts! Hätte ich sie, die hinabsank, wieder heraufbringen können, wie lachte mir das Leben! Wie glücklich wäre ich heute, wie wohl, wie heiter! Aber daß ich allein heraufkam, — nur das ist mein Unglück!“

„Ich bitte Dich, Herr,“ bat Ismael, selbst offenbar tief aufgeregt und seine großen Augen irrten angstvoll umher, „ich bitte Dich, Herr, verbanne den Gedanken daran. Wühle nicht immer in diesen Gefühlen. Es ist ein Abgrund, der Dich hinabzieht .... Ach Herr,“ fuhr er hastig sprechend fort, „auch mir war Deine Cäcilia theuer, — ich bin Dein treuer Diener, und seitdem Du mich in Cairo gekauft, habe ich nur Gutes von Dir erfahren — Dir gehört mein Blut, mein Leben, meine Seele — ich hätte mich für Cäcilia zu jeder Stunde geopfert, als Du sie liebtest und jetzt wollte ich meine Seele jeden Augenblick den schwarzen Mächten weihen, wenn ich sie damit dem Leben wiedererstatten könnte.“

„So war sie und so fühlt über sie ein Sclave!“ dachte Hostiwin. Er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

Er blieb eine lange Zeit in dieser Stellung regungslos sitzen. Der Gedanke an Beatrix, an Eugenie war zurückgedrängt, die Erinnerung an Cilly und ihr unglückliches Ende füllte noch seine ganze Seele aus. Es war eine tiefe, starre, wortlose Trauer, unabsehbar wie eine Nacht am Pol, in die er hineinstarrte. Von Zeit zu Zeit überkam ihn ein Schwindel — da glaubte er das Wasser des Traunsees vor seinen Füßen rauschen zu hören — war

es nur ein Sausen in seinem Ohr — war es die Stimme des Windes draußen? er mußte sich aufraffen — um sich sehen, die Dinge ringsum wieder begreifen — doch kaum weggescheucht begann die Welt der Hallucinationen auf's Neue vor ihm zu spielen.

Da ertönte ein ernstes, tiefklingendes Glockengeläut; es rief die Mönche zur Morgenandacht. Hostiwin vernahm die Schritte in dem langen Corridor, endlich erhob sich ein ferner Gesang, der Choral und der gedämpfte Ton der Orgel mischten sich mit den Stimmen des Windes.

Die Eile, mit welcher Hostiwin die Reise von Gmunden bis hieher zurückgelegt, hatte die letzten Kräfte dieses sonst so rüstigen Organismus erschöpft. Hostiwin's Augen sanken zu, die Glieder streckten sich, er sank in Schlummer. Theilnahmsvoll blickte Ismael auf den gemüthskranken Herrn, ließ die Vorhänge des Bettes etwas enger zusammenfallen und zog sich dann auf den Fußspitzen zurück, um ihn von einem Stuhl aus ruhiger zu beobachten.

Ismael war besorgt und seine Sorge gerechtfertigt. Hostiwin's Zustand war seit jener Nacht ein beklagenswerther gewesen. Der Diener hatte seinen Herrn kaum nach Hause geschafft, als bei diesem sich schon alle Anzeichen eines Fiebers einstellten. Dessenungeachtet war Hostiwin auf den Füßen geblieben, um Nachforschungen anzustellen. Sie blieben ohne Resultat. Kahn und Opfer waren spurlos verschwunden. Nun war Hostiwin, trotz seiner Krankheit, aufgebrochen, um den Ort des Verhängnisses hinter sich zu haben. Er eilte vorwärts ohne zu wissen, was sein Ziel sein sollte. Die Reisenden kamen durch Insbruck, kamen nach Zürich, nach Genf. Dort war Hostiwin einige

Stunden lang zu bleiben entschlossen gewesen, aber eine neue Unruhe ergriff ihn; er eilte weiter. Seine Klagen hörten nicht auf, seine Züge verriethen ein verborgenes schweres Leiden. Kein Schlaf war die ganze Zeit hindurch über seine Wimpern gekommen.

Nun schlief er, aber wieder nur wie ein Kranker. Hin und her warf er den Kopf, der Athem war schwer bedrängt, die Lippen murmelten unverständliche Worte. Ismael ward ängstlich. Ein Arzt thäte Noth, dachte er, wird er hier zu finden sein? Es beruhigte ihn der Gedanke, daß unter den Brüdern des Klosters sich gewiß Einer finden würde, der etwas Medicin verstünde.

Abermals trat er dem Bette näher und lauschte. Hostiwin's Geist war schon wieder auf den Schauplatz, an welchen seine wachen Gedanken gefesselt waren. „Der Kahn — der Kahn," murmelten die Lippen. Die Unruhe wuchs. „Cilly!" rief er plötzlich im bittenden Tone, „die Hand — die Hand — Versöhnung!"

Schon wollte Ismael seinen Herrn wecken und aus seinem Traum befreien, als der Kranke ruhiger ward. Er murmelte noch einige abgerissene, kurz hingestoßene Laute, dann glätteten sich die bleichen, abgezehrten Züge, ein mildes Lächeln spielte um den Mund — er wandte sich ab und fiel in einen tiefen ruhigen Schlaf.

Nun erst entfernte sich Ismael, rollte, wie er es gewohnt war, eine Wolldecke auf dem Boden auf und legte sich nieder. Aber er schlief nicht ein. Sein Herz war voll Sorge um den kranken Herrn. So sah er langsam den Morgen herankommen.

Zweites Capitel.

Der Fürst von Plauenburg.

Die Sonne stand schon hoch, als ein Ordensbruder anklopfte und meldete, daß das Frühstück im Refektorium bereit sei. Hostiwin erwachte.

„Wie ist Dir, Herr?“ war Ismael's erste Frage.

„Mir ist besser, als mir alle diese Tage gewesen,“ war die Antwort. „Ich fühle mich leichter, freier, stärker. Ich weiß, ich werde genesen.“

„Diese Nacht ging eine Krise mit Dir vor, Herr!“ sagte der Mohr.

„Ich weiß nicht was es war,“ sagte Hostiwin. „Ist das Mädchen aus dem See gestiegen und hat sie mir eine weißschimmernde Geisterhand zur Versöhnung gereicht — oder habe ich nur fest geschlafen — das erste Mal wieder seit lange geschlafen? — ich weiß es nicht. Aber ich fühle mich wohler. Mir ist, als habe man mir ohne mein Wissen einen heilenden Trank eingeflößt.“

Er stand auf.

„Du wirst auf dem Zimmer bleiben!“ bat Ismael.

„Nein, nein!“ erwiderte Hostiwin. „Es wird mir gut thun zu gehn, mich umzusehn. Melde, daß ich gleich herabkomme. Heute noch wollen wir reisen.“

Ismael traute kaum seinen Ohren, aber ein Blick auf seinen Herrn überzeugte ihn, daß dieser nicht zu viel gesagt. Hostiwin stand wieder da, aufrecht, stramm, in allen Bewegungen sicher. Er warf sich rasch in seine Kleider und befahl dem Mohren noch einmal für Schlitten

und Pferde Sorge zu tragen. Diese elastische Natur, die Alles so tief fühlte, schien Alles tragen zu können, Alles zu überdauern. Ismael, vor einer Stunde noch trostlos, lächelte zum ersten Male wieder und hätte seinem Herrn die Hände küssen mögen. Aber er war gewohnt, seine Gefühle zu verschließen und entfernte sich, wie ihm befohlen war.

Im Refektorium wurde Hostiwin vom Guardian höflich empfangen und an einen Tisch gewiesen, auf welchem sich ein reiches Frühstück nach schweizerischer Landessitte befand. Ueber den Stuhl gelehnt unterhielt sich der Guardian mit seinem Gaste über die Verhältnisse des Klosters. Während des Gesprächs fielen Hostiwin's Augen mehreremale auf einen weiter oben gedeckten Tisch. Auf diesem standen goldene Gedecke und wahrhaft prunkvolle Vasen. Wie schön und anständig auch das Service war, das man Hostiwin gegeben, es konnte im Vergleich mit jenem nur ärmlich genannt werden.

„Ich bin doch neugierig zu erfahren, wer dort Platz nehmen wird," dachte Hostiwin. „Die Patres müssen einen fürstlichen Gast haben; sie haben, wie es scheint, ihre ganze Schatzkammer geleert."

Da trat ein Herr im schwarzen Frack ein, dem der Guardian mit tiefen Complimenten entgegenging. Nach einigen leise gesprochenen Worten verließen beide das Refektorium.

Hostiwin hatte den Fremden scharf in's Auge gefaßt. Er war ein Mann über Mittelgröße von ungefähr sieben und zwanzig Jahren, wohlgewachsen, von nicht eben geistreichem, aber lebensfrohem Gesichtsausdruck. Seine Haltung

und Bewegung verrieth den Hofherrn, das stramme Auftreten den Militair.

Hostiwin war kaum mit seinen Muthmaßungen über den Fremden in's Reine gekommen, als dieser selbst wieder erschien. Er schritt auf Hostiwin zu und sagte ebenso verbindlich als ceremoniös: „Wie mir der hochwürdige Guardian sagt, habe ich die Ehre den Freiherrn von Hostiwin —"

„Ich bin es," antwortete dieser aufstehend und bemerkte zugleich ein Kreuz an einem rothen Bande um den Hals des Fremden.

„Ich bin," fuhr der fremde Herr fort, „der Adjutant Seiner fürstlichen Durchlaucht des regierenden Fürsten von Plauenburg, — Baron von Falkenau."

Natürlicher Rücksichten halber soll im Verlauf dieser Erzählung der souveraine Fürst eines kleineren deutschen Staates Fürst von Plauenburg genannt werden.

Hostiwin verbeugte sich und der junge Mann sprach weiter: „Wir sind mit einem kleinen Gefolge auf der Durchreise nach Italien vorgestern hier im Kloster eingetroffen. Seine Durchlaucht haben ein großes Interesse für dieses Haus und seine Bewohner empfunden und ein paar Tage hier zu bleiben beschlossen. Heut' haben Seine Hoheit kurz nach Ihrer Ankunft Ihren Mohren gesehen und sich sogleich nach dem Besitzer desselben auf das Lebhafteste erkundigt. Dieser Mohr, ein Prachtexemplar von Kraft und Schönheit, hat meinem allergnädigsten Herrn ausnehmend gefallen. Heute, gleich nach dem Ankleiden, wurde mir der allerhöchste Auftrag —"

Der Adjutant hielt ein wenig inne, indem er sich zu verbeugen schien.

Hostiwin nahm bei dieser Pause an, daß ihm der Wunsch des Fürsten, sich diesem vorstellen zu lassen, angedeutet, und ein Entgegenkommen seinerseits erwartet werde. Er erwiderte:

„Ich würde es mir zur Ehre rechnen, die Bekanntschaft Seiner Durchlaucht zu machen.“

„Ich will Sie mit Freuden vorstellen,“ gab der Adjutant nicht eben verlegen zur Antwort, doch so, als ob es nicht das Rechte und ihm unerwartet gekommen wäre, faßte sich aber wieder und sagte in dem Tone des liebenswürdigsten Anerbietens: „Seine Durchlaucht werden alsbald das Frühstück hier einnehmen. Wir können gleich das Refektorium in einen Audienzsaal verwandeln. Doch“ — fuhr er fort, nachdem Hostiwin dankend den Kopf geneigt hatte, „um auf den allerhöchsten Auftrag zurückzukommen — ich habe Ihnen, Herr Baron, einen Wunsch seiner fürstlichen Durchlaucht mitzutheilen, und zögere — bin fast verlegen — weiß nicht, wie ich ihn am zartesten überbringen soll —“

„Ganz ohne Umstände, Herr Baron,“ sagte Hostiwin rasch und begriff jetzt erst, daß die frühere Pause des Hofmanns, eigentlich nur der Stylisirung des fürstlichen Wunsches gegolten hatte.

„Kurz und gut,“ sprach der Adjutant, muthig über das bisherige Hinderniß wegsetzend, „mein gnädigster Herr fand unendliches Gefallen an Ihrem Mohren und bittet, zu jedem Gegendienst bereit, ihm den Schwarzen zu überlassen.“

Mit der größten Verwunderung, nicht ohne Unwillen, gab Hostiwin zur Antwort:

„Es thut mir leid; ich bin an ihn zu sehr gewöhnt.“

„Sehr schade!“ sprach der Adjutant unangenehm überrascht, fügte aber mit lächelnder Zuversicht gleich hinzu: „Doch Sie werden noch anderen Sinnes, wenn Seine Durchlaucht persönlich den Wunsch wiederholen. Ich kenne Seine Durchlaucht — der Mohr hat einen lebendigen Eindruck auf ihn gemacht, Sie werden einen harten Kampf haben, Herr Baron, Seine Durchlaucht werden gegen Sie Sturm laufen.“

„Ich halte Stand!“ sagte Hostiwin, freundlicher als früher, doch entschieden.

„Ich weiß nicht!“ meinte der Hofmann, für den die Wünsche eines Fürsten die zwingende Nothwendigkeit der Weltgesetze haben mochten. „So ging es auch mit Lord Commric. Mir schlug er den Jagdhund ab, dem Fürsten bot er ihn an.“

„Wollen sehen,“ sprach Hostiwin, über die Gleichstellung seines treuen Ismael's mit einem Jagdhund herb lächelnd.

„Ein bischen guten Willen,“ fiel der Adjutant, Hostiwin's Lächeln günstig deutend ein, „und es geht. Seine Durchlaucht haben es mir auf die Seele gebunden, Alles zu versuchen. Ebenso streng ist es mir aber auch verboten, den Mohren als das Geschenk einer besonderen cavaliermäßigen Willfährigkeit hinzunehmen. Sie haben den Mohren vermuthlich selbst im Orient gekauft, und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich eine seltene Abfindungssumme in Aussicht stelle.“

„Herr Baron!...“ rief Hostiwin empört, doch von

dem schnellen Gedanken, daß die Aufwallung hier nicht am Platze sei, geleitet, mäßigte er seinen Affekt und sagte ein wenig zurücktretend und auf sich mit beiden Händen zeigend in einem komischen Trauertone: „Mein Gott, Herr Baron, hab' ich denn eine gar so verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Sclavenhändler?"

„Ich bitte es nicht so übel zu nehmen," entschuldigte sich der junge Mann. „Sehn Sie nur meinen Drang darin, mich meines Auftrags zur allerhöchsten Zufriedenheit zu entledigen —"

„Herr Baron," sagte Hostiwin fest darauf. „Den Mohren geb ich nicht weg, ich behalte ihn, nicht schwerer fiele es mir, mein Stammschloß zu verkaufen."

In diesem Augenblick fuhren die Thürflügel auf; es war der Fürst, welcher eintrat. Er durchschritt den langen Saal langsam, aufrechten Hauptes. Hostiwin, der ein wenig zurückgetreten war, hatte alle Zeit ihn zu betrachten. Er war ein Mann von vierzig Jahren, hoch und schlank; seine Stirn, deren Haarschmuck die Zeit, wie es schien, schon seit lange zu entwurzeln begonnen, war von edelster Bildung, Sanftmuth und adlige Selbstbeherrschung bildeten den Character seiner schönen, ruhigen Züge, aus den blauen großen Augen blitzte ein schwärmerisches Feuer hervor, das einzige Lebendige auf dem ebenmäßig blassen, leidenden, apathischen Gesichte.

Hostiwin war durch die Worte und das Auftreten des Adjutanten in eine defensive Stellung gestoßen worden und sogar, ehe er eintrat, gegen den erwarteten Ankömmling gerüstet. „Es ist doch echt fürstlich," dachte er bei sich, „auf den ersten Blick hin, mit rasch aufwallendem Wunsch

Fremdes zu begehren und von dem Unbekannten sogleich Verzichtleistung und Abtretung eigener Rechte zu verlangen. Eine rein menschliche Annäherung ist diesen Personen fremd. Wir sind ihnen Alle nur etwas, wenn sie unser bedürfen. Nur unter der Bedingung, daß wir dienen und huldigen, sind wir vorhanden. Stellt einen Souverain, er sei noch so klein, in eine Einöde, er wird nur Bekanntschaft mit uns schließen, wenn er etwas von uns erwarten darf. Das kömmt von der Gewohnheit, die Menschen nur als Mittel zu betrachten!“ Sein unbändiges Unabhängigkeitsgefühl brauste auf und er war entschlossen, dem Souverain zu zeigen, daß ein Mann wie er Niemanden in der Welt eine Handbreit zu weichen brauche.

Der Anblick des Fürsten entwaffnete langsam alle diese Affekte. Das Gesicht vor ihm war so weich, so ruhig, so edel. Eine poetische Trauer war wie ein Mondlicht darüber ergossen. Das waren die Züge eines Dulders, keines arroganten Bedrängers. Dies Gesicht hätte unter tausend andern die Aufmerksamkeit eines Menschenkenners fesseln müssen; aber es stimmte traurig, der Fürst schien krank.

Hostiwin war kaum durch den Adjutanten vorgestellt worden, als der Fürst die Aufforderung an ihn richtete, ihm beim Frühstück Gesellschaft zu leisten. Sie setzten sich einander gegenüber, der Adjutant von Falkenau nahm links Platz. Vier Lakaien lauerten diensteifrig im Rücken der Herrschaften.

Das Gespräch drehte sich um die Reise, die man zurückgelegt und die man fortsetzen wolle. Der Fürst, der den Herbst in Vevay zugebracht, war auf dem Wege nach Pisa, dessen mildes Klima ihm die Aerzte empfohlen hat-

ten. „Es wäre," sagte er, „vielleicht vernünftiger gewesen, die Simplonstraße zu wählen, vorzüglich in dieser vorgerückten Jahreszeit; aber Alles, was ich seit Jahren vom großen St. Bernhard gehört, hatte meine Phantasie so beschäftigt, daß ich meinen Willen um jeden Preis durchzusetzen beschloß. Meine Erwartungen sind übertroffen, ich fühle mich hier wie in einer Welt der Wunder. Haben Sie dies Hospiz und seine Lage bereits etwas aufmerksamer betrachtet?"

„Ich bin erst heute Nacht hier angekommen," erwiderte Hostiwin, „und habe noch nichts gesehen, als ein Kloster in einer unermeßlichen Schneelandschaft. Ich komme durch Zufall hieher und wie ein Flüchtling verschlagen — denn ich war in diesen letzten Tagen nicht fähig einen Plan zu fassen, und kreuzte hierhin und dorthin. In Martigny erst beschloß ich, nach Italien zu reisen und nahm den kürzesten Weg. Ich möchte heute noch meine Reise fortsetzen, um bald, gleichviel an welchem Orte, zur Ruhe zu kommen."

Der Adjutant von Falkenau sah den so planlos Reisenden lächelnd an.

„Heute noch," sagte der Fürst, „wollen Sie weiter?" „Soeben hat man mir die Nachricht gebracht, daß ein starker Schneefall das Hinabsteigen in die piemontesische Ebene fast unmöglich gemacht hat."

Hostiwin stutzte: „So wären wir hier gewissermaßen eingeschneit?"

„Ich sehe," entgegnete der Fürst, „daß Sie mit den Verhältnissen dieses Passes nicht vertraut sind. Auch auf den übrigen Uebergangspunkten finden in diesen Monaten

Störungen der Weiterbeförderung statt, wie viel mehr hier auf dem St. Bernhard, wo es erst der Zukunft vorbehalten ist, eine Straße wie über den Splügen oder den Simplon anzulegen. Es ist möglich, daß Sie sich ein, zwei Tage hier gedulden müssen."

Hostiwin schwieg betroffen und sagte dann: „So geht's, wenn man ohne Handbuch reist!"

„Wenn Sie nicht zu eilen haben," nahm der Fürst das Wort, „so sollten Sie diesen Zufall wirklich nicht allzusehr beklagen! Die Mönche sind gastfrei und Sie werden Gelegenheit haben, die großartigsten Naturbilder und ein Institut edelster und aufopferndster Natur kennen zu lernen. Was mich betrifft, ich bin beinahe froh, daß ein Hinderniß eingetreten, das mir einen Vorwand giebt, hier zu bleiben. Ich bedaure nur," fügte er mit einem Seitenblick auf Falkenau hinzu, „meinen lebensfrohen Begleiter, der mir verzweifeln wird, wenn wir in dieser Schneewüste auch nur eine halbe Woche zu bleiben haben."

Der Guardian, ein Franzose, von freundlichem, fast heiterem Aussehen, war eingetreten. Er bestätigte, was der Fürst von den Schwierigkeiten des Weiterfortkommens erzählt hatte, tröstete aber, daß man bereits die geeigneten Vorkehrungen getroffen, die Passage wieder frei zu machen und eine größere Anzahl von Schneeschauflern ausgesendet. Er forderte Hostiwin auf, die Gastfreundschaft des Hospizes ohne Bedenken in Anspruch zu nehmen.

Das Frühstück war zu Ende, der Fürst erhob sich. Der Ordensbruder forderte nun die Gäste auf, ihm in das anstoßende Cabinet zu folgen, das ein kleines Naturalien-Cabinet mit den merkwürdigsten Pflanzen, Insekten und

Mineralien dieser Alpenkette und eine Sammlung der römischen und celtischen Alterthümer enthalte.

Die Gäste traten in ein langes und schmales Gemach, von dessen Wänden die Aebte des Klosters in Oelportraits herabsahen. Auf Tischen waren alte Waffen, römische Münzen, Figuren aus Bronze, alte Sculpturreste und Votivtafeln aufgestellt. Der Jupitertempel, der einst auf dieser furchtbaren Höhe, mehr als achthalbtausend Fuß über dem Meere, gestanden, fast unmittelbar auf der Stelle, wo jetzt das christliche Hospiz emporragt, ist bis auf den letzten Trümmerrest verschwunden, kaum daß noch einige Stufen in den Felsen gehauen, den Zugang zeigen; aber die Weihgeschenke, die der reisende Krämer oder Soldat nach überstandener Todesnoth und nach Errettung aus Schnee und Lavinen dem Gotte der Alpen auf den Altar zu legen pflegte, werden noch häufig hier in der Erde gefunden. Der Gott, der in Sturm und Wolken daherfährt, hatte des Wanderers geschont, so bezeugen die Tafeln. Auf den Einen empfing noch Poeninus, der celtische Gott, seine Verehrung, während auf spätern Tafeln ihn schon Jupiter verdrängt hatte, oder als Zeus Poeninus mit ihm zusammenschmolz. Die Götter waren untergegangen, das Gebirg mit seinen Schneewehen und Wettern stand noch immer und in der Kapelle des Hospizes hängt noch heute der Gläubige, der einer Todesgefahr entgangen, ein Weihegeschenk von Silber auf oder stiftet Kerzen für den Altar. Aber auch dieser Gebrauch ist im Erlöschen. Hat Byron Recht, wenn er behauptet, daß keine Religion länger als zweitausend Jahre daure?

Das Interesse, das der Fürst an diesen Gegenständen

nahm, die Kenntnisse, die er, so hingeworfen auch seine Bemerkungen waren, dabei zeigte, verriethen Hostiwin genugsam, daß er einen gebildeten, interessanten Mann vor sich habe, keine jener im Genusse zu Grunde gegangenen Naturen, wie sie oft in dieser Sphäre vorkommen. Aus des Fürsten Blick, Miene und Stimme schien ihm ein edler, tiefsinniger Laut in die Seele hinüberzuklingen. So weit war er mit der unerwarteten Bekanntschaft zufrieden und bereit, sich auch über den gezwungenen Aufenthalt zu trösten, ihn störte nur der Gedanke, daß in jedem nächsten Augenblicke ein hartnäckiger Handel wegen Ismael losgehen könne, da ja das frühere Auftreten des Adjutanten auf eine zähe, schwer abweisbare Laune des Fürsten deutete.

Beim Hinausgehen aus dem Cabinet wandte sich der Fürst, der bisher mit ganz anderen Gedanken beschäftigt schien, plötzlich an seinen Begleiter: „Apropos! Falkenau," sagte er, „haben Sie mein Anliegen vorgebracht?"

„Nun geht es los!" dachte Hostiwin. Der Adjutant erwiderte:

„Das Eintreten Ihrer fürstlichen Durchlaucht hat unsere Unterhandlungen gestört, aber ich hoffe —

„Unterhandlungen, Herr Baron?" sagte Hostiwin mit Verwunderung und sprach zum Fürsten gewendet: „Wäre es nur der schöne starke Nubier, den ich an Ismael verlöre, wenn ich ihn verschenkte, ich würde das Opfer nichts achten, das ich Ihrer fürstlichen Durchlaucht bringe. Der Mohr ist aber nicht blos mein Diener, sondern er ist im Laufe der Jahre mein Freund, mein Schatten, mein Retter geworden. In einer Armee von Schwar-

zen werden sich ohne Zweifel noch schönere Männer finden lassen, einen zweiten Ismael aber kann ich in ganz Afrika nicht treffen. Ich fühle, daß das Lob, das ich ihm spende, meine Weigerung Ihrer fürstlichen Durchlaucht noch empfindlicher macht; allein ich würde mich an einer seltenen Treue versündigen, wenn ich schwiege. Hier habe ich mein Gefühl ausgesprochen, fest wie ein Eisenband, an dem ich Ismael halte; ein anderes Recht habe ich nicht auf ihn. Doch, was sage ich? Was ihn betrifft, so ist er frei, kein Sclave und kann gehen, wohin es ihm gefällt. Es wäre möglich, daß er um eines lockenden Dienstes willen, seinen alten Herrn verläßt und einen kleinen Baron mit einem Souverain vertauscht. Die Probe ist allerdings für mich gefährlich, doch — um dem Wunsche Ihrer Durchlaucht bis zur äußersten Grenze entgegen zu gehn, lasse ich es darauf ankommen."

„Sie sind liebenswürdig," sagte der Fürst, „nun aber, da ich weiß, wie lieb Ihnen Ihr Diener ist, muß ich auf ihn verzichten."

„Nein Durchlaucht!" rief Hostiwin. „Nein! Stellen Sie ihn auf die Probe. Er sei der Ihrige, wenn er mit Ihnen geht. Mich reizt es selbst, den Ausgang zu sehn."

Der Adjutant stand auf, um auf einen erfolgenden Wink hinauszugehn.

„Sie bestehen darauf? Wohlan, wir wollen es versuchen," sagte der Fürst lachend. „Gehen Sie, Falkenau."

„Ich erlaube Ihnen mit allen Künsten der Verführung zu wirken!" rief Hostiwin dem Abgehenden nach.

Der Adjutant verließ das Refektorium und der Fürst sagte: „Ich bin neugierig. Der Mohr gefällt mir. Es

ist dies der einzige Weg ihn zu erhalten und zugleich der einzige, Ihr Opfer zu verringern, wenn es sich durch seinen Abfall zeigen sollte, daß Sie sich in ihm getäuscht haben. Ich hoffe Sie Abends bei Tische wiederzusehen. Dann werden wir das Resultat erfahren."

Sie gingen auseinander.

Drittes Capitel.

Frere Anselme.

Hostiwin trat vor das Kloster hinaus und sah sich um. Der Schnee fiel dicht, aber nicht in Flocken, sondern bei der furchtbaren Kälte in kleinen, hartgefrorenen Theilchen, fein wie Staub. Von Zeit zu Zeit kam ein Windstoß, hob die auf dem Boden lagernden Schneemassen empor, jagte sie in Wirbeln umher, und die Luft verwandelte sich dann plötzlich in einen fast undurchdringlichen weißen Nebel. Hostiwin konnte sich einen Begriff machen, wie es um solche Zeit dem Wanderer zu Muth werden müsse, dessen Auge den Weg sucht, der dicht vor ihm verschwindet und so rathlos, getäuscht dem tückischen Abgrund entgegengeht, der ihn für immer verschlingt, begräbt. Daß von einer Weiterreise nicht die Rede sein könne, so lang dies Wetter anhalte, war klar.

Hostiwin war auf dem vor dem Kloster ausgeschaufelten Weg einige Schritte gegangen, als ein Mönch, in Begleitung eines großen Hundes mit struppigem Pelz ihm nachkam und ihn grüßte. Hostiwin erkannte den Ordensbruder, der ihm Nachts die Thüre geöffnet. Es war ein früh ergrauter Mann mit dem markirtesten Gesichte, das

man sehen konnte: vergangene Stürme waren in jedem Zuge zu lesen. Er trug einen langen Bart, dessen Haare an der Wurzel noch schwarz, an ihren Spitzen bereits silberweiß waren. Schwarze buschige Brauen beschatteten die tiefliegenden, dunkeln, funkelnden Augen. Mit seiner Kapuze, seinem langen, schwarzen, abgetragenen Gewand, dem Rosenkranz im Gürtel, erschien er wie eine Büßergestalt aus einem Bilde Zurbaran's oder Ribera's.

„Entfernen Sie sich nicht zu weit vom Hause," sagte der Mönch in französischer Sprache, „für den des Weges Unkundigen ist heute jeder Gang gefährlich."

„Ich gedenke nur bis zu jenem Felsen zu gehn, von dem an der Weg in die Tiefe hinabschießt," erwiderte Hostiwin.

Beide gingen schweigend ein paar Schritte mit einander. Der mächtige Hund folgte.

„Sind Sie im Gefolge des Fürsten?" fragte der Mönch nach einer Pause.

„Keineswegs," erwiderte Hostiwin. „Ich bin ganz zufällig mit ihm zusammengetroffen."

„Was wissen Sie von ihm?" fragte der Mönch. „Was ist er für ein Fürst? Wie regiert er?"

„Sein Land ist klein, er spielt keine politische Rolle, ich habe wenig von ihm gehört," war Hostiwin's Antwort.

„Er wird wol so sein, wie die Andern Seinesgleichen," sagte der Mönch, „ein kleiner Tyrann, ein kalter, arroganter Vergnügling —"

Hostiwin war durch diese Aeußerung überrascht. „Sein Aeußeres ist einnehmend," antwortete er, „und sein Be-

nehmen ohne Stolz, ja von auffallender Milde. Haben Sie ihn nicht gesprochen?"

„Nicht einmal gesehn," antwortete der Mönch. „Nur mit seinem Adjutanten habe ich ein paar Worte gewechselt."

„Der Fürst scheint krank," bemerkte Hostiwin.

„Dann soll er nicht hier bleiben. Dies Klima ist tödtlich," sagte der Mönch. „Diese Winde zerschneiden die Brust. Wenn er krank ist, soll er forteilen."

„Er wird wol auch nicht länger bleiben," sagte Hostiwin, „als ihn der Schneefall hier aufhält. Man muß diese Gegend sehen, um sich ein Bild von ihr machen zu können, aber in ihr leben, denke ich mir furchtbar. Ich kann nicht anders, als die Männer bewundern, die um ihren Mitmenschen zu Dienste zu sein, hier ein ganzes Leben verbringen."

„Es wäre nichts Geringes, wenn es durch bloße Menschenkraft geschähe," erwiderte der Mönch. „Als ich hieherkam — vor fünfzehn Jahren — ich glaubte, ich trüge es nie! Es galt für alle Zeit vom Frühling Abschied nehmen, von grünen Triften, von Baum, Thier, Menschen, vom Leben! Aber Gott giebt die Kraft, Alles zu tragen. Er giebt sie, er nimmt sie wieder zurück. Meine Zeit ist bald um."

„Sie werden sich in ein anderes Kloster versetzen lassen?" fragte Hostiwin.

Der Mönch lächelte bitter, indem er stehn blieb. „Versetzt werden? Ja, ich werde bald versetzt werden; ich hoffe es! Ich kam als rüstiger Mensch hieher — man wählt die rüstigsten, jüngsten Leute für das Hospiz — aber kei=

ner dauert darin länger aus, als zwölf; fünfzehn, höchstens sechszehn Jahre. Ich darf wol hoffen, Gott wird mich bald versetzen . . . meine Zeit geht zu Ende."

Hostiwin horchte befremdet auf und wollte ein Trostwort sprechen; aber er sah in die düstern, abgezehrten, lebenssatten Mienen des Mönchs und es schien ihm jeder Trost banal. Er schwieg.

Beide waren inzwischen wieder einige Schritte schweigend zurückgegangen und standen vor einem niederen Gebäude aus mächtigen Blöcken erbaut, das nur wenige Schritte vom Hospiz entfernt war.

„Das ist die Morgue des St. Bernhard," sagte der Mönch. „Wollen Sie eintreten? Ich habe zufällig den Schlüssel bei mir."

Hostiwin nahm das Anerbieten an, beinahe nur, um länger in Gesellschaft des Mönchs zu bleiben. Der Mönch sperrte ein schweres Thor auf.

Beide traten in einen gewölbten Raum von ziemlicher Ausdehnung, durch dessen vergitterte Fenster die Luft frei hereinstrich. Tausend und tausend Knochen, die Ernte von Jahrhunderten, waren längs der Wand aufgeschichtet, alle gebleicht, viele zerbrochen, vermorscht, viele wohlerhalten. Hundert und hundert Schädel waren auf einander gelegt und sahen aus ihren leeren Augenhöhlen den Beschauer an. Der Frost hatte Alles mit einem glänzenden, weißen, wie Asbest funkelnden Reif überzogen. Auf dem Boden lag Leiche an Leiche, als habe man einen Friedhof blosgelegt. Jede lag oder saß in der Stellung, in welcher man sie gefroren gefunden, in ein schwarzes Tuch gehüllt. Es waren die Opfer vieler Winter. Die rasche Verdun-

stung, die auf dieser Höhe stattfindet, bringt es mit sich, daß die Leichen hier keiner Zersetzung unterliegen, sondern einfach zusammentrocknen. Auf der steinigen und ewig gefrorenen Höhe ist es nicht gut möglich sie zu begraben und so bleiben sie frei liegen, was auch das Gute hat, daß Der oder Jener der Verunglückten noch nach Jahren von seinen Angehörigen erkannt wird. Die Kleider bleiben bis an zwanzig Jahre an den Körpern, auch das Haar erhält sich.

„So viele Opfer fordern die Schneestürme?“ rief Hostiwin, nachdem er eine Weile lang schweigend dies Alles betrachtet. „Ich hätte das nimmermehr geglaubt.“

„Unser Bergpfad,“ erwiderte der Mönch, „wird nie ganz von Wanderern leer. Sommer und Winter, bei gutem wie bei schlechtem Wetter, ziehen Menschen, Männer, Frauen, Kinder über den St. Bernhard. Die Einen treibt der Eigennutz, eine tolle Verwegenheit, die Andern der Mangel, die herbe Noth des Lebens. Hunderte, Tausende kommen hinüber, Andern mißglückt es. Bei Tage, wenn das Wetter bös ist, schweifen unsere Leute umher, um Verirrte, Verschüttete aufzufinden und zu retten. Bei Nacht irren unsere Hunde allein über die Schneefelder. Wittern die Thiere einen Verunglückten, so graben sie sich bis zu ihm, legen sich auf ihn, um ihn zu erwärmen und stoßen ein Geheul aus, damit wir herbeikommen. Ist die Entfernung zu groß, so laufen sie — so klug sind sie — in's Kloster zurück, wecken uns, holen uns herbei. Manche finden wir, wenn es schon zu spät ist, Andere kommen erst als halb verzehrte Leichen, wenn der Schnee im Frühjahr schmilzt, zum Vorschein. — Sehn Sie! sehn Sie! arm und reich,

gut und schlecht liegt hier bei einander, noch eine Zeitlang unterschieden, bis Alles ein unscheinbarer Staub wird. Was trieb diesen armen Patron hieher?“ sagte der Mönch weiter, indem er das Tuch an einer Leiche lüftete. „Es ist ein Jude — Sie sehn noch den Gebetriemen um seinen Hals — sein Bündel liegt neben ihm. Der Wunsch, in Sardinien an geschmuggelter Waare ein paar Soldi zu verdienen! Und hier die junge Mutter mit dem Kind im Arme, das sie noch jetzt festhält — was wollte sie? Den Verführer wiedersehn oder floh sie vor ihrem Vater? Die Leichen, die in der Morgue von Paris oder London liegen, suchten den Tod; diese hier wollten ihm entgehen. Alle sahen ihn an sich herankommen, langsam, allmälig, bis der Schlaf kam und sie leise hinüberführte.“

Hostiwin erhob sich. Dieser Anblick taugte am wenigsten für seine jetzige Stimmung.

„Das Alles stimmt sehr traurig,“ sagte der Mönch. „Sie wollen fort. Ich nehme Abschied von Ihnen. Reisen Sie glücklich. Obgleich ich nicht weiß, ob Sie Katholik sind, erlaube ich mir, Ihnen diese kleine geweihte Münze als ein Andenken mitzugeben.“

„Ich danke Ihnen und werde sie bewahren,“ erwiderte Hostiwin. „Da ich aber, wie man mir sagt, mindestens noch für Heute und Morgen die Gastfreundschaft des Hospizes in Anspruch nehmen muß, hoffe ich Sie noch zu sehn. Also kein Abschied.“

Der Mönch blickte plötzlich, wie an einen Gedanken gemahnt, mit funkelnden Augen umher und sagte nach einer Pause: „Ich werde auf einige Tage das Hospiz verlassen und eben jetzt —“

„Sie gehen bei diesem Wetter fort?“ fragte Hostiwin.

„Ich bin's gewohnt,“ war die kurze Antwort.

„Es schneit eben wieder stärker, ich begreife nicht, wie man es wagen kann, jetzt in eine stundenweite Einöde hineinzugehn.“

Der Mönch lächelte und sagte: „Sie haben hier noch keinen Sturm erlebt! Für den Kundigen ist der Weg heute ohne alle Gefahr. Ich gehe in das Val de Ferret, vier Stunden von hier, wo unsere Waldungen sind. Wir brauchen Holz.“

„Und wann kehren Sie wieder?“ fragte Hostiwin, theilnehmend den Mann betrachtend, der bei scheinbar tief zerrütteter Gesundheit sich den Geschäften unterzog.

„Vielleicht erst in acht Tagen,“ sagte der Mönch. „Also noch einmal: Reisen Sie mit Gott.“

„Ich wünsche, daß die Befürchtungen, die Sie vorhin aussprachen, nur Täuschungen augenblicklicher Stimmung sind,“ sagte Hostiwin. „Oft glaubt man sein Ende nahe und es ist nur eine Mahnung des ermatteten Organismus.“

„Vielleicht!“ sagte der Mönch.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“ fragte Hostiwin.

„Frère Anselme — Bruder Anselm,“ sagte der Mönch, plötzlich deutsch sprechend.

„Das ist Ihr Klostername, ehrwürdiger Herr,“ sagte Hostiwin — „auch Ihr Zuname wäre mir als eine Erinnerung werth.“

„Mein Zuname? ich hab' ihn abgeworfen — hab' ihn vergessen!“ sprach der Mönch hastig und seine Mienen verdunkelten sich plötzlich.

Hostiwin sah in dieser Antwort nur eine Bizarrerie eines unglücklichen, müden, krankhaft gereizten Menschen und drückte zum Abschied die dargebotene Hand. Er war durch Alles, was er gehört und gesehn, zu einem hohen Ernste gestimmt worden und sah voll Theilnahme und unwillkürlicher Verehrung die hohe, aber bereits tiefgebeugte Gestalt am Stabe durch's Schneegestöber schreiten, um eine Felsecke biegen und in der Tiefe verschwinden.

Viertes Capitel.

Der Handel um Ismael.

Während Hostiwin mit dem Bruder Anselm in der Morgue sprach, war der Baron von Falkenau fröstelnd und die Hände reibend im Corridor des Hospizes auf- und abgegangen, um Ismael zu finden. Hostiwin's Benehmen hatte ihn herausgefordert und er hatte nun sein Point d'Honneur drein gesetzt, den Mohren für seinen Herrn, den Fürsten, zu gewinnen. Ueber die Bedingungen der Werbung hatte er Charte blanche erhalten. Da Falkenau in der Ueberzeugung lebte, daß es in der Welt kaum einen blendenderen Namen gebe, als den eines Fürsten von Plauenburg und ein glänzenderes Loos kaum denkbar, als dem Gefolge dieses Souverains anzugehören, so erschien es ihm über jeden Zweifel erhaben, daß der slavische Baron, wie er Hostiwin nannte, von Morgen an seine Weiterreise ohne Diener antreten werde.

Während er so durch die Corridors hinschritt, bedauerte er auf das lebhafteste, seinen Almanac de Gotha in einem Koffer gelassen zu haben, den er mit der Post vor-

ausgeschickt hatte. „Künftighin," sagte er zu sich selbst, „mache ich nicht den kleinsten Ausflug, ohne dies Buch in meiner Reisetasche mitzuführen. Es in allen Theilen auswendig zu lernen, ist unmöglich, und wo man es am wenigsten vermuthet, macht man Bekanntschaften, die uns in die Klemme bringen. So lange ich nicht weiß, wie alt diese Hostiwin's sind, ist es mir unmöglich, in mein Benehmen diesem Manne gegenüber die richtige Haltung zu bringen." Falkenau war geneigt, über den österreichischen Adel etwas geringschätzig zu denken und der slavische vollends erschien ihm als eine höchst zweifelhafte Schöpfung. Daß der Stammbaum dieser Herrn gewöhnlich in einem großen Grundbesitz wurzelt, gab mit Anlaß zu dieser gereizten Stimmung. Die Falkenau's waren uralt, ihre Ahnen hatten als Kreuzfahrer vor Jerusalem gefochten, aber sie hatten, wie es schien, weder besondere Schätze heimgebracht, noch besondere Stammburgen, die sich heute noch sehen lassen konnten, gegründet.

Der Herr Baron stand eben vor dem Monumente des General Dessaix, das zwischen den Corridoren steht und war bemüht, die Inschrift zu entziffern, als er Ismael die Treppe hinaufkommen sah. Der treue Mohr war fortwährend um die Todtenkammer herumgeirrt, voll Sorge, daß sein noch immer leidender Herr sich erkälten könne. Eben wollte er einen noch wärmeren Pelz herabholen, als Schritte und Stimmen es ankündigten, daß Hostiwin wieder in's Hospiz getreten sei. Er stand sich bedenkend still.

„Auf ein Wort, guter Neger!" sagte der Baron leutselig. „Kommt mit mir herauf in das Vorzimmer des Refektoriums, ich habe ein Wort mit Euch zu sprechen."

„Später stehe ich zu Diensten," erwiderte Ismael rasch. „Ich muß meinen Herrn aufsuchen."

„Euer Herr bedarf Euer in diesem Augenblicke nicht," sprach der Adjutant, „er befindet sich eben in Gesellschaft des hochwürdigen Priors. Ich habe Euch," fuhr er freundlich fort, indem er den Mohren mit sich fortzog, „einen Antrag zu machen."

„Welchen Antrag?" fragte Ismael verwundert.

Beide waren in das Vorzimmer getreten.

„Einen schmeichelhaften, einen glänzenden Antrag, guter Neger," sagte der Baron. „Einen Antrag, den Ihr wol wenig vermuthet. Euer intelligentes Othellogesicht hat meinem durchlauchtigsten Herrn, dem regierenden Fürsten von Plauenburg gefallen, er wünscht Euch in seinen Dienst zu nehmen."

Ismael schüttelte lächelnd den krausen Kopf. „Ich bin kein europäischer Diener," sagte er. „Ich gehöre dem Freiherrn von Hostiwin. Er hat mich in Cairo gekauft."

„Schön, schön," erwiderte Falkenau. „Diese Ansichten sind gut in Eurer Heimath. Wir aber leben in einem freien Lande. Ihr befindet Euch in großer Täuschung, guter Neger, wenn Ihr etwa glaubt, daß Ihr gebunden seid und daß Euer Herr gegen Euren Willen Ansprüche auf Euch erheben kann. Ihr seid frei. So angenehm und leicht im Ganzen Euer Dienst bei dem Baron von Hostiwin sein mag, Ihr wär't doch ein Narr, wenn Ihr Euch Eure Stellung nicht nach Möglichkeit verbessern wolltet. So ein Glück kömmt nicht wieder. Euer Dienst bei meinem gnädigen Herrn wird ein wahres Sorgenfrei sein, denn es kommt doch vorzüglich auf Eure Erscheinung an:

wir haben in Plauenburg keinen Mohren. Eure Beschäftigung wird es sein, den Fürsten bei Spazierfahrten und auf der Jagd zu begleiten und was nun die Vortheile anbetrifft, so kann ich Euch nur sagen, daß Ihr bei meinem durchlauchtigen Herrn mindestens doppelt soviel beziehen werdet, als bei Herrn von Hostiwin, einem kleinen, böhmischen Baron."

Aus Ismaels Auge flog ein grimmiger Blick auf den Sprecher.

„Einem kleinen Baron?" wiederholte er, langsam die Worte abzählend.

„Ja, ja," erwiderte Falkenau, „einem kleinen Baron. Euch, guter Neger, mag die Familie und das Haus Eures Herrn ganz imposant erscheinen, aber auf dem Schlosse eines Souverains —"

„Wie groß ist wol das Land Eures Herrn?" fiel Ismael in die Rede.

„Das kann ich nicht sogleich sagen," erwiderte Falkenau, „doch ich meine — an die dreißig Quadratmeilen jedenfalls —

„Nun dann kann ich Ihnen versichern, Herr Baron, daß mein Herr ihm nicht gar so sehr nachsteht — mit seinen fünf Herrschaften —"

„Nebensache! Nebensache!" sagte Falkenau mit abwehrender Handbewegung, die Eigenthumsfrage vornehm abfertigend. „Wer kennt dessenungeachtet die Hostiwin's!"

„Ich meine, ich kenne sie!" erwiderte Ismael.

„Schön, schön! Eure Anhänglichkeit ist rührend," entgegnete der Adjutant. „Aber es sollte mir leid thun, wenn sie einen klugen Burschen, wie Ihr mir zu sein

scheint, gegen seinen Vortheil blind machen sollte. Herr von Hostiwin äußerte selbst, als die Angelegenheit vorhin beim Frühstück zur Sprache kam, daß er Euch nicht im Wege stehen wolle, wo es Eurem Glücke förderlich sein könne und Euch ziehen lasse —"

„Das sagte mein Herr?" fragte Ismael mit bitterm, schmerzlichem Ausdruck.

„Gewiß, gewiß, das sagte er!" wiederholte Falkenau.

Ismaels Augen rollten groß umher. Dann sagte er: „Ich bin sein Sclave. Er kann mit mir nach Gutdünken handeln. Er kann mich verschenken — aber was hab' ich gethan, das zu verdienen?"

„Nun, dann verschenkt er Euch!" fiel der Adjutant ein, um auf das seltsame Gemüth des Menschen, der vor ihm stand, einen Hauptschlag zu führen. „Der Baron ist viel zu viel Cavalier, um nicht einem Wunsche eines souverainen Herrn entgegenzukommen. Ihr geht mit uns, guter Neger."

In diesem Augenblicke trat Hostiwin an der Seite des Fürsten in das Gemach. Der Mohr hatte ihn kaum erblickt, als er, ohne sich halten zu lassen, auf ihn zuflog. „Herr! Herr!" rief er. „Du willst mich verschenken? Du kannst es. Aber Ismael lebt dann nicht lange mehr!"

„Gute Seele! so war es nicht gemeint!" sprach Hostiwin tröstend. „Ich sagte, daß ich Dich, so weh es mir auch thäte, ziehen lassen wolle, wenn Du durch Vortheil bewogen, den Willen hättest, mich zu verlassen."

„Aber der Herr Adjutant sagte doch —" stammelte Ismael.

Der Fürst warf einen strengen Blick auf seinen Reise-

begleiter: „Falkenau," sagte er, „mir scheint, Sie haben mit Ihrer Vollmacht argen Mißbrauch getrieben."

„Es reizte mich zu sehn, wie weit die Anhänglichkeit eines Dieners gehen könne," erwiderte dieser verwirrt. „Es scheint," setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu, „hier ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Herr und Diener zu bestehn, wie es wol nur im Lande der Slaven getroffen werden kann."

Hostiwin wollte scharf antworten, aber der Fürst trat dazwischen. „Falkenau," sagte er, „Sie sind noch zu wenig aus unserem kleinen Plauenburg herausgekommen. Ich bedaure, mich Ihrer in dieser Angelegenheit bedient zu haben."

Er entließ den Hofmann mit einer Handbewegung.

„Baron," fuhr er zu Hostiwin gewendet fort, „eine Marotte von mir hat unsere Bekanntschaft eingeleitet und Sie haben durch sie bereits manchen Verdruß gehabt. Entschuldigen Sie. Ich sage meinen Gelüsten auf Ihren Mohren für immer Adieu. Ich hoffe, daß sich bei weiterer Bekanntschaft die ersten, unangenehmen Eindrücke verwischen werden. Der Vorfall hatte doch das Gute, daß er uns zusammengeführt."

Fünftes Capitel.

Die Geschichte des Fürsten von Plauenburg.

In den nächsten zwei Tagen — das Wetter hatte sich noch immer nicht zum Bessern gewendet — kam eine große Annährung zwischen Hostiwin und dem Fürsten zu Wege. Beide besaßen die Eigenschaft, nach kurzem, oberflächlichem Umgang aus Fremden gute Bekannte werden zu können.

Es kam so weit, daß Hostiwin ein und das andere bedeutsame Ereigniß seines Lebens erzählte. Er wählte natürlich weit hinter ihm liegende Stoffe, die er als abgethan und seiner Lebensgeschichte verfallen, betrachtete. Die jüngste Vergangenheit ließ er unberührt unter ihrem dichten Schleier, wie sehr es auch drängen mochte, vor einem verständigen, den Ernst der Sache fühlenden Zuhörer eine lange Reihe von Begebenheiten auseinanderzubreiten, die noch immer sein ganzes Gemüth einnahmen und seine ganze Phantasie beherrschten und aufregten.

Dieser Drang wurzelte, man braucht dies wohl kaum zu sagen, keineswegs in der Eitelkeit einer leeren Mittheilungslust. Wenn eine mächtige Katastrophe vorübergegangen, ist sie für die sie überlebenden Personen noch lange nicht zu Ende. Der Geist wandelt noch immer auf der Stätte des Schmerzes und des Grauens, in traumhafter Wirklichkeit steht die eben verlassene Welt vor uns da, sie drängt sich zwischen die Ereignisse des Tages und will noch lange nicht weichen. Die Katastrophe selbst erscheint dem, der sie herbeigeführt, fremd, wunderbar, geheimnißvoll. Was man entwirft und beschließt, erhält

so selten die berechnete Gestalt, es existirt etwas im Leben, man nenne es Zufall oder Schicksal, das sich ewig und ewig in unsere Handlungen mischt, mit uns zu handeln scheint und der fertigen Thatsache etwas Wunderbares gibt. Man wundert sich wie alles so gekommen, man kennt sein eigenes Werk kaum mehr, es hat je nach seiner Bedeutung das Geheimnißvolle eines Naturproducts erhalten. Wenn die That abgeschlossen daliegt, ist der Schöpfer derselben einen Augenblick lang kleiner als sie. Es ist als wachse sie ihm über den Kopf und wenn sie auch ganz so aussehen sollte, wie er sie beabsichtigt, er freut sich, als habe er sie gefunden und nicht beschlossen, oder trauert, als wäre sie blind über ihn gekommen und nicht von ihm begangen. Darin besteht der Hauptreiz aller Ereignisse, das ist die Poesie der Weltgeschichte.

Inmitten einer solchen Ueberraschung, in der höchsten Befremdung über sein eigenes Werk befand sich begreiflicher Weise Hostiwin noch immer. Die Scene am Traunsee hörte in seinem Geiste noch immer nicht zu spielen auf. Er sah die Gestalten lebhaft vor den Augen, er hörte die Stimmen Cilly's und Sebastians die schweigende Nacht durchdringen, ja sogar den Kahn prasseln und das bewegte Wasser an Kahn und Ufer anprallen und anzischen. Auch ihm waren die Thatsachen über den Kopf gewachsen, wenn er sich auch überall als ihren Urheber bekennen mußte. Es floß freilich jede Wirkung aus ihrer Ursache und jeder unerwartet gekommene Vorfall hatte still und heimlich im Kreise festumschriebener Möglichkeit geschlummert, immerfort dem Erwachen nahe und zum Emporspringen bereit. Es war Nichts geschehen, was sich nicht

hinterher der Verstand ableiten oder der Verstand nicht begreifen konnte, dennoch revoltirt sich der Mensch gegen das vollzogene Naturgesetz und die einleuchtende Nothwendigkeit alles Geschehenen mit dem zermalmenden Gedanken, daß doch aus den verschuldeten Ursachen mildere Folgen hätten hervorgehen können. Dieses vermeintliche Mißverhältniß bricht den menschlichen Stolz zusammen, verhöhnt die selbstbewußte Kraft und erzeugt den furchtbaren Kleinmuth nach vollbrachter That. Man entschuldigt sich, man klagt Zufälle an und — erfindet das Schicksal. Diese theilweise oder gänzliche Verleugnung seines Werkes nennt man Reue. Allerdings hat sie, in diesem Sinne genommen, mit jenem kläglichen Zustande nichts gemein, in welchem der Schuldige aus Furcht vor der Strafe oder aus Schmerz über erlittenen Schaden die Schuld beweint und wie man sagt, zu Kreuze kriecht.

Von dieser höheren Reue war Hostiwins Gemüth noch immer voll. Der späte, vergebliche, in's Nichts verhallende Ausruf: Hätte ich doch das und das nicht gethan oder anders gethan! war gewissermaßen an seine Lippen festgefroren und durchfuhr sein Gemüth von einem Pole zum andern! Es war ihm zu Muthe als dürfe er fortan seine matt hernieder hängenden Arme nie wieder emporheben, um nicht bei der alltäglichsten Bewegung derselben auf's Neue einen großen Gegenstand umzuwerfen. Wie er sich auch über sein Verhängniß beklagen durfte, so war er doch weit entfernt, nur einen Theil der Schuld sein zu nennen. Er nannte Alles sein. Er war zu vernünftig und zu sehr Mann, um nicht das Ganze auf seine Schultern zu nehmen und zu tragen. Er sagte nicht,

um in einem Bilde zu sprechen: Diese Bürde, die man mir auflud, ist zu viel! sondern: Alles zusammen ist furchtbar schwer!

In diesem Zustande kam Hostiwin in dem Hospiz des St. Bernhard an und fuhr fort, die Eindrücke zu verarbeiten, die Vorstellungen zu ordnen und den Stoff für immer zu bewältigen, mit einem Worte: er baute an dem großen Mausoleum in seiner Seele weiter, wo entschwundene Liebe, verblichene Freuden, vergangenes Glück in steinernen Särgen ruhen, in Särgen, an welchen Schwermuth wacht und die nur die Erinnerung besucht. Niemand hat ein ganzes Leben zu Ende geführt, ohne in seinem Inneren eine solche Begräbnißstätte zu haben, nur daß das edle Gemüth die Gräber pflegt und schmückt und der stumpfsinnige Barbar die Todten liegen läßt, wie sie fallen. . . . . .

In dieser Gemüthsverfassung hätte Hostiwin gern den Fürsten zu seinem Vertrauten gemacht und ihm gern die letzte Nacht, die schreckliche Nacht vom Traunsee, von der seine Seele noch so voll war, geschildert. In der Erzählung, von einem würdigen Zuhörer angeregt, führt man das Gemälde, dessen Idee die Brust erfüllt und drückt, mit weit lebendigeren Farben aus, als wenn man es nur in Gedanken vor sich zu vollenden sucht. Das Schweigen ist Zwang der Klugheit und eingeschulte Kunst; es ist so verführerisch, vor einem verständigen und mitfühlenden Wesen eine große Empfindung auszusprechen!

Dennoch hielt Hostiwin die Geschichte der jüngsten Vergangenheit an sich, wenn auch nicht ganz. Eines Abends als er wieder auf dem Zimmer des Fürsten saß,

der Thee auf dem Tische dampfte und er aufgefordert worden war, irgend ein Erlebniß zu erzählen, wählte er nur eine Geschichte aus seiner Jugend. Sie hatte einige Analogie mit seiner letzten Katastrophe und er wählte sie geflissentlich, um den ihn bewegenden Gedankeninhalt auszusprechen. Als er zu Ende gekommen, wurde über den Gang der Thatsachen, die Unberechenbarkeit der Zwischenfälle, die Schuld und den Willen lange und lebhaft disputirt. Hostiwin sprach über das wenn auch nicht vergessene, doch abgethane Abenteuer, wie wenn es sich um die Liebe zu Cilly und deren Untergang gehandelt hätte. Der Fürst sagte zum Schlusse:

„Ihre Devise ist ganz die meinige: Leben heißt aus einer Schuld in die andere gerathen. Der verbrecherische Wille sucht sie, der Edle meidet sie und findet sie nicht selten. Ist eine That gesetzt, so nimmt sie uns — wie oft! jede freie Entschließung hinweg und diktirt mit der ihr eigenen Logik die folgende, die wir zu thun haben, dann die dritte und die letzte. Wir gehören uns im Laufe der Handlung fast gar nicht mehr selbst an und kommen nicht früher zu uns selber, als bis Alles vorüber ist und wir dann erfahren: unser sei die ganze Verantwortlichkeit."

„Die Jugend," antwortete Hostiwin, „die ein blindes Selbstvertrauen und eine schrankenlose Hoffnung erfüllt, der Jugend ist der Glaube eigen, daß die innere Kraft zum Leben auslange und der Wille die Dinge regiere. Es ist nicht so. Der reifere Mann, von Erfahrungen und unausbleiblichen Enttäuschungen belehrt, fängt das Princip seiner frühern Tage bald in Zweifel zu ziehen an und wird, noch lange, bevor die Haare seines Hauptes

ergrauen, ein Fatalist. An eine Uebermacht in der Menschenwelt wie in der Natur prallt er an und fühlt, in seinem Instinkt wenigstens, das dämonische System, das die Welt ordnet und führt, da der höhere Geist so selten gegeben ist, der es sich zu klarem Bewußtsein bringt. Denn was anders heißt der banale Ausruf, den man täglich hören kann: so geht es in der Welt! als: ich komme nicht vorwärts, wie ich will, sondern ich werde geschoben, wenn ich sitzen und werde festgehalten, wenn ich vorwärts treiben möchte, kurz, ich bin eine Welle unter Millionen Wellen, die je nach den Bedingungen ins Meer mitrollt, am Gestade versickert oder in die Luft verdunstet. Wäre es anders, dann legte die Welt auch nicht so viel Gewicht auf den Erfolg, dann müßte sie auch die bloße Absicht und den guten, vernünftigen Entwurf krönen. Sie thut das Gegentheil. Sie bedauert oder bespöttelt das fehlgeschlagene Unternehmen und unterschiebt sogar dem blinden Erfolge eine entsprechende Absicht."

Der Fürst schwieg einen Augenblick, sagte dann: „Ich bin von dem Zusammentreffen unserer Ueberzeugungen überrascht. Wir sind Beide von der Vorherbestimmung, die der Mohamedaner, der ausgebildetste Fatalist, Takdir nennt, gleich weit entfernt wie von der absoluten Willensfreiheit, die unser Zeitalter, seltsam genug, noch immer mit Eifer verficht. Wir sind weder zu einer Reihe von Handlungen vorbestimmt, wie die Laterne, die immer und überall zum Leuchten, oder wie das Messer, das immer und überall zum Schneiden da ist, noch sind wir immer von neuem frei, denn das hieße allmächtig und göttergleich sein. Das ganze Leben ist wie in einen Strom

geworfen, da heißt es: Schwimme heraus. Diese Nothwendigkeit ist des Menschen Wille. Dem Unsinnigen und dem Selbstmörder steht es freilich in jedem Augenblicke frei, zu ertrinken."

„Durchlaucht," nahm Hostiwin das Wort, „ich muß annehmen, daß Jener, der sich zu dieser Weltansicht bekennt, zum mindesten ein Stück düsterer Vergangenheit habe. Der Mensch ist von Natur viel zu heiter und leichtsinnig, als daß er die schmeichlerisch beruhigenden Doktrine unserer Erziehungsschulen so leicht mit dem trostlosen Ernst und der zermalmenden Wahrheit eines Systems vertauschte, in welchem ewige Naturgewalten erbarmungslos schalten und Alles, heiße es Stein, Mensch oder Stern, nach denselben Gesetzen festhalten, wegschleudern und zertrümmern. Auch mir ist von dem angebornen, heiteren Leichtsinne der Menschen mein Theil geworden und ich weiß, welche Fluth von Schicksalen sich heranwälzen mußte, um den spielenden Knaben vom lieblichen Ufer zurückzutreiben und dem Manne ein Grauen vor der Welle beizubringen."

Der Fürst lächelte bedeutsam und senkte den Kopf, wie wenn er nachsänne, wie weit er in seiner Antwort gehen dürfe. Hostiwin beobachtete ihn und fragte sich im Stillen, in welche Conflikte ein Mann gerathen sein könne, dessen Gesicht so ebenmäßig schön und sanft aussah und auf eine ebenso harmonische Seele deutete.

Da sagte der Fürst: „Durch das Vertrauen, das Sie mir mit Ihren Bekenntnissen geschenkt, stehe ich in Ihrer Schuld und ich weiß sie nicht besser abzutragen, als wenn auch ich Ihnen aus meinem Leben ein Stück meiner Geheim-

nisse offenbare. Kann auch meine Erzählung nicht die Phantasie so aufregen, wie es die Ihrige vermochte, so wird sie doch zu Ihrer Empfindung sprechen und Ihre Theilnahme um so gewisser hervorrufen, da der Held sein Schicksal selbst erzählt und es noch einmal beklagt."

„Ich danke, Durchlaucht," erwiderte Hostiwin „und brenne vor Verlangen einer edlen Persönlichkeit noch näher treten zu dürfen."

Der Fürst verneigte sich leicht und begann.

— — — — — — — — — — — —

„Kaum zwanzig Jahre alt, seit wenig Monaten von der Universität zurückgekehrt, wurde ich um die Osterzeit herum zu einem Balle geladen, den die Studenten von Plauenburg arrangirt hatten. Ich wußte aus Erfahrung, was mir diese Unterhaltung zu bieten habe und hatte eigentlich keine Lust hinzugehen. Nur die Rücksicht, meine ehemaligen Collegen durch mein Ausbleiben nicht zu verletzen, führte mich hin. Falkenau, der Vater des jungen Mannes, den Sie kennen gelernt haben, wie dieser ein sanguinischer, heiterer, leichtbeglückter Mensch, begleitete mich. Ich war aber kaum hingekommen, als meine anfängliche Unlust zu weichen begann. Die Anstalten, die man getroffen hatte, um mich zu empfangen, wie die allgemeine Befriedigung darüber, daß ich das heitere Fest zu theilen gekommen, verscheuchten meine anfängliche Gemessenheit und lockten endlich eine ballmäßige Stimmung in mir hervor. Bei dem ersten Ton der Instrumente stürzte ich mich in das Tanzgewühl und von der Musik lieblich berauscht, kam ich vor Mitternacht fast gar nicht wieder her-

aus. Ich wechselte die Damen ohne Unterlaß, denn schön oder minder schön galt meiner Heiterkeit gleichviel. Da trat Falkenau, mit dem ich den ganzen Abend kein Wort gewechselt, an mich heran und sagte: „Durchlaucht haben mit so viel Damen getanzt, daß Ihnen fast keine neue Tänzerin mehr bleibt, außer merkwürdigerweise die schönste, die Ballkönigin.“

Ich war überrascht, versetzte aber spöttisch: „Eine seltsame Ballkönigin, die mir gar nicht aufgefallen zu sein scheint. Mein Geschmack kann unmöglich ein solcher Sonderling sein.“

„Das muß man abwarten,“ gab Falkenau zur Antwort, indem er mich auf die entgegengesetzte Seite des Saales führte. „Sehen Sie dorthin,“ sagte er endlich, „dort hin, in die Nähe des Wandspiegels.“

„Allerliebst,“ antwortete ich hinsehend, „doch mit Dieser habe ich längst schon getanzt.“

„Ich meine nicht die Blondine,“ berichtigte Falkenau, „weiter links, die Flammenaugige mit dem rabenschwarzen Haar, das so auffallend auf die weißen Schultern niederfällt.“

„Die?“ rief ich hinstarrend, „wer kann die Aufmerksamkeit mächtiger herausfordern als diese und doch sehe ich sie zum ersten Male!“

„Nun?“ fragte Falkenau, als ich fortfuhr die Bezeichnete in schweigender Betrachtung zu fixiren.

„Kommen Sie!“ gab ich zur Antwort, nahm Falkenau unter den Arm und zog mich mit ihm in die Mitte des Saals zurück. „Es ist die Ballkönigin, in welchem Saale der Welt sie auch erschiene!“

Sie war wirklich zauberhaft schön. Natürlich war meine erste Frage, wie sie heiße und woher sie sei. Da hörte ich von Falkenau zu meinem größten Erstaunen, sie sei die Tochter eines bekannten Geschäftsmannes in Plauenburg, den ich im Verlaufe meiner Erzählung Arnheim nennen will und heiße Adelheid. Ich riß mich von Falkenau los und wollte auf einem Umwege zu dem Mädchen gelangen und es zum Tanze bitten, aber ehe ich dies noch ausführen konnte, war sie aufgestanden und in das anstoßende Zimmer, wo das Büffet stand, gegangen.

Eine seltsame Unruhe ergriff mich, ich bildete mir ein, sie sei schon im Begriffe nach Hause zu gehn, da es schon weit über Mitternacht war und ich werde ihre holde Gestalt nicht mehr beim heutigen Tanze in den Armen wiegen können. Meine bisherige Heiterkeit erschien mir wie ein sinnloser Tumult, der ganze Ball verfehlt, wenn ich nicht mit Adelheid getanzt, wenn ich nicht wenigstens ein Wort mit ihr gesprochen. Sie bisher nicht bemerkt zu haben, nannte ich ein Unglück, meine späte Aufforderung zum Tanze eine Beleidigung der Ballkönigin. Da sehen Sie, werthester Freund, eine enthusiastische, schwärmerische Jugendseele, die ein Blick, also ein bloßer Lichtreflex, glücklich macht und ein Schatten an der Wand verwundet!"

„Durchlaucht," antwortete Hostiwin, der sich ähnlicher Situationen erinnerte, „ich würde solche Naturen bevorzugt nennen, wenn ich dem Selbstlob nicht ausweichen müßte."

„Unbestreitbar besitzen solche Menschen eine reichere und schwungvollere Seele," versetzte der Fürst. „Leider besitzen sie selten das Glück der Rechenmeister."

Hostiwin nickte, bitter lächelnd, mit dem Kopfe und der Fürst fuhr in seiner Erzählung fort.

„Ich liebte den Umgang mit Damen und hatte bis dahin mit Hunderten gesprochen, doch hatte sich mir bis zu dieser Stunde die Macht keiner Einzigen mit einem so entschiedenen Siege beim ersten Anblick angekündigt. In diesem, bald süßen, bald stechenden Gefühle irrte ich im Tanzsaale einige Zeit auf und ab. Da erschien Adelheid plötzlich am Eingang der Thüre, die zum Büffet führte, wieder und blieb dort stehen. Ein wilder Gallopp hatte eben begonnen. Ich sah sie, flog hin und bat sie zum Tanze. Sie folgte mir, sich stumm und ernst verneigend, in die Colonne, ohne daß ich ihr ein Wort sagen konnte, denn den flauen Redensarten, die bei einer ersten Anrede am Platze sind, war mein Inneres schon meilenweit voraus. Ich sah nur auf sie, auf das Ebenmaß reizender Formen, auf den weißen Kranz im schwarzen, in Locken herabfallenden Haare, auf den blendend klaren Teint ihres Gesichts, das zwei große dunkle Augen beseelten, die bald eine lebendige Glut ausströmten, bald in milder Schwärmerei, dem Verschmachten nahe, zu erlöschen schienen. Da kam die Reihe zu tanzen an uns, ich flog mit ihr durch den Saal, hoch beglückt, daß es mir doch vergönnt war, die hohe, anmuthige Gestalt in meinen Armen zu halten. Der Tanz weckte in mir Muth und löste meine Zunge. Ich sagte, als wir uns wieder angestellt hatten, daß es mir ein Räthsel sei, daß ich es erst jetzt erfahren, daß Herr Arnheim eine Tochter besitze und ein noch größeres, wie ich die ganze Nacht in ihrer Gesellschaft verbracht, ehe sie mir das Glück in den Weg geführt. „Sie

beehren unsere Bälle so selten mit Ihrer Gegenwart," gab sie mir ernst zur Antwort. „Das wird nicht wieder geschehn," sagte ich, „denn ich werde mit Ungeduld jeden nächsten Ball erwarten, um Fräulein Adelheid wiederzusehn." Sie flüsterte ein „sehr gütig" mit demselben Ernst und blickte zu Boden.

Ich, von diesen Anzeichen gewarnt, fuhr in meiner Exaltation gemäßigter fort. „Wenn sich," sagte ich, „die Grenze ziehen ließe, die Bewunderung von Schmeichelei trennt, würde ich Ihnen schildern dürfen, welchen hohen Werth ich auf Ihre Bekanntschaft lege. Ich bitte Sie daher, zu glauben, daß mich das Schweigen, zu welchem ich mich verurtheile, die größte Pein kostet." Sie antwortete gleich ernst, nur daß ein schelmisches Lächeln äußerst flüchtig um den Mund dahinblitzte, daß sie sich den Grund nicht denken könne, der mich bewegen könne, einem Mädchen, wie ihr, Schmeicheleien zu sagen. Ich wäre wohl zu stolz, sie zu wenig eitel dazu. „Schönheit," sagte ich, „ist verführerisch und verwandelt auch stärkere Charactere, als ich bin, zuweilen in Höflinge. Vor Ihnen ist aber Alles, was in mir vergeblich nach Ausdruck ringt, jubelnde Wahrheit und Enthusiasmus der Ueberzeugung." „Durchlaucht!" fiel sie mir in's Wort: „nicht weiter! ich bitte Sie!"

Unbekümmert um ihre Beschwörungen ließ ich den ganzen Strom meiner Liebesgeständnisse los. Ich sah sie verwirrt, vielleicht zürnend zu Boden blicken. Ich wußte kaum was ich sagte, doch es ist gewiß, daß es maßlos, wie meine Empfindung war. Sie hörte mich erst verlegen an, dann hob sie die großen, schönen Augen und sah mich unbewegt, gebietend, machtvoll an. Mich zähmte Nichts,

weil ich Nichts zu verlieren hatte. Kaum war ich zu Ende und harrte einer Antwort, die mir in diesem Augenblick mein Schicksal zu entscheiden schien, als ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren herantrat und meine Dame um eine Extratour ersuchte. Adelheid, ohnehin verwirrt, fühlte dies, mir gegenüber, als einen neuen Zuwachs von Verlegenheit. Doch ich kam ihr schnell zuvor, indem ich gute Miene zum bösen Spiele machte und — als wäre es von selbst verständlich — auf jedes Vorrecht in diesem geselligen Kreise verzichtete.

Adelheid flog im Tanze hinab.

In höchster Aufregung blieb ich, wie im Boden wurzelnd, stehn; es flimmerte mir vor den Augen, die Adelheid überall folgen wollten. Da flog sie dicht an mir vorbei. Mein Blick fiel auf den jungen Mann. Er hatte ein auffallend scharf geschnittenes Gesicht, das interessant zu nennen war, mit zwei dunklen, energisch blickenden Augen.

In diesem Augenblicke verbeugte sich ein ältlicher, behäbig aussehender Herr auf das Unterthänigste vor mir. Es war Arnheim, Adelheid's Vater. Er begann eine Fluth von Entschuldigungen zu murmeln, denn er war der festen Meinung, daß ich es übel genommen, daß seine Tochter der Einladung zur Extratour gefolgt sei. Trotz meiner freundlichen Entgegnung wurde er nicht ruhig und sagte: der junge Mensch, ihr Tänzer — mit Namen Celsius, ein Jurist, sei eigentlich an Allem schuld, doch möge ich ihm seine Taktlosigkeit zu Gute halten; er kenne mich wol schwerlich, da er meist in Jena lebe. Er sei ein vieljähriger Freund in Arnheim's Hause und so gut wie Adelheid's Bräutigam

Dies letzte Wort schlug mir furchtbar an's Herz. Ich hatte Mühe, meine Bestürzung nicht zu verrathen. Da kam Adelheid mit Celsius wieder zurück. Dieser entfernte sich, doch fast gleichzeitig hörte auch der Gallopp auf, der mir ein kleines, vorübergehendes Recht auf Adelheid gab. Vater und Tochter verbeugten sich tief vor mir und ließen mich unaussprechlich unglücklich allein. Aeußerlich den heitersten Menschen spielend, stellte ich mich in die Mitte des Saales, als ob ich die Tänzerinnen musterte, während all' meine Aufmerksamkeit nur Adelheid gewidmet war, die von einigen Freundinnen vor dem Abgehen Abschied nahm. Noch einmal, von meinen Gefühlen fortgerissen, näherte ich mich ihr und erhaschte noch einen Moment, um ihr ein Wort zu sagen. „Adelheid," flüsterte ich vorwurfsvoll, „Sie sind Braut?"

„Sie wissen es," gab sie zur Antwort, „und richteten sich nicht darnach?"

„Ich erfuhr es erst jetzt aus dem Munde Ihres Vaters," sprach ich, „doch warum haben Sie es nicht selbst mir gesagt, verhängnißvolle Ballkönigin?"

Wir gingen auseinander. So endete für mich der Anfangs so heitere Ball, wofern man da von einem Ende sprechen kann, da doch von dort eine Reihe von Schicksalen auslief, die noch heute, nach zwanzig Jahren, weder in meinem Gemüthe, noch in der Welt der Thatsachen abgeschlossen ist. So viel beschwört ein Anblick über uns herauf, so viel verschuldet ein Auge!"

Der Fürst hielt inne und Hostiwin bemerkte:

„Mich hat niemals noch im Leben eine mächtige Liebe ergriffen, die nicht der erste Blick geweckt hätte und die

nicht, wie mittelst eines elektrischen Strahls, einer Explosion gleich, aus meiner Seele hervorgebrochen wäre. Es kam dann wol vor, daß es sich zeigte, ich sei das Spielzeug einer Illusion gewesen, die ich belächeln und schnell abschneiden mußte, doch was immer eine große Rolle in meinem Herzen gespielt, ist nicht langsam entstanden und in kleinen Abstufungen emporgewachsen, sondern hat mit einem Male, auf einen Schlag, wie ein Zauberbaum Stamm, Blätter und Blüthen erhalten. Die Liebe ist eine Inspiration, wie jede Idee, und ich gehe daher so weit, zu behaupten, daß eine Neigung, die sich nach und nach bildet, ihre Nahrung aus abseits liegenden Ursachen zieht. Erwärmte Eigenliebe, wunderliche Caprice, herausgeforderter oder gekränkter Stolz, seinem Ziele verpfändete Ehre, setzen dann die Begeisterung für ein Zweites zusammen; sogar der lange anhaltende tägliche Verkehr, der als Macht der Gewohnheit wirkend auftritt, kuppelt unsichtbar und hartnäckig in tiefster Stille. Aber Liebe, die diesen Namen zu tragen verdient, ist eine unmittelbare Anschauung des Andern und das reine, uns selbst überwältigende Gefallen an einem Schönheitsbilde. Man sieht das Bild und ist ohne jede Bedingung sein. Die weitere Betrachtung und nachträgliche Analyse sind nur eine Vertiefung in das Geschaute und bringen die wunderbare Ueberraschung herbei, daß man sich nicht täuschte, wo Täuschung so nahe lag, sondern im Gegentheil eine Harmonie finde, die gerade unsere, so und nicht anders beschaffene Seele voraussetzt, um sie zu genießen. So liebt man, blos weil man etwas gesehen und man hat eigentlich nichts gesehen, sondern nur seine Augen aufgethan. Schön und tiefsinnig symbolisirt diese

Idee die griechische Mythe, die den Liebesgott mit verbundenen Augen seinen Gang durch die Welt machen läßt. Die Liebe wird zuerst geahnt und man schaut den andern Gegenstand durch eine magische Binde. Legt man diesen Schleier ab, wird man nie mehr voll und ganz lieben. Was mich betrifft, ich glaube, mir hat ein Sturm am Ufer des Traunsees diesen idealen Schleier für immer entführt."

„Baron," sagte der Fürst, „Sie haben mit Ihren Worten meinen Gedanken über die Liebe enthusiastischer Naturen klare Umrisse gegeben. Wir stimmen zusammen und diese Zusammenstimmung erfreut mich tief. Ich wünschte, Sie wären seit Jahren mein Freund gewesen. Nun, da Sie mir durch ein glückliches Ungefähr in den Weg geführt worden, will ich mich aufrichtig um Ihre Freundschaft bewerben."

„Durchlaucht," antwortete Hostiwin, sich freundlich verneigend, „auch ich komme aus der Alltagswelt hier an und war zu lange in einer Schaar von Freunden allein, um Ihnen nicht auf's Freudigste entgegenzueilen! Der ganze Gang Ihrer Erzählung verräth eine geistige Affinität unserer Naturen, und es drängt mich, das Weitere zu hören, um all' unsere Berührungspunkte kennen zu lernen."

„Sie sind sehr theilnehmend," sprach der Fürst, „ich fahre fort."

„Vom Balle nach dem Palais zurückgekommen, verbrachte ich schlaflos, in meinem Zimmer auf- und abgehend, den weiteren Rest der Nacht in hoffnungslose Trauer versunken. Jedes Wörtlein, das Adelheid gesprochen, wog ich ab, jeden Blick, den sie auf mich geworfen, suchte ich

zu zergliedern, um ein bischen Hoffnung daraus zu schöpfen; umsonst, ich schien ihr gleichgiltig gewesen zu sein, nicht des kleinsten Wörtleins werth. Ich blieb von dieser zerschmetternden Ueberzeugung wie betäubt. „O die Ballkönigin!" seufzte ich wol an die hundert Male. So ging es bis zum Morgen und noch in drei Tagen hörte dieser beklagenswerthe Zustand nicht auf.

Merkwürdiger Weise kam mir mein Kammerdiener zu Hilfe, um meinen Gedanken eine kräftigere Richtung zu geben. Dieser, eine gewöhnliche, aber sehr treue Bedientenseele, war in meinem Cabinet mit einer Arbeit beschäftigt, als ich eben schmerzensmatt im Lehnstuhl meinen Gedanken nachhing.

„Graswald," sagte ich — das war sein Name — „kennen Sie die Familie Arnheim?"

„Sehr genau," antwortete er. „Mein älterer Bruder war dort Commis."

„So!" erwiderte ich scheinbar ruhig. „Wieviel Kinder hat er?"

„Nur ein einziges," erwiderte Graswald, „aber einen Engel von einem Mädchen. Die sollten Sie kennen, Durchlaucht!"

„Lieber sie nicht sehn!" rief ich, als ob es nicht schon zu spät gewesen wäre. „Hat sie kein Verhältniß?" fragte ich weiter.

Graswald besann sich und sagte dann: „So viel ich glaube, nicht. Es heißt wol lange schon, ein Jurist Celsius wolle sie heirathen, doch das Gerede ist alt und es ist daraus noch immer nichts geworden."

„Das Mädchen," sagte ich, „war Sonntags auf dem

Balle. Der Vater sagte dort, das Mädchen sei Braut und zwar eines Juristen."

„Dann müßte es sich," gab Graswald zur Antwort, „seit Kurzem so geändert haben. Vor anderthalb Wochen etwa, als ich die Candelaber dort aus der Arnheim'schen Handlung abholte, sprach ich fast eine halbe Stunde lang mit der Adelheid und neckte sie mit Scherzen über bevorstehendes Heirathen. Sie sagte mir damals in allem Ernst, daß es bis dahin noch weit habe. — Vielleicht," setzte Graswald nach einigem Nachdenken bedeutsam hinzu, „vielleicht thäte sie es dem Vater zu Liebe."

„Dem Vater?" rief ich plötzlich auffahrend, ohne es wieder zurücknehmen zu können.

„Ja, dem Vater," bestätigte Graswald. „Der Celsius kann ihr ja nicht gefallen — ein so finsterer schweigsamer Mensch! Die ist noch immer für jeden besseren Bewerber zu haben."

Ich erwiderte etwas, dessen ich mich nicht mehr entsinne, hätte aber dem Menschen für seinen Trost die Hände drücken mögen.

„Adelheid," fuhr Graswald indeß in rechter Sprechlust fort, „ist gar lebenslustig, auch trau' ich ihr ein warmes, feuriges Herz zu — nur muß, das versteht sich, der Rechte kommen — der ließe sich schon ein Briefchen in die Hand spielen —"

„Wie meinen Sie das, Graswald," rief ich, ohne recht zu wissen ob ich in die Betonung der Worte Entrüstung oder Aufmunterung legen sollte.

„Ich meine," sprach Graswald, die Sache so: „Ich sehe, daß Sie mehrere Tage schon recht traurig sind, bei-

nahe krank. Was kann einem Herrn, dem Alles zur Verfügung steht, fehlen, wenn es nicht der Kummer um irgend eine Dame ist?"

„Und da vermuthen Sie gleich, ich liebe Adelheid Arnheim?" fiel ich mit Unwillen ein. Ich verwies ihm seine allzugroße Dienstfertigkeit mit noch härteren Ausdrücken und er drückte sich verlegen zur Thür hinaus.

Dieses Gespräch hatte das Gute, daß ich aus meiner Apathie herauskam und mich in Gedanken zum Kampf gegen den Rivalen rüstete. Je mehr ich nachdachte, desto hartnäckiger wurde ich und beschloß das Aeußerste zu versuchen. Jeden Tag um zwei Uhr kam ich zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen an Adelheids Haus vorüber. An den meisten Fenstern, an denen ich vorüber kam, wurde ich eines Blickes gewürdigt, nur Adelheid hielt es nicht der Mühe werth, herauszusehen. Zwei Monate vergingen, ehe ich sie das erstemal am Fenster erblickte, doch ihr Erscheinen war offenbar nur Zufall. „Du wirst sie vergessen!" schwor ich mir zu. Doch einen Tag später ging sie über den Schloßplatz, ich sah sie und lag wieder in meiner Schwäche tiefer begraben als je. An demselben Tage ging ich wieder am Fenster vorüber.

Was sagen Sie? Sechs Monate lang erschien ich Tag für Tag und hatte sie nicht einmal gesehen. Das war doch nicht Unglück, sondern beredt sprechende Absicht, mir ihre Gleichgiltigkeit zu zeigen.

Um diese Zeit — es war Mitte October — ging ich in der Nähe von Plauenburg auf die Jagd, von einem einzigen Bedienten begleitet. Den ganzen Morgen streifte ich umher, ohne zum Schuß zu kommen und überzeugte

mich selbst, daß die Wildschützen, über die man seit langer Zeit Klage führte, in diesem Forst recht unbarmherzig gewirthschaftet hatten. Zu Mittag trank ich auf meinem kleinen Jagdschlößchen, das auf einer Höhe mitten im Waldgrunde steht, eine Flasche Wein und träumte von meiner unglücklichen Liebe. Endlich ermannte ich mich und schwor auf's Neue, das Mädchen zu hassen und nichts zu achten. Ich rief meinen Bedienten und wir machten noch einen Streifzug durch ein benachbartes Dickicht, doch nicht mit besserem Erfolg. Der Abend war nicht ferne und im dunkeln Walde schien er noch näher. Da höre ich plötzlich ein Geräusch, wie wenn ein Thier langsam durchs Gebüsch geht. Ich mache den Diener aufmerksam darauf und wir stehen still, Beide zum losschießen bereit. Da fällt drüben ein Schuß und ich sinke gleichzeitig zu Boden. Mein Arm war dicht an der Achsel zerschmettert. Ein Wildschütz, der sich von uns bedroht glauben mochte, hatte uns wahrscheinlich zuvorkommen wollen. Ich wurde, mit Hilfe herbeigerufener Leute, sogleich nach Plauenburg transportirt.

Der Fürst hielt einen Augenblick inne und Hostiwin fragte: „Wurde der Thäter gefunden?"

„Er blieb," erwiderte dieser, „trotz augenblicklicher Verfolgung und den sich noch lang hinziehenden Nachforschungen, bis heute unbekannt. Doch warum das?"

„Erzählen Sie weiter, Durchlaucht," bat Hostiwin, „es war nur ein in mir auftauchender Gedanke."

„Der unglückselige Zufall," fuhr der Fürst fort, brachte mich nahebei an den Rand des Grabes. In den ersten Tagen zweifelten die Aerzte an meinem Aufkommen.

Ich hatte sehr viel Blut verloren und das starke Wundfieber wurde durch meinen aufgeregten Zustand zu noch größerer Wuth gebracht. Als endlich alle Anzeichen der vor sich gehenden Besserung eingetreten waren, saß einmal Nachmittags mein Wärter Graswald vor mir. Ich war eben aus einem mehrstündigen Schlaf erwacht.

„Rede ich noch immer so viel im Schlafe?" fragte ich.

„Noch immer, Durchlaucht," gab mir Graswald zur Antwort, „nur ruhiger, gelassener; früher war es oft zum Erschrecken.

„Und was sage ich?" fragte ich, da er abbrechen wollte.

„Immer dasselbe, ohne Aufhören."

„Und was? was?"

„Durchlaucht rufen immer," versetzte er, „böse Adelheid, grausame Ballkönigin!"

„Wirklich?" sagte ich, und schwieg betroffen still.

Graswald erwähnte kein Wort mehr davon und — er hatte viel zu verbergen! Er hatte inzwischen, wie ich später erfuhr, Schritte gethan von langsamer, aber folgereichster Wirkung und ich sollte deren Erfolg in allernächster Zeit kennen lernen. An einem Abend nämlich, da mein Fieber noch auf seinem Höhepunkte stand, so daß mein Ende zu besorgen war, hatte sich Graswald leise aus dem Schlosse entfernt und war unter einem Vorwande in die Arnheim'sche Handlung gegangen. Dort wußte er Adelheid gleich zu finden, sagte ihr, daß er nur einen Augenblick bleiben könne, weil ich so krank sei und seiner Hilfe stets bedürfe und fragte sie, ob sie mich seit dem Osterballe nicht wieder gesprochen?

„Nein," sagte Adelheid.

„Unmöglich!" antwortete Graswald, „wenn er Sie nur einmal gesprochen, wie wäre es möglich, daß Sie ihm den Kopf so verdreht hätten?"

Adelheid fragte was er davon wisse?

„Ich wundere mich," versetzte Graswald, „daß es nicht alle Welt bereits weiß! Wie unglücklich haben sie ihn gemacht! Seit Wochen, so lange er im Fieber liegt, phantasiert er von Ihnen! Heute noch rief er: Alle Menschen wollen mir helfen und mich gesund machen, aber Adelheid läßt mich sterben."

Adelheid erblaßte und murmelte betroffen: „Er hat vielleicht eine Andere gemeint!

„Wissen Sie es besser als ich, der ich immerfort um ihn bin?" rief Graswald. „Adelheid, ruft er, Adelheid, unbarmherzige Ballkönigin! Ich wollte, Sie könnten dastehen und es hören. Dann würde es sich zeigen, ob Sie ein bischen Herz haben!"

Als Graswald den Eindruck sah, den seine Erzählung auf Adelheid machte, ging er in seinem unendlichen Eifer weiter. Er hegte die Ueberzeugung, daß mein Fieber sich legen, die Unruhe meines Gemüths und die Gluth meiner Delirien sich mindern würde, wenn ich — wenn auch auf einen Augenblick nur und gleichsam wie eine Vision — die Geliebte sehen könnte. Vielleicht würde mein Unglück, der Anblick des Zustandes, in dem ich mich befand, dem Mädchen ein Geständniß des Mitgefühls, ja der Liebe entlocken und ich durch die Freude gerettet sein. Dies alles hielt er zurück; er drückte nur den Wunsch aus, daß sie mich einmal, während ich schlafe, belauschen könne,

um zu hören, wie ich fort und fort nur ihren Namen rufe. „Das Krankenzimmer des Prinzen," sagte er, „liegt im rückwärtigen Flügel; eine geheime Treppe führt von der Gartenseite dahin. Das Bett des Kranken steht in einem großen Alkoven, der vom Hauptzimmer noch durch einen schweren Vorhang getrennt ist. Wie wäre es, wenn Sie mit mir aufs heimlichste —"

„Sind Sie bei Troste?" rief Adelheid entrüstet, aber Graswald beschwor sie, nicht böse zu sein, sie solle ihm verzeihen, mein Leben sei ja auf dem Spiele, ich stürbe ja, weil ich an ihr verzweifle und wäre gewiß gerettet, geheilt durch Glück, wenn ich sie sähe! Ich würde es ja bei meinem Erwachen selbst kaum mehr wissen, daß sie bei mir gewesen und alles vielleicht für ein Traumgesicht halten. Sie aber solle bald an meinen Irrreden erfahren, wie sie an mir den treuesten Liebhaber habe und dann würde jedes geringste Zeichen ihrer Liebe, das sie mir zukommen ließe, meine Genesung beschleunigen.

Adelheid warf eine „gute Nacht!" hin und entfernte sich rasch, aber der unsichere Ton ihrer Worte sagte dem Alten, daß er etwas für seinen Plan hoffen könne. Er kam wieder und stellte neue Versuche an, um das Mädchen zu einem Gang in das Schloß zu bewegen. Er schilderte abermals meinen Zustand aufs Eindringlichste und fand weniger Widerstand.

Hier muß ich nun zum Verständniß des Weiteren die Erzählung einiger Vorgänge einflechten, die inzwischen in der Arnheim'schen Familie stattgefunden hatten und aller Welt, Graswald eingeschlossen, unbekannt waren. Der Jurist Celsius liebte Adelheid bis zum Wahnsinn, aber

diese theilte seine Leidenschaft nicht im Geringsten. Da er über ein nicht unansehnliches Vermögen gebot und auch sonst ein Mensch von bestem Leumund war, sah der alte Arnheim einen sehr ehrenwerthen Schwiegersohn in ihm. Doch alles Zureden und alle Vorstellungen des Vaters konnten die Tochter für die Verbindung nicht geschmeidig machen. Erst eines Abends ganz kurz vor dem Osterballe erlangte der Vater die Zustimmung seiner Tochter. Er erzählte ihr, wie sein Geschäft, das alle Welt im besten Flor glaube, in Folge verunglückter Spekulationen tief zerrüttet sei. In der vergangenen Woche sei sein Bankrott unausbleiblich gewesen, wenn ihm nicht plötzliche Hilfe von wirklich großmüthiger Hand geworden wäre. Er habe nämlich seine Lage dem Celsius brieflich mitgetheilt, und dieser habe als Antwort von Jena aus die genügende Summe angewiesen, um das wankende Geschäft auf den Füßen zu erhalten. Heirathe sie nun Celsius, so sei sie versorgt und der Vater so weit gedeckt, um mit Fleiß und einigem Glück sich wieder aufzuhelfen; weise sie aber Celsius Hand zurück, dann werde sie erfahren, wie wenig ein schönes Gesicht ohne Heirathsgut in der Welt gelte und es auf dem Gewissen haben, ihren Vater an den Bettelstab gebracht zu sehen. Die bestürzte Tochter brachte sich weinend zum Opfer, nur erbat sie sich als Gunst, daß die Hochzeit nicht vor dem nächsten Carneval stattfinde. So fand ich Adelheid, von einem Schicksal in Beschlag genommen, auf dem Balle, darum trat sie nie an's Fenster wenn ich vorbeikam, denn sie wollte das begonnene Opfer vollenden.

Einige Wochen vor der Jagd, auf der mir der

Arm zerschmettert wurde, kam Celsius nach Plauenburg, um sich anzukaufen und einzurichten. Da erklärte Adelheid zur Bestürzung des Vaters und des Bräutigams, daß sie fest entschlossen sei, eher zu sterben als zu heirathen. Alle Bestürmungen änderten nichts an ihrem Entschlusse. Celsius reiste plötzlich ohne Abschied ab, beruhigte aber von Jena aus den alten Arnheim durch einen Brief, in welchem er erklärte, daß er von der Werbung abstehe, sein Geld aber in dankbarer Erinnerung an den guten Willen des Vaters nicht zurückziehen wolle. Dieses Alles war inzwischen vorgefallen, als Graswald bei Adelheid unberufener Weise für mich sprach. Ebenso gewiß war es, daß mein Gespräch auf dem Balle und die täglichen Promenaden vor ihren Fenstern auf Adelheid gewirkt und in der tiefsten Stille die unerwartete Wendung der Dinge zu Wege gebracht hatten. Diesem geheimen Seelenproceß hatte es auch Graswald zu verdanken, daß seine Worte mindestens einiges Gehör fanden. Nach diesen vorausgeschickten Erklärungen wird das Kommende nicht mehr unvermittelt erscheinen und richtigere Beurtheilung erfahren.

Eines Abends kam Graswald wieder zu Adelheid. Es war ein paar Tage nachdem ich mit ihm das vorhin erzählte Gespräch gehabt. Ich hatte die Nacht zuvor wieder heftig phantasiert und Adelheids Namen, mir selbst unbewußt, hundertmal gerufen. Graswald bestürmte das Mädchen, mit ihm zu kommen — ich schlafe eben, werde sie nicht sehen — sie solle mich nur hören, solle höchstens eine Blume, als Zeichen daß sie dagewesen, zurücklassen — und dann wieder gehen. Keine menschliche Seele könne es bemerken. Er selbst müsse ja, seines Brodes wegen, schweigen.

Der Plan war wirklich unbemerkt auszuführen und doch sprach Graswald nicht ganz wahr. Ich befand mich eben heute weit besser, war aufgestanden und hatte den ganzen Tag am Tische im Schlafrock sitzend zugebracht.

Ich saß noch dort, bei dämmerndem Lampenlicht, in tiefes Sinnen verloren. Ein Blatt Papier lag vor mir, auf dem meine noch gar unsichere Hand mit dem Stifte mechanisch Adelheids Gesichtszüge nachbildete. Da that sich die Thür auf und ein leises Geflüster begann. Ich wurde um so aufmerksamer, als die Eintretenden zu lange in dem anstoßenden Vorzimmer zögerten. Die dichten Portieren verhinderten mich, Jemanden zu sehen, auch war ich zu kraftlos oder zu apathisch, um aufzustehen oder zu rufen. Endlich wurde es still, das verrätherische Parquet ließ einige Schritte vernehmbar werden, die Portièren bewegten sich, wurden langsam gelüftet — Adelheids Gesicht blickte herein! Ich wußte in diesem Augenblick nicht, ob ich wirklich sehe oder von meiner kranken Phantasie getäuscht werde und schüttelte mich empor — doch gleichzeitig entfuhr ein gellender Schrei, das Gesicht streckte sich vor und die ganze Gestalt fiel durch die bewegten, rauschenden Portièren fast vor meine Füße hin.

Ich, mit einem freien Arm, versuchte sie sogleich emporzuheben und rief Graswald zu Hilfe, der aber, statt herbeizuspringen, die auswärtige Thür aufriß und die Flucht ergriff. Adelheid raffte sich schnell empor und wäre geflohen, wenn ich sie minder fest gehalten hätte. Sie fing sich auf das Verwirrteste zu entschuldigen an und nannte Graswald einen Betrüger und Verräther. Es dauerte lange, ehe ich aus dem seltsamen Vorfalle klug wurde.

Ich bat sie, sich zu beruhigen, da Graswalds unbedachter und eigenmächtiger, wiewohl gutgemeinter Rath keine üblen Folgen nach sich ziehen könne und ich das Glück davon hätte, Diejenige wiederzusehen, die der Gedanke meiner Gedanken seit Monaten gewesen. Sie faßte sich endlich so weit, daß sie meiner Aufforderung nachgab und sich an den Tisch setzte. Ich zeigte ihr das Blatt Papier, auf dem trotz der vaguen Linien ihre Gesichtszüge von meiner Hand unverkenntlich ähnlich gezeichnet waren. Sie läugnete die Aehnlichkeit, doch ihr Antlitz lächelte und erröthete über den unwiderleglichen Beweis meiner einsamen, nur von ihr erfüllten Schwärmerei. Das Gespräch erhielt eine unbefangenere, heitere Wendung. Wir verweilten lange Zeit bei dem Osterballe, ich beschrieb ihr meine Gefühle für sie, die durch eine sechsmonatliche Gleichgiltigkeit von ihrer Seite eine schwere Feuerprobe bestanden. Adelheid entschuldigte sich, ohne die wahren Triebfedern ihrer schroffen Handlungsweise zu berühren, mit dem Vorwande, daß man den Männern so wenig trauen dürfe, selbst da, wo sich alle Anzeichen einer Leidenschaft kundgeben. Ich antwortete, daß ich ihr gerne gestatte, meinen Enthusiasmus noch eine Zeitlang in Zweifel zu ziehen, da ich bisher kaum durch Worte, geschweige durch eine That meine Gesinnungen habe an den Tag bringen können. Obwohl mir ihre bloße Gegenwart andeuten mußte, daß sich ihr Brautstand zerschlagen und dieser Punkt von der größten Wichtigkeit für mich war, so fand ich noch immer nicht den Muth, sie offen darnach zu fragen. Sie selbst vermied sorgfältig, wie ich bemerkte, auf diesen Punkt ein Licht fallen zu lassen, was leicht erklär-

lich war. Ihr Gang ins Schloß verrieth ohnehin so viel Interesse für mich, die Begegnung mit mir versetzte sie ohnehin in eine sie fast compromittirende Lage, daß die Ankündigung Herz und Hand wieder frei zu haben, geradezu als eine sich selbst wegwerfende Aufdringlichkeit erschienen wäre, deren sich ein ehrenhaftes Mädchen nur dann schuldig machen kann, wenn es an einer großen Beschränktheit des Verstandes leidet. Diese Rücksicht trug zur Beobachtung meines Stillschweigens darüber das ihrige bei. Endlich erschien es mir kindisch und unnütz, mich über diese Frage zu ängstigen, da Adelheid ganz vergessen zu haben schien, daß sie so lange schon bei mir weile. Ich lebte auf, der unermeßliche Jubel meiner Seele durchzuckte alle meine Muskeln und ich mußte mich immer an den Verband an meinem Arme erinnern, um nicht emporzufahren und unwillkürlich nach der göttlichen Gestalt zu langen. Ich that ihr mein Herz in der offensten Weise auf und bat sie flehentlich mir zu sagen, ob sie glaube, daß es mir jemals gelingen könne, ihre Gegenliebe zu verdienen. Sie schlug die Augen nieder und schwieg. Als ich in sie zu dringen fortfuhr, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und war nicht zu bewegen, mir auch nur die Hand zum Zeichen einer willkommenen Antwort zu reichen. Da scharrte es draußen an der Thüre. „Das kann nur Graswald sein!" rief ich sogleich, um ihren Schrecken zu beseitigen und bemerkte an ihren plötzlich freigewordenen Augen still geweinte Thränen.

„Adelheid, sagte ich, selbst zu Thränen gerührt, „Sie weinen?"

Hochbestürzt wollte sie fortstürzen. Ich hielt sie an der Hand zurück und sagte: „Wenn Sie gehen wollen, so scheiden Sie ruhig und freundlich, wie von einem bemitleidenswerthen Freunde! Wenn Sie so fortstürzen, so bleibe ich trostlos zurück, wie nach jenem Balle.“

Sie wollte sprechen, doch der Sturm, der in ihr tobte, ließ sie nicht zu Worte kommen. „Adelheid, rief ich, „Sie kämpfen? Was wollen Sie besiegen, was umbringen? Ich fühle mich ja als der Ihrige, todt, wie lebendig!“

Ich umschlang sie, sie senkte lautathmend, matt und widerstandlos die Stirn an meine Brust, ich hielt sie bebend, in einem Wonnetraume, wie durch Himmelsräume dahinschwebend — und das war der große, heilige, selige, unendliche Augenblick, in welchem wir uns ewige Liebe und ewige Treue schwuren, — ein Schwur, der gewöhnlich ist und alltäglich geleistet wird, aber von ihr, der Unvergeßlichen, bis zum letzten Athemzuge gehalten wurde und von mir bis zu dieser Stunde noch nicht gebrochen ist! —“

Sechstes Capitel.

(Fortsetzung.)

Bis Weihnachten war ich auf das Zimmer verwiesen. Adelheid war nicht wieder zu bewegen gewesen, in's Schloß zu kommen, aber sie gab mir durch Briefe ihre fortglühende Liebe zu erkennen, Graswald war der Vermittler. Jener Abend, der den Sieg meiner Liebe entschieden, hatte ihn zu diesem Amte wider meinen Willen berufen. Obwohl sein Diensteifer keinen höheren Werth hatte, sondern eigentlich nur in der Beflissenheit bestand, zur Befestigung seiner Stellung dem Brodherrn nützlich und unentbehrlich zu werden, so wäre ich doch ungerecht, wenn ich nicht anerkennen würde, daß Graswald seine zarten und schweren Pflichten so ausführte, wie wenn ihn die innigste Hingebung an mich leitete. Diese Zeiten sind lange vorbei, er ist aber noch heute meines ausgesprochenen Lobes werth. Ich nahm ihn nicht auf diese Reise mit, denn er ist jetzt ein gebrechlicher Mann von sechszig Jahren. Doch Sie werden selbst hören, wie er sich benahm und was ich ihm schulde.

Am Christtag sandte ich Adelheid einen Ring zum Weihnachtsgeschenk und erhielt als Erwiderung ihr Portrait in Aquarell mit einem Billet, in welchem sie mich bat, auf dem demnächst folgenden Weihnachtsball zu erscheinen. Sie schrieb mir, wenn ich auch nicht länger, als eine Minute bliebe, sie würde doch die Freude haben, mich endlich wieder zu sehen und sprechen zu können. Gegen die Vorschrift des Arztes ging ich noch an demselben Tage eine

Viertelstunde lang spazieren und wiederholte dies, wie schwer es mir auch wurde, an jedem folgenden, nur um die Verwunderung zu vermindern, daß ich aus dem Krankenzimmer so ohne allen Uebergang in den Tanzsaal trete.

Der Ballabend rückte heran, mein Herz klopfte vor Sehnsucht hoch, ich war entschlossen die ganze Nacht zu bleiben, sogar dann und wann zu tanzen, sollte ich es auch drei Monate lang in neuer Krankenhaft büßen. Meine Mutter, eine ältliche, strenge Frau eiferte umsonst dagegen und meinte: in die Kirche zu gehen, würde sie mir abrathen, obwohl dies dem Reconvalescenten angemessener wäre. Ich setzte meinen Willen durch und ging.

Von Gratulationen über meine Herstellung überschüttet begann ich, nach Adelheid umherspähend, die Runde im Ballsaal zu machen. Sie war noch nicht da. Die Instrumente hatten schon eine Zeitlang die Tanzenden im Kreise herumgewirbelt, sie erschien noch immer nicht, doch mit welch süßem Vorgefühl erwartete ich heute die sich verspätende Ballkönigin in der Nähe des Wandspiegels, auf derselben Stelle, auf welcher ich zu Ostern den herbsten Schmerz empfunden und die größte Niederlage erlitten!

Der Tanz war zu Ende gegangen und ein neuer hatte begonnen, als Graswald an der Thüre die zum Büffet führte, erschien. Ich war gewiß, daß dies nicht zufällig geschehen und daß er mir etwas zu sagen habe. Ich trat an ihn heran und er theilte mir leise mit, daß er bei Arnheims Hause gewesen sei und Adelheid im Ballcostüm, einen Kranz auf dem Haupte, am Fenster sitzend

und zuweilen ungewöhnlich lebhaft redend, gesehen habe. Ein Miethwagen sei vor dem Hause gestanden. In diesem Augenblick sei die Hausmagd herausgekommen, um den Wagen fortzuschicken. Auf Graswalds Frage ob die Ihrigen denn nicht zum Balle gingen, habe sie geantwortet, daß man es wohl beabsichtigt, aber seit beinahe zwei Stunden wieder aufgegeben habe, da ein Brief, dessen Inhalt sie nicht kenne, eingetroffen sei.

Enttäuscht und schwer beunruhigt verweilte ich noch ein wenig im Saale und kehrte dann ins Schloß zurück. Stundenlang blieb ich in Gedanken verloren, was im Hause der Geliebten so plötzlich und unerwartet vorgefallen sein könne. Welcher Schlag, dachte ich, muß die Leute betroffen haben, daß Adelheid auch nach zwei Stunden die Zeit noch nicht findet, den Ballkranz vom Kopfe zu legen!

Frühmorgens überraschte mich Graswald mit einem eilig geschriebenen Zettelchen, das ihm Adelheid übergeben. Ich öffnete und las es — wie ein Medusenkopf starrten mich die Zeilen an! In einem dunkeln, mir damals unverständlichen Satze erklärte sie, daß es die Pflicht des Kindes sei, für den Vater zu sterben, aber der Schluß war entsetzlich klar und nicht zu mißdeuten: daß sie ihr Herz von mir losreißen und mir ein ewiges Lebewohl sagen müsse.

Ich warf sofort einige Worte aufs Papier und beschwor sie bei Allem, was ihr heilig, mir noch heute eine Zusammenkunft, wo es auch sei, zu bewilligen. Graswald hatte den Brief zu bestellen, allein er bekam Adelheid nicht zu Gesichte und trug ihn noch drei Tage vergeblich hin und her. Welche drei Tage waren das! Wer

erlitt Solches noch nicht und wer hat es schon beschrieben? Liebesschmerz ist, je nach seinem Ausgange Nichts — oder ein tödtliches Uebel! Ist er überstanden, muß man über ihn lächeln können oder er hat an unserem Verstande gerüttelt! An mir sind jene drei Tage vorübergegangen und sind in anderer Gestalt wieder erschienen, nachher haben sie sich zu ganzen Wochen ausgedehnt, und die Wochen sind endlich zu Jahren, zu dunkeln, ernsten, schwermüthigen Jahren geworden . . . . . . Sie sehen, ich bin mit meinem Liebesschmerz auch noch heute nicht fertig und es ist noch sehr unbestimmt, ob ich jemals über ihn lächeln werde!

Graswald erschöpfte seine ganze List, um den Brief an seine Adresse zu bringen. Ich selbst, noch krank, ging mehrmals des Tages aus, um den Zufall, Adelheid zu begegnen, zu ermöglichen.

Da — am dritten Tage, bei Einbruch der Nacht ging ich durch die Straße, wo Arnheims Haus stand. Die schwachen Oellampen vermochten die nebelschwere Finsterniß kaum zu durchdringen. Eine schwarze, mir gar nicht auffallende Gestalt kam an mir vorüber, stieß in meiner nächsten Nähe einen leisen Schrei aus und suchte mit einem Sprunge in das Dunkel zu fliehen.

„Die Stimme war Adelheids Stimme!“ rief es augenblicklich in mir, ich streckte, unüberlegt genug, nach ihr den Arm aus, faßte sie und sprach: „Was fliehen Sie vor mir?“

„Ich bin nicht werth, daß Sie mich ansehen,“ war die Antwort. Ich hatte die Gewißheit, Adelheid stehe vor mir.

Nach einer langen Anklage, die sie über sich ergoß, bat ich sie, mir doch zu sagen, wessen sie sich anklage.

„Es ist Alles aus!“ rief sie weinend, „ich gehöre einem Andern an, meinem früheren Bräutigam.“

Wie ein Pfeil war sie mir entschwunden, während ich noch starr und sprachlos auf der Stelle wurzelte. Als ich nach einigen Stunden die Fähigkeit wieder erlangt hatte, Combinationen anzustellen, kam ich zu dem Schluß, daß Adelheid eines Vortheils wegen, den der Vater in der Verbindung sehe, den Celsius heirathen müsse. Ich schellte dem Graswald, er war nicht da. Er pflegte, wenn er mich schon zu Bette glaubte, zuweilen in das nächste Wirthshaus zu springen. Lange Zeit später kam er. Ich empfing ihn nicht artig. Er ließ mich austoben und sagte: „Durchlaucht thun mir Unrecht, ich habe wichtige Erkundigungen eingezogen. Ich habe mir nämlich Abends einen Plan ausgesonnen. Ich habe einen Bruder, der früher Commis bei Arnheim war. Er ist mir sehr gut, schweigt aber über Geschäftssachen, ob sie ihn oder Andere angehen, wie ein rechter Kaufmann. „Bruder,“ sagte ich, „wie steht Arnheim? ein tüchtiges Haus, nicht wahr?“ Mein Bruder sah mich seltsam an und murmelte unsicher: „Ja, ja, ein tüchtiges Geschäft!“ Da sagte ich: „ich wollte deßhalb bei dir nachfragen. Ich habe zweitausend Gulden erspartes Geld liegen und will sie bei ihm anlegen.“ — „Was fällt Dir ein?“ platzte er im abrathenden Tone heraus und ich sagte rasch: „So? wär's nicht sicher?“ „Nun,“ meinte der Bruder achselzuckend, „nicht unsicher — doch — komm in die andere Stube hinüber.“

Da erfuhr ich Folgendes: Arnheim hat große Schulden, funfzehn, zwanzigtausend Gulden sind nöthig, um nur sein Geschäft im Gleichgewicht zu halten. Am Montag, also am Ballabend, kam ein Brief aus Jena — Celsius kündigte ihm das Capital auf.“

Graswalds Erzählung und meine Begegnung mit Adelheid machten mir mit einem Male Alles klar. Es handelte sich um zwanzig tausend Gulden. Wenn ich sie schaffte, war Adelheid frei. Eine Bagatelle, allein der zwanzigjährige Erbprinz besaß sie nicht! Meine Hoffnungslosigkeit beugte mich tief zu Boden, doch über Nacht kam guter Rath. Ich rief Falkenau, der etwas Vermögen besaß und bat ihn mir auf vier Jahre die Summe zu leihen, und sie auf seinen Namen bei Arnheim anzulegen. Falkenau war dazu sogleich bereit und versprach, die Summe in wenig Tagen zusammenzubringen. Insofern war mein Herz leicht, mich beängstigte nur, wie sich das neuerdings gegebene Wort würde lösen lassen.

Eines Abends saß ich im Fauteuil und dachte an meine Liebe. Die Thüre ging auf, ich hörte Graswalds Stimme, die Portieren rauschten auseinander, Adelheid flog herein und stürzte zu meinen Füßen, die sie umklammerte.

„Ich kann nicht seine Frau werden,“ rief sie weinend, „ich will lieber in's Wasser springen. Verzeihe mir nur, und laß mich Deine Hände küssen!“

Ich hob sie mit Gewalt empor und sie fuhr gleich leidenschaftlich fort: „Ich habe Alles wieder rückgängig gemacht! Heute Mittag's! Celsius wollte ja Morgen schon nach Plauenburg kommen. Doch ich konnte nicht anders,

und wenn meine Mutter aus dem Grabe gestiegen wäre, mir es zu befehlen —"

„Du hast Recht daran gethan," sagte ich, „doch warum dringt Dein Vater so sehr auf die Heirath?"

„Ich weiß es nicht," sagte Adelheid fest und bestimmt. Da alle ähnlichen Fragen vergebens waren und ich nicht offen über die Sachlage reden konnte, schlug ich mich nach Graswalds Vorbild auf einen Nebenweg. Ich beruhigte sie und sagte dann: „Harre aus! So rettest Du Dich und brichst mir nicht das Herz! Welch ein Vater!"

Sie sprang mir in die Rede und murmelte: „Ach, der Beste, der Beste!"

„Wie?" sagte ich, in der Hoffnung, sie werde sich mir eröffnen, was mir das Liebste gewesen wäre — doch sie schwieg. Da fuhr ich fort: „Ich bin verwundert! Dein Vater sieht so gutmüthig aus, kann er so hart sein? Celsius gilt für sehr reich, aber ist das ein Grund, seine Tochter wider ihren Willen zur Heirath zu zwingen? Arnheim muß ja selbst nach Allem, was man hört, ein Mann von Mitteln sein, da ja alle Welt Geld bei ihm anlegt. Soeben war Falkenau bei mir — er beabsichtigt eine Summe bei ihm zu deponiren. Er sagte es beiläufig, ich forschte nicht weiter, trotzdem mich Alles interessirt, was mit Dir zusammenhängt."

So sprach ich und Adelheid horchte aufmerksam zu, aber sie erwiderte nichts. Ich weiß nicht recht, ob sie sich mit der Aussicht, die ich ihr eröffnete, beruhigte, immerhin mochte es sie angenehm berühren zu hören, daß ihr Vater in seinem Ansehen noch nicht gesunken sei. Das war auch Alles, was ich vorübergehend erreichen wollte,

denn schon am nächsten Morgen sollte Falkenau, unserer Verabredung zu Folge die Deponirung seines Geldes in Arnheims Comptoir ankündigen.

Wir erneuerten die Schwüre der Liebe und Treue und Adelheid schlüpfte unbemerkt, wie sie gekommen, zum Schloß hinaus. Als der alte Arnheim sich am andern Tage zum Mittagstisch gesetzt, sagte er zu Adelheid, daß er von der Heirath mit Celsius abstehe. Er sehe den tiefsten Widerwillen auf ihrem Gesichte und sie sei ja in den drei Tagen um drei Jahre älter geworden. Er habe noch einmal seine Bücher durchgesehen und gefunden, daß es sich auch ohne die Summe von Celsius durchkommen ließe. Ein Briefchen berichtete mir dieses Mittagsgespräch und Adelheids Jubel war der süßeste, überschwänglichste Dank, den der Geliebte für seine rettende That erndten konnte. Jetzt erschien mir die klippenvolle Bahn geebnet, ein unauslöschlicher Enthusiasmus durchglühte meine Seele und ließ sein strahlendes Licht auf die ganze Welt fallen. Wie maaßlos muß er gewesen sein, wenn er noch in der Erinnerung durch ein Wolkenlager von Gewittern in mein Gemüth hereinbricht und aus unerreichbarer Ferne noch meine Seele erwärmt und beleuchtet!

Siebentes Capitel.

(Fortsetzung.)

Der Fürst hielt, von der Erinnerung verklärt, einen Moment inne, ehe er weiter erzählte.

„Die schöne Jahreszeit kam heran. Die Schwierigkeit, ja die Gefahr der Zusammenkünfte in einer so kleinen Stadt wie Plauenburg, brachte Graswald auf eine Idee, die eigentlich sehr nahe lag, mir aber, dem Kinde des Gefühls, nie eingefallen wäre.

Er rieth mir nämlich ein kleines Haus mit einem Garten, am äußersten Ende der Stadt gelegen, auf seinen Namen zu kaufen. Er wollte vorgeben, daß er zu heirathen beabsichtige und es zweckmäßig einrichten. Das Haus, das er mir bezeichnete, lag mitten in einem Felde, zwischen alten Bäumen versteckt, ich fand es sehr geeignet und ließ es durch Graswald kaufen.

Nachdem es in Stand gesetzt worden, kam ich dort, so oft es möglich war, mit Adelheid zusammen. Ein glücklicher Frühling, ein glücklicher Sommer war vorübergegangen, ein eben so selig verlebter Herbst hatte sich zu Ende geneigt, ohne daß ein tückischer Vorfall oder ein versuchter Verrath der Hütte der Liebe genaht wäre, um dort auch nur vorübergehend die Glücklichen zu stören. Ich habe höchstens anzuführen, daß der alte Arnheim einmal fragte, woher Adelheid den Ring habe, den sie von mir zu Weihnachten erhalten. Sie antwortete, er komme von einer Freundin und der Vater nahm die Antwort für immer befriedigt hin. Auch der Jurist Celsius, von

dessen Hartnäckigkeit ich es nicht erwartet hätte, ließ sich seit der zuletzt erfahrenen Zurückweisung nicht wieder in Plauenburg blicken. Sein Geld war ihm längst zurückgestellt worden und damit war das Band entzwei geschnitten, das ihn mit dem alten Arnheim zusammengehalten. Adelheid brachte höchstens dann und wann eine Nachricht von ihm. Es waren meist Studentenstreiche, nicht selten Thorheiten, ja Tollheiten. Adelheid meinte, wenn sie sie erzählt hatte, dieser plötzliche Umschlag könne nur dadurch erklärt werden, daß Celsius sich, während sie sich kannten, verstellt und diese Verstellung nun aufgegeben habe, mir aber, der ihn nicht kannte, wollte doch scheinen, daß mancher seiner tollen Streiche eine Lustigkeit heuchelnde Verzweiflung verrathe, wie sie zuweilen erlebte Katastrophen im menschlichen Gemüthe zurücklassen. Meine geistige Zusammenstimmung mit Adelheid, die Erkenntniß ihrer edlen Denk- und Gefühlsweise und meine fortwachsende Liebe überzeugten mich inzwischen immer mehr und mehr, daß ich mich nie von ihr würde trennen können, außer wenn ich mich gleichsam in zwei Stücke theilen wollte und so reifte in aller Stille der Entschluß in mir, langsam und beharrlich dahin zu wirken, daß ich die still Geliebte eines Tages als meine rechtmäßige Gemahlin der Welt entgegenführen könne. In den ersten Tagen des Oktober war es, als ich Adelheid von diesem feststehenden Plane in Kenntniß setzte. Für den nächsten Abend hatten wir wieder eine Zusammenkunft in unserer Admetoshütte, wie ich das unscheinbare Haus im einsamen Felde scherzhaft zu nennen pflegte, verabredet. Adelheid erschien früher als gewöhnlich, aber ungewöhnlich aufgeregt. Ich fragte, was geschehen sei. Sie

hatte Nachmittags mit ihrem Vater plaudernd am Fenster gesessen, als sie den gestreckten Galopp eines Pferdes, das über das Pflaster dahintobte, vernahmen. Sie sahen hinaus. Ein Reiter sprengte gegen das Haus zu, von den Blicken aller Verbeigehenden gemustert und von allen Schuljungen verfolgt. Er hatte eine hellrothe Studentenmütze auf dem Kopfe, einen kurzen Sammtrock von goldgelber, fast unmöglicher Farbe am Leibe, dabei schneeweiße Lederhosen, die in den hohen, bestaubten, mit Sporen versehenen Stulpstiefeln verliefen, das dreifarbige Band flatterte über die Brust, zur Seite hing ihm eine lange, quastenreiche Pfeife wie ein Schleppsäbel, aus der Brusttasche reckte eine Champagnerflasche ihren wohlbekannten Hals hervor. Es war Celsius. Vor Arnheims Hause sprang er ab und schrie dem Hausknecht, in einer Weise, die sogleich den Rausch erkennen ließ, zu, das schweißtriefende Pferd zu übernehmen. Aeußerst verwundert und über den Scandal unwillig sahen ihn Vater und Tochter eintreten, ohne sich vorstellen zu können, was ihn herführe. Das Erstaunen stieg aber noch weit höher, als Celsius in seinem nur halb zurechnungsfähigem Zustande sich zu erklären begann, daß er nicht etwa hierher komme, um wieder um Adelheids Hand zu betteln, sondern, um hier aus bester Quelle zu erfahren, wie es um die Reconvalescenz des Durchlauchtigsten Erbprinzen stehe. Ohne auf die Zwischenreden des alten Arnheim zu achten, sprach er in demselben leichtfertigen, aber beißenden Tone immer weiter, bis er zu offenen Beschuldigungen Adelheids überging und sie eines unehrenhaften Umgangs mit mir bezichtigte. Während Adelheid nach diesen Worten, wie vom Donner gerührt, am Stuhle

hing, erwachte in Arnheim ein energischer Zorn und er drohte, den Unverschämten, der im Rausch und aus Rachlust spreche, zur Thür hinauszuwerfen. Ohne die Drohung übel zu nehmen, mäßigte sich Celsius, einen gelasseneren Ton anschlagend, indem er ihn einen verblendeten und betrogenen Vater nannte, den er zu warnen komme, damit die Schmach nicht plötzlich und unheilbar seinen guten, ehrlichen Namen treffe. Da bebte Adelheid an allen Gliedern, aber der alte Arnheim faßte den Studenten am Kragen und befahl ihm das Gesagte zu beweisen, oder er wolle ihm alle Knochen zerbrechen. Celsius ließ sich, ohne irgend Widerstand zu leisten, durchschütteln und gab nur unter lautem Lachen die höhnische Antwort: Arnheim möge sich nur indessen beruhigen, seine Tochter werde schon ihrer Zeit Alles beweisen. Der empörte Vater warf ihn zur Thür hinaus.

Celsius ging die Treppe hinab, bestieg sein Pferd und verschwand in den Gassen der Stadt. Arnheim schimpfte unterdessen noch lange über den unerwartet schlechten Charakter seines früheren Schützlings und redete Adelheid zu, sich über den Unsinn zu beruhigen, was ihr aber ganz unmöglich war.

Ich versuchte Adelheid, die mir den Vorfall zwei Stunden nachdem er sich zugetragen, erzählte, damit zu trösten, daß Celsius seinen Verdacht aus keiner Thatsache schöpfen, sondern aus einem bloßen Instinkt der Eifersucht herleiten könne. Sie wurde wirklich ruhiger und gefaßter, als wir schieden.

Am andern Morgen erschien Celsius im Comptoir des alten Arnheim, den er allein traf. Er hatte mit

einigen frisch aufgelesenen Zechkumpanen eine wilde Nacht durchgemacht, war aber nüchtern. Arnheim sagte ihm gleich beim Eintritt ins Zimmer, daß er recht komme, um ihm und Adelheid für das gestern Vorgefallene Abbitte zu leisten. Celsius ging auf die Frage nicht ein, sondern erwiderte mit einer andern Frage: ob es wahr sei, daß Falkenau eine bedeutende Summe bei ihm hinterlegt habe? Arnheim wollte ausweichend antworten, doch er meinte: es sei gewiß so, er habe es gestern aus verläßlicher Quelle erfahren. Da bejahte es auch Arnheim und fügte hinzu, daß es ein großes Glück gewesen, daß ihm das von Celsius gekündigte Capital so schnell durch ein größeres ersetzt worden sei. Celsius brach in ein höhnisches Gelächter aus und erwiderte: Wer sich so recht Sand in die Augen könne streuen lassen! Gestern habe er geglaubt, Adelheid allein sei auf unrechtem Wege, heute sehe er, daß sie in ihrem Vater einen Mitschuldigen habe. Ein Narr nur könne glauben, daß Falkenau so viel Geld in einem wackligen Hause anlege, dies Geld in Gestalt einer Anleihe sei der Verkaufspreis, um den der Erbprinz Adelheid erstanden . . . .

Bebend und wuthschäumend blieb Arnheim ohne sich regen zu können auf dem Stuhle sitzen, nachdem er diese gräßliche Insulte vernommen hatte. Celsius verließ inzwischen das Comptoir und bald auch Plauenburg, ohne dort je wieder zum Vorschein gekommen zu sein.

Am Abend desselben Tages erhielt ich ein Billet von Adelheid, das mich schreckenvoll überraschte. Sie schrieb mir, daß sie in Folge des Auftritts mit Celsius eine heftige Scene mit ihrem Vater gehabt und ihm, ohne selbst

zu wissen, wie, unser ganzes Verhältniß entdeckt habe. Der Vater sei nicht zu besänftigen und das Aergste zu befürchten. Welche Fatalität! Ich konnte mir wohl denken, wie sie, zu jeder Nothlüge ungeschickt, theils aus Verwirrung und Bestürzung, theils aus einem Enthusiasmus der Wahrheit Alles bekannt haben konnte! Da entschloß ich mich, um den Folgen vorzubeugen, mit dem Vater zu sprechen und ihm mein Eheversprechen feierlich zu wiederholen, mit der Bedingung natürlich, daß es eine Zeit lang noch unser Geheimniß bleibe, bis ich meine Eltern dafür gewonnen. Ich that es, doch alle meine Worte scheiterten an dem tiefen Mißtrauen und dem wohl anerkennenswerthen, doch auch kleinbürgerlich beschränkten Ehrgefühl Arnheims. Ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, sagte er mir offen, daß er mein Eheversprechen nur für einen Köder halte, an dem man wohl die Jungen, nicht aber die Alten fange. Ich weiß nicht, welcher unsinnigen Handlungen er fähig gewesen wäre, wenn dasselbe Ehrgefühl, das ihn fast zur Tollheit brachte, ihn nicht auch wieder gebändigt hätte, um mit seiner und seiner Tochter Lage kein Aufsehen zu machen. So hatte er zum Beispiel das von Falkenau entlehnte Geld binnen wenig Tagen aus seinem Geschäfte gezogen und es, ohne die stipulirte Kündigung vorangehen zu lassen, seinem Besitzer vor die Füße geworfen. Daraus kann man entnehmen, in welche unerträgliche Lage Adelheid gerathen war. Jener Besuch, den ich gemacht, um den Alten zu begütigen, blieb nicht mein letzter, nichtsdestoweniger kam ich meinem Zweck nicht näher. Da Adelheid auf das entschiedenste darauf bestanden hatte, nicht von mir abzulassen, so betrachtete sie der Vater als

verloren, entartet, nicht mehr sein eigen. Fast aus dem Hause gestoßen, kam Adelheid eines Tages weinend mit mir zusammen. Ich wußte Nichts, womit ich sie trösten könne, und machte den Vorschlag, daß sie in eine Pension in einer entfernten Stadt übersiedeln und dort die glückliche Lösung unseres Schicksals abwarten möge. Ich sprach in Bezug darauf mit dem alten Arnheim. Er erwiderte mir auf meine Auseinandersetzung, daß er sich um nichts mehr bekümmere und die Folgen auf das Haupt seiner Tochter und auf mein Gewissen lade. Er versprach, wenigstens vor den Leuten zu erzählen, daß Adelheid entfernte Verwandte besuchen gegangen, er versprach, es nicht unser-, aber seinetwegen zu thun, um die Schmach, die er nicht verdient, so lange es gehe, von sich fern zu halten. Meine Eide und Schwüre galten ihm nichts, er wies mich halb zur Thüre hinaus.

In dieser Lage war es wieder Graswald, der mir ein Auskunftsmittel angab. Er schlug mir vor, ihm zum Scheine seine Dienstentlassung zu bewilligen. Er wolle sich dem Vater Adelheids vorstellen, mit ihr gleich fortreisen, irgendwo in der Ferne ein kleines abgeschiedenes Haus kaufen und dort mit seiner Tochter als weltmüder Rentier leben. Ich gab ihm meine Zustimmung, verlangte aber, daß der Ort der Niederlassung im Großherzogthum Baden gewählt werde, das ferne genug liege und für den Fall einer Verfolgung mit der Schweiz oder Frankreich leicht vertauscht werden könne.

Adelheid schied mit Graswald von mir. Ich gab ihr das Versprechen, sie bald zu besuchen und beschwichtigte ihre Sorgen um den Vater dadurch, daß ich ihr versprach, so

viel als nur möglich thun zu wollen, um ihm eine bessere Meinung von mir beizubringen und ihn zur Versöhnung zu stimmen. Als Adelheid abgereist war, erfüllte mich der Gedanke zuerst, wie ich Arnheim in der Krise seines Geschäfts mit geheimnißvoller Hand beistehen könne. Was ich auch seiner Hartnäckigkeit und seinem Mißtrauen vorzuwerfen hatte, ich erkannte doch den Ehrenmann. Entweder war die Aufgabe wirklich so schwer, oder mir fehlte der listige, praktische Verstand, um meine wohlwollende Absicht zur That zu gestalten, ich suchte von Tag zu Tag vergeblich einen Ausweg; dabei mußte ich sehen, wie der alte Mann vor Sorgen rasch einging und hören, daß sein Geschäft wie mit einem Schlage, allen Leuten unerwartet, zu stocken beginne.

Aus der brütenden Schwermuth, in die mich alles dies versetzte, rissen mich nur die Briefe hervor, die ich von Adelheid empfing. Erst nach sechs Wochen war es Graswald gelungen, sich unweit von Freiburg, im Breisgau anzusiedeln. Adelheid fühlte sich wie eine Verbannte, nur ihre Liebe, die auf ein unbegrenztes Vertrauen auf mich gegründet war, ließ sie das Ungemach einer so exceptionellen Situation tragen. Wochen verstrichen, ohne daß noch daran zu denken war, ihr einen Besuch zu machen. Ich konnte die Reise mit keinem Vorwande vor meinen Eltern rechtfertigen. Wie weit war ich also noch von meinem Entschlusse, Adelheid mit Zustimmung der Meinigen zu heirathen! Da allarmirte mich eines Tages ein höchst beunruhigendes Gerücht über Arnheims kaufmännische Reputation. Sofort stattete ich dem alten Mann einen Besuch ab. Ich fand ihn als einen von Sorgen

erdrückten Greis wieder. Ich bot ihm eine weit über meine Mittel gehende Aushilfssumme an und suchte ihn zu überreden, daß er sie nicht zurückweise, da sie ja von seinem Schwiegersohn komme. Seine schroffen Gegenreden trug ich gelassen. Sie zeugten von einer starren, seltenen Ehrenhaftigkeit, bekundeten aber auch eine seltsame Abgerissenheit der Gedanken, wenn nicht beginnende Geistesverwirrung. So sprach er zum Beispiel, wie wenn Celsius vor ihm stände, der in Allem Recht habe, und mich vor ihm anklage, daß ich es sei, der ihm Adelheid abgelockt und dadurch drei Menschen unglücklich gemacht habe. Unverrichteter Sache kehrte ich wieder heim. Da erhielt ich einen Brief mit der Nachricht, daß Adelheid schwer krank darniederliege. Unbekümmert darum, wie man meine Abreise auslege, faßte ich den Entschluß, am nächsten Tage nach Freiburg abzugehen. Da vereitelte eine Katastrophe, die sich in der Nacht zutrug, mein Vorhaben. Nachts um zwölf Uhr wurde ich aus dem Schlafe aufgerüttelt, mein Vater, vom Schlage getroffen, lag in den letzten Zügen. Wenige Tage später senkte ich ihn weinend in die Gruft. Die Trauer um den Todten gesellte sich zur Angst, ob nicht Adelheids Krankheit einen schlimmen Ausgang nehmen werde und auf diese Herzenslast legte sich noch eine Nachricht drückend schwer: daß Arnheim fallirt und die Stadt an demselben Tage heimlich verlassen habe.

Drei Unglücke zu gleicher Zeit sind für ein jugendliches Herz zu viel! Zwei Unglücke standen unabänderlich fest, das Dritte konnte allein jene höchste Macht abwenden, die nicht um Nachsicht zu bitten, der mit keiner Fürsprache zu nahen ist. Graswald schrieb mir täglich, doch wohl

erst der zwanzigste Brief brachte mir eine Erleichterung. Adelheid war wieder auf dem Wege zur Genesung. Ich hatte inzwischen als neuer Landesherr die Huldigung meiner Untergebenen entgegen genommen. Ich kündigte Adelheid meinen Regierungsantritt an und sagte ihr, daß wir nun als für immer vereinigt zu betrachten wären. Mit dem Unfall, der ihren Vater getroffen, hielt ich zurück, da ich damit nur allzuleicht ihre schwankende Gesundheit auf's Spiel gesetzt hätte.

Jetzt war die Zeit da, wo ich als freier Herr meiner Handlungen bei Arnheim Glauben gefunden und seine Hand zur Versöhnung gewiß erhalten hätte — o Unstern! Der Unglückliche war verschwunden, alle von mir angestellten Nachforschungen blieben ohne Resultat. Auflebend, in unendlicher, grenzenloser Freude, voll Zuversicht in eine Alles aussöhnende Zukunft antwortete mir Adelheid; sie setzte voraus, daß ihr Vater sich begütigt habe und somit der letzte Stein von ihrem Herzen gefallen sei. Sie ahnte Nichts, von keiner Seite konnte sie die Nachricht vom Untergange ihres Hauses erreichen und ich verschwieg sie ihr.

Wer erklärt, warum der Einsturz des Arnheimschen Hauses nicht vier Wochen später vorfallen konnte? Der Alte wäre gerettet gewesen und alles Uebrige! Fast bis Mitte März verzog sich meine Abreise nach Freiburg. Adelheids Klagen über mein Verweilen waren keiner verzehrenden Sorge entsprungen, sie waren nichts als freudige Ungeduld. Endlich kam meine Abfahrtsstunde heran. Ich stieg eben in den Wagen, als mir ein Brief von Graswald übergeben wurde. Der Postillon blies lustig und

fuhr aus Plauenburg heraus, als ich ihn öffnete und las. Der Inhalt war folgender: Adelheid befand sich seit zwei Tagen wieder sehr unwohl in Folge eines entsetzlichen Zwischenfalls.

Sie hatte einen Spaziergang nach Freiburg gemacht und war im Vorübergehen in den Dom getreten, der zu jener Stunde eben ganz leer war, nur daß einige Bettelweiber an der Thüre kauerten. Eben hatte sie sich aus einem Betstuhl erhoben, als eine Gestalt in einer Blouse an sie heranschlenderte. Sie erkannte zu ihrem Schrecken Celsius, der eine merkwürdige Verwirrung und Unordnung im Gesichte sowohl, als im Anzuge verrieth. Sie mußte sich in peinlicher Ueberraschung an den Stuhl festhalten. Da stellte sich Celsius vor sie hin, musterte sie höhnisch lächelnd mit gekreuzten Armen von oben bis unten und sagte, daß er eben so erstaunt wie sie über dies Zusammentreffen sei, er sehe vor sich die prächtige Lady Milford! Er habe diesen Umschwung schon seit lange kommen sehen, aber es sei doch ein unbezahlbarer Zufall, der ihn zum Zeugen ihrer pompösen Erniedrigung mache. Ihn habe sie aus seinem Geleise ganz herausgeworfen und sogar — Da unterbrach ihn Adelheid am ganzen Leibe zitternd und bat ihn zu schweigen und den Sachverhalt zu hören. Er aber nahm keine Rücksicht, sondern wälzte alle Schuld an seiner gegenwärtigen Verwüstung auf sie, die ihn soweit getrieben und ihn vielleicht in das nächste Wasser jagen werde. Aber, schloß er, was sollte er auf ihr Mitleid Anspruch machen, da sie ja den eigenen Vater ins Grab gebracht! Bei dieser Stelle fuhr Adelheid, vom Schreck emporgerissen auf und fragte ihn, wie er das meine. Da entdeckte ihr Celsius

Arnheims Bankrott, sein Verschwinden und die letzte, mir selbst unbekannte Thatsache, man habe den Alten beim Eishauen unweit von Saalfeld aus dem Flusse gezogen.

Adelheid fiel der ganzen Länge nach auf die Steine hin. Celsius entfernte sich, sandte aber doch die Bettelweiber der Ohnmächtigen zu Hilfe.

Als ich diese Nachricht erfahren, war ich wie vernichtet. Ich konnte nichts thun, als auf das Schnellste reisen, um bald als Tröster auf der Stelle zu sein.

Ein wunderschöner Tag beleuchtete die Höhen von Freiburg, als ich auf einem Pfade, der sich durch Weingärten hinzog, auf das mäßig hoch gelegene Haus zuging, worin Adelheid wohnte.

Graswald erschien an der Thüre, sah mich aus der Ferne noch einmal an, wie fragend, ob er sich nicht täusche und flog mir dann entgegen. Ohne noch ein Wort vorgebracht zu haben, küßte er mit fast leidenschaftlicher Hast meine Hände ohne Aufhören.

Unwillkürlich, fast mit Vorwurf fragte ich ihn, warum er nicht Adelheid aufmerksam gemacht habe, oder ob sie etwa nicht zu Hause sei, oder gar zu Bette liege?

Graswald neigte bejahend den Kopf und eilte voran. Mit unruhig klopfendem Herzen, nicht ohne eine böse Ahnung folgte ich ihm . . . . . .

Dicht vor der Thür der Stube, in der sich Adelheid befand, hielt ich in meinem Laufe plötzlich inne und blieb wie erstarrt stehn. Ich sah einen Scheffel mit Eis, daneben einige Handtücher, die vermuthlich als Umschläge dienten . . . . .

Ich öffnete mit zitternder Hand die Thüre. Welch'

ein Anblick! Eine schwer Kranke lag reglos vor mir, die nicht den Kopf nach mir wendete, die nicht einmal den Finger zum Bewillkommnen bewegte . . . . .

Ich that zwei Schritte vorwärts und fiel auf einen Stuhl, indem ich die Worte ausstieß: Sie ist todt!

Als ich mich nothdürftig gesammelt und emporgerafft hatte, taumelte ich an das Bett — Adelheid war kalt, seit einer Stunde todt.

Ein Nervenfieber hatte sie in der Blüthe ihres Lebens geknickt."

Der Fürst hatte zu Ende erzählt. Die Gewalt der Erinnerung hatte in seine Augen einige Thränen gerufen.

Hostiwin selbst, vom lebendigsten Mitgefühl ergriffen, saß still, das Auge feucht und störte den Schmerz seines neuen Freundes mit keinem Worte.

Da sagte plötzlich der Fürst, mit dem Tuche leicht über die Augen dahinfahrend:

„Wenn Sie einmal nach Plauenburg kommen, wie ich hoffe und erwarte, werden Sie im Parke auf einer kleinen, künstlichen Insel eine Statue auf breitem Sokel von vier Trauerweiden umgeben sehen. Die Statue stellt ein schönes Weib vor, das sich im Todesschmerz mit der linken Hand an das getroffene Herz faßt und die Rechte zum Zeichen einer drohenden Anklage emporstreckt, während die brechenden Augen einen letzten Blick zum Himmel schleudern. Unter dem Sokel liegt meine Adelheid heimlich begraben und die Statue, die über ihr wacht, das ist mein Jammer!" . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Hostiwin antwortete:

„Ich bin tief gerührt. Die Reflexionen, die sich mir im Laufe der Erzählung aufdrängten, sind zurückgetreten, als wenn jetzt mein ganzes Leben nur in meinem Herzen kreiste. Nie aber war ich auch gegen eine edle Rührung wehrloser, als jetzt, da ich selbst noch unter einem schweren Schicksalsschlage blute und oft, wie das Marmorweib in Ihrem Parke aufschreien und hinaufdrohn möchte! Ich sehe eine edle, sanfte, wohlwollende Natur vor mir, die jede Gewaltthat aus sich ausgeschieden und selbst nicht das kleinste Unrecht um des größten Rechtes willen begangen, eine ebenso tragische Verwüstung um sich herum anrichten und mitverschulden, wie wenn alle bösen, sturmerregenden Elemente der Seele losgelassen worden wären, um Alles, was mit Absicht oder aus Zufall störend in den Weg trete, zu vertilgen. Soll nun ein Mensch, der sich der Gewalt zu seinem Endziele bedient hat und nun dadurch leidet, aus der Betrachtung Trost schöpfen und seine Schuld sich verringern fühlen oder noch zerknirschter und unglücklicher die Hände ringen, weil er sich freiwillig zu den sinnlosen, grausam tückischen Mächten geschlagen, die ohnehin auch allein kommen und nur zu oft sogar der besten Absicht den Erfolg eines Verbrechens aufbürden? Ich kann es weder bejahen, noch verneinen und muß das Gericht über mich Demjenigen vorbehalten, der die Kraft besitzt, sich es anzumaßen — hier oder drüben!

Achtes Capitel.

Der Büßer.

Austausch geheimnißvoller Katastrophen, an welchen das tiefste Innere des Menschen betheiligt war, verbindet den Erzähler mit seinem Zuhörer auf das rascheste und engste. Welche Probe von Vertrauen einerseits und welches Maaß der Dankbarkeit andererseits könnte auch die Grenzen der wechselseitigen Bekanntschaft mit einem Male so mächtig erweitern, als wenn eine Erzählung das Herz gleichsam Blatt für Blatt abwickelt und einen heiligen und unendlich schmerzlichen Inhalt einem zweiten Wesen dahingiebt, einem Wesen, das man würdig genug findet, um in dessen Brust das lang verborgene Schicksalsbuch, wie in einem Archiv niederzulegen!

So nahe trat der Fürst an Hostiwin und dieser, edel bewegt und verpflichtet, beschloß Herzensgeheimniß um Herzensgeheimniß hinzugeben. Am folgenden Abend erzählte er seinem neuen Freunde die Geschichte seiner Liebe zur unglücklichen Cäcilia und deren Schicksal. Offen, ohne den Schleier der Eigenliebe, ohne Selbstbeschönigung, ohne dem Geschicke mehr aufzubürden, als seinem eigenen Schuldbewußtsein, rollte Hostiwin ein Bild nach dem andern auf, bis endlich die schaurige Nacht am Traunsee enthüllt ward, die ein Stück Lebensgeschichte abschloß und zwei Menschen begrub.

Der Fürst hörte aus jedem Worte eine Gluth der Empfindung heraus, die seinem eigenen Herzen nah verwandt war. Er starrte anfänglich die Gewaltthätigkeit

und Willkür entsetzt an, bald aber mußte er in diesen ihm fremden Eigenschaften das Ringen, die Unruhe und Unersättlichkeit einer nicht gewöhnlichen Menschennatur erkennen. Von einem seltenen Unglück erschüttert, fiel er am Schluß dem Erzähler wie einem Leidensgefährten in die Arme.

Beide kamen überein, daß sie den Winter zusammen in Pisa verbringen wollten; der Fürst sprach den Wunsch aus, seinen Freund auch später noch von Zeit zu Zeit in Plauenburg wiederzusehn. Hostiwin gab seine Zusage.

Endlich war es möglich geworden, ohne Gefahr in die Ebenen von Italien hinabzusteigen. Den Tagen der Schneestürme, der Wolken und Nebel war ein klares, wolkenloses Wetter gefolgt. Der Himmel stand tiefblau, wie aus einem großen Amethyst geschnitten da, die Sonne blitzte senkrecht auf die unermeßliche, in Schnee gehüllte Landschaft und die Zinken der Gebirge blinkten, wie aus lauter Diamanten aufgethürmt, mit einer für das unbeschützte Auge verderblichen Helle.

Plötzlich ward es auch auf der Höhe wieder lebendig, Züge von Maulthieren, Pferden und Eseln, alle mit Waarenballen beladen, befrachtete Schlitten mit vier, fünf Thieren, Pferden und Eseln einzeln vorgespannt, kamen caravanenartig am Hospiz vorüber, das wunderliche Volk ihrer Treiber, alle mit grünen Schneebrillen versehen und fast negerartig durch die Wirkung des Sonnenlichts geschwärzt, war wie ein Bild aus einer phantastischen Welt. Die Schleußen eines großen Verkehrs waren wieder geöffnet. Es galt auch für unsere Reisenden die gute Zeit zu benutzen, die so spät im Jahre auf dieser Höhe nie von langer Dauer ist.

An einem kalten, aber sonnenhellen Vormittage standen die Schlitten vor dem Hospize und erwarteten die Reisenden, die noch mit den letzten Zurüstungen beschäftigt waren. Ismael und ein Theil des fürstlichen Gefolges waren schon auf dem Platze, Hostiwin, in seinen Pelz eingehüllt, stand unter dem Portal und sprach mit dem Prior.

Beide Reisenden, der Fürst wie Hostiwin, hatten die gastfreundliche Bewirthung, die sie erfahren, mit einem großmüthigen Geschenke zurückgezahlt, denn die mißliche Lage des Klosters, das durch die Chikanen der sardinischen Regierung einerseits, durch die Bewirthung von tausend und tausend Fremden andererseits, seine Schätze und Einkünfte jährlich schmelzen sieht, war ihnen nicht unbekannt. Sie gaben reichlich und gern, denn kein Institut ähnlicher Gattung hatte je einen solchen Eindruck auf ihr Gemüth hervorgebracht.

Der Fürst war noch auf seinem Zimmer, gerade zum Fortgehen bereit, als sich die Thüre aufthat und ein Ordensbruder bei ihm eintrat. Es war derselbe früh ergraute Mann, mit dem markirten, vom Schicksal abgegeiselten Gesichte, der Hostiwin an jenem ersten Morgen in die Morgue geführt hatte — Pater Anselmo.

Der Fürst blieb am Tisch stehn und wartete ab, was der Eintretende wolle.

Der Mönch hatte den Fürsten kaum erblickt, als er zusammenfuhr, die Hände heftig auf das Gesicht schlug und den Oberleib krampfhaft zurückbog, wie wenn er sich vor dem Anblick scheu und entsetzt bäume.

Der Fürst that unwillkürlich einen Schritt entgegen

und wollte den Mönch anreden, stand aber still und schwieg, als dieser sich zu sammeln schien, das Gesicht von den Händen befreite und auf ihn zuzugehn Miene machte.

Statt dessen that der Mönch nur zwei oder drei Schritte vorwärts und blieb dann wie anprallend stehen. Seine Mienen und Geberden spielten mit einer verzweifelten Heftigkeit.

„Was ist Ihnen?“ rief der Fürst, der einen Verrückten vor sich zu sehn glaubte.

Der Mönch setzte unter andauernden wilden Gestikulationen zu einer Antwort an; man hörte den schweren, gejagten Athem, man hörte einen wimmernden Laut, bis sich die Zunge die Kraft zur Verdeutlichung erkämpfte. Dann rief er laut, mit Anstrengung, die Arme weit vorgestreckt:

„Ich bin Celsius!“

Es giebt kein Wort, das eine größere Fluth von Erinnerungen zu wecken und eine stärkere Erschütterung in der Brust des Fürsten zu bewirken vermocht hätte. Er blieb sprachlos und stemmte sich starr mit der Hand auf den Tisch.

Celsius war inzwischen über einen Stuhl hingesunken, das Gesicht abwendend; der Kopf hing über die Lehne.

Der Fürst gewann wieder Macht über sich und rief, die Augen abkehrend, im entschiedenen, zornigen Tone: „Hinweg, hinweg! daß ich mich nie wieder Ihrer erinnere!“

Der Mönch sprang empor und sank auf das Knie, „Seien Sie nicht unbarmherzig!“ flehte er. „Ich bin ein Unglücksmensch! Ich stehe am Lebensende! Lassen Sie mich mit Ihnen abrechnen, damit mich von nun an nur Gott

allein zu richten habe! Verzeihn Sie einem Todten, Einem, der bereits im Grabe wohnt!"

„Meine Absolution kann nichts helfen!" versetzte der Fürst und wollte an dem Mönch vorübergehn. Celsius aber faßte ihn bei der Hand fest und rief in herzzerreißendem Tone:

„Fliehen Sie nicht, wenn Gott Sie hersendet, damit ich mit dem einzigen Menschen quitt werde, dem ich etwas schuldig bin. Ich war es — hören Sie einen Elenden — ich war es — aus Neid und Eifersucht — aus einer gräßlichen Verirrung habe ich im Wildparke den Schuß nach Ihnen abgefeuert."

„Sie?" rief der Fürst mit einer finsteren Ueberraschung, seine Hand losmachend und zurücktretend. „Doch — hätten Sie mich ganz zerschmettert, es wäre Ihnen verziehn. Sie haben Adelheid Arnheim um's Leben gebracht!"

„Ich hätte sie umgebracht?" antwortete Celsius mit festerer Stimme: „Wer klagt mich dessen an?"

Er erhob sich, seine Züge gewannen an Ruhe. „Sie ist todt!" versetzte der Fürst, „Sie wissen es wohl!"

„Ich weiß es," gab Celsius zur Antwort. „Es war die einzige Nachricht aus der entfernten Welt, die mich etwas anging, und es ist auch schon lange her, daß ich sie erhielt. Ich habe Adelheid zum letzten Male im Dom von Freiburg gesehn, wenige Monate bevor ich in den Orden trat und das lästige Leben von mir abschüttelte."

„Da war es — da geschah es!" sagte der Fürst. „Diese Begegnung war ihr Tod. Sie haben ihr die Nachricht gebracht, daß ihr Vater sein Ende gefunden. Sie

haben sie gehöhnt, insultirt, mit Worten erdolcht — Sie sind ihr Mörder!"

Der Mönch stieß einen dumpfen Klageton hervor und schlug seine Stirn mit beiden Fäusten.

„Ihre damalige Absicht," sagte der Fürst etwas weicher, „ist mir nicht klar. Jedenfalls haben Sie einen Stein in die Luft geschleudert und er ist auf ein Menschenhaupt gefallen."

Celsius wich entsetzt zurück, die Hand nachsinnend auf die Stirn legend und in seinen Erinnerungen wühlend, um eine Thatsache zu finden, die diese Anklage zurückweisen könnte.

„Leben Sie wohl!" sprach der Fürst nach einer Pause. „Wir hätten einander nie begegnen sollen. Ich wollte, Ihr Gesicht wäre mir auch noch für den Rest meines Lebens unbekannt geblieben."

Er ging schnell der Thüre zu.

„O Gott! o Gott!" rief Celsius im Tone gänzlichen Verzweifelns, wie hart sind doch die Menschen!"

Der Fürst, der diese Worte noch hörte, kehrte sich um und fragte: „Wie kann ich Ihnen helfen?"

„Ich verlange ja so wenig," antwortete der Mönch, indem er an den Fürsten herantrat. „Nur Ihre Hand will ich haben —" er setzte einen Augenblick ab und fuhr mit schmerzgedämpfter, mitleidweckender Stimme fort, „nur Ihre Hand! Es ist Christenpflicht, daß sich der Beleidigte mit dem Beleidiger aussöhne, ehe dieser vor Gott steht. Ich stehe bald vor Gott!" Er hielt inne und streckte die Rechte hin.

„Hier ist meine Hand!" rief er, „berühren Sie sie,

„es ist die unselige Hand, die den Hahn losgedrückt hat!“

Der Fürst nahm die dargereichte Rechte an und Celsius stürzte mit erhellterer Miene und einem schweren Seufzer der Erleichterung zur Thüre hinaus.

Hostiwin, den es befremdete, was den Fürsten so lange zurückhalte, trat unmittelbar darauf ein. „Ich bin außer mir,“ rief ihm der Fürst mit bleicher Miene entgegen. „Ich bebe an allen Gliedern — ich kann nicht reisen!“

Er warf sich auf das Sopha.

„Was gab es?“ fragte Hostiwin mit Besorgniß.

„Ich habe Celsius gesehen!“ stieß der Fürst matt hervor.

„Celsius?“ rief Hostiwin in Erstaunen mechanisch nach.

Der Fürst stand wieder auf und sagte, in Aufregung auf- und abgehend:

„Welche Begegnung! Auf welchem Orte! In welchem Augenblick! Wie erschütternd! Wie spät! Wie unnütz! Das Gewühl einer ganzen Welt hindert uns nicht in unseren Bewegungen und auf unsern Wegen; zwei Menschen aber, immer dieselben, haben auf dem weiten Erdenrund nicht Platz, ohne auf das Unverhoffteste ewig und ewig gegen einander zu stoßen!“

„Wo kam er her?“ fragte Hostiwin auf das Neugierigste, „und wo ist er hin?“

Beinahe hätte er Alles für eine Hallucination gehalten.

„Der Mönch —“ warf der Fürst rasch hin. „Ich werde Ihnen Alles erzählen . . . .“

„Der eben hinausging?“ fuhr Hostiwin zu fragen fort, „Pater Anselmo?“

Der Fürst nickte bejahend und Hostiwin murmelte: „Wunderbar! Pater Anselmo, der ehemalige Celsius! . . . ich habe so viel mit ihm gesprochen! . . . .“

Der Fürst war stehen geblieben, als höre er, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, nicht, was gesagt wurde. Endlich rief er:

„So lebt es noch! endet nie, währt ewig, verlängert den Kampf in's Unendliche! Was wird noch aus mir werden!“

„Ich bin ohne Furcht um Sie!“ versetzte Hostiwin. Fassen Sie Muth! Es ist mit Ihnen, wie mit mir! Die Starken müssen kämpfen, bis sie überwunden haben.“

„Oder überwunden worden sind,“ setzte der Fürst rasch hinzu. „Wohlan! Nun aber fort von hier; ich kann es in diesem Gebäude nicht länger aushalten. Fort! fort!“

Er eilte zur Thür hinaus, von Hostiwin theilnehmend gefolgt.

Unmittelbar darauf fuhren die Schlitten den St. Bernhard herunter.

Neuntes Capitel.

Neues Leben.

Vier Monate waren vergangen, seitdem der Fürst und Hostiwin auf der Höhe der savoyischen Alpen Bekanntschaft gemacht und Freundschaft geschlossen. Beide waren zuerst ein paar Wochen in Turin, dann einige Tage in Genua

geblieben und lebten seitdem in Pisa in jener friedlichen Zurückgezogenheit, die für verwundete Gemüther von so eigenthümlichem Reiz ist.

Der Fürst war dem jüngeren Manne mit der Begeisterung eines Jünglings entgegengekommen. Er hatte sich mit einem warmen, reichen Herzen so lange schon in jenem Kreise von Hofleuten, kalten, von Aeußerlichkeiten beherrschten Naturen, bewegen müssen und fand nun endlich, was er bisher noch nirgends gefunden — einen Freund, einen Menschen, der nichts bei ihm suchte, keinen Orden, keine Stelle, keinen Titel, nichts als ein anderes Herz. Erst ein längerer Umgang mit Hostiwin mußte zeigen, wie viel Kenntnisse, wie viel Erfahrung der Welt und des Lebens in ihm lagen, denn wie Andere damit prunkten, hielt er damit zurück: es war sein Stolz, in sich selbst mehr zu sein, als die Welt glaubte. Mit einem blitzschnell fassenden Geiste hatte er im Fluge gelernt, gelesen, gedacht und Alles behalten.

Aber nicht nur der Geist war es, den der Fürst in Hostiwin schätzen lernte, es war auch das Herz. Sein Gemüth athmete ewig im Enthusiasmus, in einer poetischen Höhe der Anschauung und die Gemeinheit war ihm fremd. Dieser Mensch, der in der Ueberfülle seiner Leidenschaften so wild, so ungestüm gehandelt und soviel Andere in das Verhängniß hineingerissen, das er durch die Gewaltsamkeit seines Naturells über sich selbst hereinbeschwor, zeigte jedesmal, wenn die Stürme sich in ihm legten, eine großmüthige, hohe, edle Natur. Wenn diese früher nur in einzelnen Lichtblicken hervortreten konnte, war es jetzt anders. Wie die Milde eines feurigen Weins, wie die Sü-

ßigkeit einer herben Frucht, kam allmälig eine edle, rührende Güte in ihm zum Vorschein. Wie ein mildes Abendlicht sich über eine rauhe wilde Gegend mit Wald und Gebirg legt, so verklärte die Trauer Hostiwin's stürmische Natur und ließ sie in Farben sehen von versöhnendster Wirkung. So rückten zwei Menschen, die vor Jahren vielleicht unvereinbar gewesen wären, immer näher an einander und gewannen die traurige einsame Stadt, in der sie lebten, immer lieber, weil sie sie ungestört einander überließ.

In der That kann nicht leicht ein Ort gefunden werden, der für Menschen, die von der Winterzeit keine geräuschvollen Vergnügungen fordern und in einem milden Clima Abgeschiedenheit suchen, passender wäre. Auch Pisa trauert in seinen Erinnerungen. Einst die Rivalin von Genua, Venedig und Florenz, die den Scepter über Sardinien und Corsika bis nach Karthago hin geschwungen, ist sie jetzt nur ein glorreicher Name, eine stehengebliebene Erinnerung. Sie hatte Flotten, Arsenale, Colonien, Capitäne und Schätze; sie sind hin. Noch stehen die Monumente, der Stolz ihrer Bürger da, der Dom, das Baptisterio, das Campo Santo und der Campanile, aber Gras wächst in den Straßen und immer weiter wird die Dünenfläche, die die Stadt von dem ehemaligen Schauplatz ihrer Bedeutung, von dem Meere entfernt.

Weihnachten kam und wurde auf deutsche Art gefeiert, ein neues Jahr erschien, der Carneval kam und selbst dieser konnte die beiden Freunde aus ihrer Abgeschiedenheit nicht hervorlocken. Lektüre füllte die Vormittage aus, Nachmittags wurde eine Spazierfahrt nach den Cascinen

von San Rossore oder nach der kleinen Karthause unternommen, der Abend vereinigte die Beiden wieder am Theetisch vor dem Kamine. Bekanntschaften wurden vermieden. Die Gesundheit des Fürsten hatte eine große Schonung nöthig. Die Aerzte hatten eine Herzkrankheit diagnosticirt, die durch hinzutretende Zufälle leicht bedenklich werden könne. Ein Ritt war ihm gestattet, doch nur auf sehr sanften Pferden, längere Bewegung brachte ihn leicht außer Athem.

Tief unglücklich bei diesem Leben fühlte sich nur Falkenau. Während der Fürst und Hostiwin die Einsamkeit begierig genossen, der begleitende Arzt Molusken sammelte und Infusorien beobachtete, ging der junge Baron in grandioser Langeweile umher. Der Fürst sandte ihn dann und wann ab, um einen der Bälle anzusehn, die im Theatergebäude abgehalten wurden, oder entließ ihn auf einige Tage nach Lucca — doch dies Alles war dem jungen Manne ungenügend, der mit der größten Sehnsucht, Abenteuer zu erleben, den Boden Italiens betreten hatte. Er isolirte sich in einem störrischen Mißmuth immer mehr und legte gegen Hostiwin nach und nach eine fast beleidigende Kälte an den Tag, die Dieser jedoch als Ausdruck juvenilen Unverstandes gar nicht weiter beachtete.

Der Winter war überaus mild gewesen, Schnee war nie länger als einige Stunden lang liegen geblieben; nun kamen die Ostern heran und während im Norden Sturm und Schneegestöber walten mochten, erwachte der Frühling mit milden, lieblichen Tagen. In dieser Zeit erhielt der Fürst eine dringende Einladung nach Florenz zu kommen. Der Großherzog, der ihn bereits durch einen seiner Adjutanten

hatte begrüßen lassen, wünschte dringend, daß er bei einigen Hoffesten, die in den nächsten Wochen stattfinden sollten, anwesend sein möchte. Der Fürst verließ Pisa, aber mit dem Versprechen, sobald als möglich zurückzukommen. Es war seine Absicht, gegen Ende Mai wieder in Deutschland und in Plauenburg zu sein.

Indeß schien mit dem Frühling neues Leben in die stille Stadt einziehn zu wollen. Eine neue Stagione der Oper und des Balletts sollte unter veränderter Regie beginnen. Bei der Leidenschaft der Italiener für Theater und Gesang wurde dies bald das große Ereigniß des Tages, über das Alles seine Meinung abgab und debattirte. Das Hôtel Peverada, in welchem Hostiwin wohnte, füllte sich mit einer ziemlich zweideutigen Gesellschaft. Der neue Impressario erschien an der Wirthstafel in der Mitte seiner ersten Mitglieder und bald vernahm Hostiwin, daß die Signora Monteggia, die prima Ballerina seine nächste Nachbarin geworden. Zimmer, die lange nicht gelüftet worden waren, wurden aufgeschlossen, Teppiche geklopft, schwere Koffer die Treppen hinaufgetragen, die Cameriercs befanden sich in erhöhter Stimmung. Ging man die Stiege hinauf oder hinab, war man gewiß an diesem Hoffenster einen Künstler zu sehn, der seinen langen Stoßdegen putzte, an jenem einen anderen, der eine Feder auf ein Barret oder einen Spitzenkragen um ein Wamms aufsteckte. Scalen, Phrasen aus großen Arien erklangen in den Gallerien. Wenn es nirgends, wo Schauspieler einziehn, ohne gewaltigen Lärm abgeht, um wie viel mehr in Italien!

Hostiwin hörte dies Alles mit einem zerstreuten, gleich-

sam abwesenden Gemüthe, aber er war bald entschlossen, da sich dieser Lärm nicht legte, das Hôtel zu verlassen. Er meldete es dem Fürsten nach Florenz. Dieser hatte seine Wohnung im Palaste Lanfranchi aufgegeben und war gesonnen, bei seiner Rückkehr eine Villa in der Nähe der Stadt zu beziehn. Beide Freunde sollten von nun an zusammenwohnen, und Hostiwin übernahm es, ein passendes Haus aufzufinden, das womöglich mit einem Garten versehn sein müsse.

Eines Morgens — es war am Tage nach der ersten Theatervorstellung unter neuer Regie — frühstückte Hostiwin auf dem Lungarno, im Café della Concordia. Er war dort eingetreten, um ein Paquet Briefe zu durchfliegen, das er soeben auf der Post gefunden. Der Güterverwalter sandte seine Berichte und Rechnungen ein, von Kalkhausen war eine Lettre de faire part da, die die bereits erfolgte Vermählung Eugenien's mit Ferdinand Weikersheim anzeigte. Ein Brief endlich mit dem Postzeichen Rom war von Wallmerode. Wiewol ziemlich alt — er war nach Prag gegangen und erst von dort nachgesandt worden — las ihn Hostiwin mit Interesse.

Er lautete folgendermaßen:

Rom, Piazza di Spagna Nr. 18.
25. Januar.

Theuerster Freund!

Soeben, spät Abends, komme ich aus einer Gesellschaft zurück, in welcher ich, obwol Dein Name mit keiner Silbe genannt wurde, fortwährend an Dich denken mußte. Ich war bei Oberst Lushington, der mit seiner Tochter hier vier Wochen zugebracht hat, und Morgen nach Civita

Vecchia abgeht. Beatrix ist wunderbar hergestellt, man merkt ihr kaum noch zu Zeiten eine Spur ihrer Gesichtslähmung an, und es ist Hoffnung vorhanden, daß diese letzten Spuren verschwinden.

Palmödy begleitet den Alten. Er ist mit ihm ausgesöhnt und es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß Dein alter Rival die Braut heimführen werde. Was sagst Du dazu? Vermuthlich schüttelst Du den Kopf und zuckst mit den Achseln! Du bist vermuthlich wieder auf der Fährte neuer Eroberungen .....

Was mein Herz betrifft, das kennst Du, es ist das alte, das nicht zu rasch für einen Gegenstand schlägt, doch einmal in Brand und Sturm gerathen, das ganze Leben hindurch brennt. Die Kismeny ging mir noch lange im Kopf herum — ich sann lange, ob ich ihr nicht wieder schreiben solle. Heirathen? scheinst Du zu spotten. Ich bin nun einmal eine Philisterseele in der Liebe. Ich bekenne, daß ich in den ernsthaftesten Kämpfen lag — weiß Gott, wie es ausgegangen wäre! Da plötzlich in Rom — da ist es in mir still, eine höhere Ruhe umgiebt mich, eine übersinnliche Schönheit bemächtigt sich meines Herzens, ich fühle mich erfüllt, erhoben, gesättigt — ein Zustand, zu welchem es die befriedigte, blos irdische Begierde nie bringt. Ich bin ein Priester der Wissenschaft, mein Altar sind diese welthistorischen Ruinen.

Hier hast Du mit ein paar Zeilen angedeutet, was einige alte Bekannte machen, deren Schicksal vielleicht Deinem Herzen, nicht aber Deiner Neugier gleichgiltig sein dürfte. Solltest Du nach mehr Neuigkeiten dürsten, als ich Dir biete, so sage es mir. Ich will Dir

dann aus einer nächsten Stadt ausführliche Auskunft geben. Hier in Rom ist man ohnehin nicht plauderhaft. Angesichts der Monumente einer fast dreitausendjährigen Weltgeschichte wird man wunderbar über das kleine Eigenleben hinausgehoben und scheint die lebenden Freunde über die todten zu vergessen. Horatius, Cicero, Livius begleiten mich Schritt auf Schritt. Für mein geistiges Auge exercirt die römische Jugend noch immer auf dem Marsfelde und in den verfallenen Bädern sehe ich im Geiste mit dem Zornblicke eines Juvenal die entarteten Töchter der Weltbeherrscher aus- und eingehn ......

Wundre Dich nicht, daß mir der von Leben wogende Corso, wo die Schönheiten des römischen Adels mit den Töchtern Albions so erfolgreich wetteifern, kaum ein nennenswerthes Interesse einflößt. Es ist Carneval, man kann noch heute sagen:

Totaque Flaminiâ Roma videnda viâ

— der Corso ist der alte flaminische Weg — ich aber wandle am liebsten unter Trümmern. Selbst die junonischen Gestalten der Transteverinerinnen lassen mich eiskalt! Mir hat ja hier der Genius der Weltgeschichte ein Rendezvous gegeben und mein Herz schlägt nur für die dahingegangenen Siege und Niederlagen der Völker. Ich jauchze mit den Befreiern des Capitols und entsetze mich vor den barbarischen Schaaren des Brennus, ich genieße das grausige Schauspiel wie Vandalen und Gothen die Stadt plündern und wohne den gewaltsamen Einzügen der Hohenstaufen und französischen Könige bei. Mitten in diesem Gemetzel, unter diesen Thränen, solchem Jammer und Kriegsgeschrei müßte ich wirklich vernichtet zusammensinken,

wenn ich nicht unerreichbar hoch am Himmel, wie das Auge der Vorsehung einen Stern glänzen und herabfunkeln sähe, den keine Wolke bedecken kann und den das Staubgewirbel der unten fechtenden Nationen keinen Augenblick lang verdunkelt. Es ist der Sieg und die Herrschaft des Christenthums. Jupiter und Caesar liegen ihm zu Füßen im Staube — es hat keinen großen Feind mehr, nur dann und wann kommen einige Widersacher heran — Skeptiker, Schüler Spinoza's und Voltaire's — Lilliputaner! Mit mildem Himmelsauge sieht sie die Majestät des Weltbesiegers an und sie fliehen wie gejagt von gezückten Schwertern oder beugen sich zu Boden und verbrennen wie ein Holocaust die öden, übermüthigen, gottheitleeren Bücher. Wenn ich oft vor der Peterskirche sinnend stehe, ist mir, als dürfe ich gar nicht denken, daß ich Diderot gelesen und Voltaire bewundert habe. Lächle nicht! Ich kann Dir die Verwandlung nicht erklären. Komm' her und sieh und lebe hier; kannst Du dann noch über mich lächeln, so will ich den Hochmuth Deines Geistes bewundern und im Stillen Deine untröstbare Seele bemitleiden. Doch ich sage eigentlich über mich nichts Neues. Ich bin ja nur einer der Millionen, die mit dem Schwerte hieher gekommen und mit dem Rosenkranze in der Hand fortgegangen. Welchen Rückfall ich erleide, wenn ich diese geweihten Trümmer verlasse, weiß ich nicht, doch hier, auf diesem Boden kann ich gegen den Engel nicht fechten!

Wallmerode.

P. S. Ich bin eben mit Nachgrabungen bei den Bädern des Caracalla beschäftigt, die mich viel Geld und Zeit kosten, hoffentlich aber meinen Namen denen der verdientesten Forscher anreihen werden.

Hostiwin hielt den Brief lang in der Hand. Der Ton darin war so ernst und feierlich, daß er abermals, wie schon so oft, an dem alten Mann des Humbugs irre wurde und sich still fragte, ob er ihn doch nicht falsch beurtheile. Mit den Nachrichten über Palmödy und Fräulein Lushington war er zufrieden. Beatrix war ein Schatten, den er gern scheiden sah. Konnte das wieder gut gemacht werden, was er an ihr begangen, es erleichterte ihn. „Beatrix Braut, Eugenie verheirathet! Das Schicksal räumt um mich her auf," rief er.

Indessen füllte sich der Platz vor dem Café mit Menschen. So früh es auch noch im Jahre war und so wenig die Sonne noch wärmte — es war im März — die Italiener, Fanatiker für frische Luft, ließen schon ihre Tische hinaustragen, um, in ihre Mäntel gehüllt, den Streifen Sonnenschein zu genießen. Heute war es lebhafter als gewöhnlich. Die gestrige Vorstellung des Barbier und das Ballet, „die Braut von Granada", das der Oper gefolgt, beschäftigten noch die erregbaren Geister. Stimme und Spiel der Sänger, Kunst und Schönheit der Ballettänzerinnen, Musik, Mimik und Orchester wurden der Kritik unterzogen und ein Gegenstand heißer, nergischer, oft wie ein Streit geführter Debatte.

In Wahrheit war ein Sieg des Impressario zu constatiren. Oper und Tanz hatten gefallen. Aber es war die große Frage, ob die Sängerin Vincenza Alibrandi oder die Prima Ballerina Angela Monteggia die Palme des Abends verdiene. Die Meinungen schwankten hin und wieder.

„Es ist doch Alles kalt, frostig, nordländisch vorge-

gangen," sagte der alte pensionirte Hauptmann, der nur einen einzigen Zahn im ganzen Munde hatte, indem er seinen Zwieback vorsichtig in der Chokolade aufweichte. „Wie anders haben erste Vorstellungen in meinen jungen Jahren ausgesehn! Welche Spannung herrschte da, welch' athemlose Erwartung, wenn eine große Arie des Tenore oder der Prima Donna cantante beginnen sollte! Die Theater waren damals nicht so hell beleuchtet wie heut zu Tage; aber jeder Amatore kaufte sich einen kleinen Wachsstock und mit welchem Ernst studirte er dabei das Libretto! Gefiel die Musik — welche Ausbrüche der Begeisterung, war etwas langweilig oder schlecht — wie verhöhnte man von den Sitzen aus den unglücklichen Maestro vor seinem Pulte! Da war noch Leben im Theater, Liebe zur Kunst, Begeisterung. Heute sitzt Alles still vor Furcht sich zu compromittiren! Eure französische Civilisation hat Schuld an Allem."

„Signor Capitano," erwiderte ein junger Mann, „ich begreife nicht was Sie wollen! Hat man nicht nach der großen Arie im zweiten Akte die Signora Alibrandi viermal gerufen? Sind nicht Blumen geflogen? Und als die Signora Speroni die kleine Arie ihres Parts so schlecht sang und man ihr von der Gallerie herab einen Groschen in Papier gewickelt zuwarf, hat es da nicht einen allerliebsten kleinen Sturm gegeben, wurden da nicht ein paar Zischer über die Köpfe der Andern hinausgeschafft und haben sich die Leute nicht noch vor der Thüre geprügelt?"

„Die Signora Speroni," rief der Alte laut, „ist eine treffliche Sängerin, nur war sie in ihrer Rolle nicht

am Platze. Ich habe sie vor zehn Jahren in Bologna gehört —"

„Vor zehn Jahren —"

„Die Speroni will noch als jugendliche Sängerin gelten; Freunde, die wie Sie nachrechnen, sind schrecklich, Capitano!"

Das Einschreiten eines Fremden unterbrach den Wortwechsel, der bald in einen Streit ausgeartet wäre. „Hier kömmt noch ein Kenner von gutem, altem Schlag!" rief eine Stimme. Willkommen Marchese von Val Madonna!

„Ehre dem Marchese von Val Madonna, dem unvergleichlichen Statisten!" riefen mindestens zehn Stimmen zugleich.

„Dem Statisten aus Leidenschaft!" verbesserte Einer im Kreise.

„Dem Statisten aus Liebe!" verbesserte ein Anderer.

Hostiwin, trotzdem er Allem, was eben um ihn vorging, nur zerstreute Aufmerksamkeit schenkte, konnte sich's doch nicht versagen, den Ankömmling, der von den Anwesenden so begrüßt wurde, etwas näher in's Auge zu fassen. Er war ein Fünfziger, etwas über Mittelgröße, nicht eben stark, aber mit einem komischen Spitzbauch behaftet, mit vollem, krausem, offenbar gefärbtem schwarzem Haar. Er hatte eine imposante Habichtsnase, einen vollen Mund mit etwas herabhängender Unterlippe und schmalgeschlitzte, graue, lebhafte Augen. In Allem lag jener Typus der Südländer, der mit dem jüdischen so viel Aehnlichkeit hat. Seine Toilette war von bewundernswürdiger Frische, von jugendlichem Schnitte, das Gefunkel seiner Ringe und Busennadel blendete das

Auge, alle Künste der Kosmetik und höheren Bekleidungswissenschaft waren aufgeboten, seine Verlebtheit zu maskiren.

So trat er lächelnd heran, umarmte den Signor Capitano und schüttelte zehn Andern die Hände.

„Gestehn Sie's Marchese," rief ein Abbate herüber, „es ist Signora Alibrandi, die Sängerin, die Sie hiehergezogen. Die Alibrandi ist eine Römerin."

„Wo denken Sie hin, Abbate? rief ein Anderer, „Angela Monteggia ist die erklärte Flamme unseres Freundes!"

„Ist der Marchese kein Schmetterling, der von Einer zur Andern flattert?" meinte der Abbate. „Eben darum glaube ich, daß er der Alibrandi wegen da ist, weil er ehemals so glühend für die Monteggia geschwärmt."

„Sie halten mich für größer oder für schlechter als ich bin," erwiderte der Marchese. „Ich bin noch immer in den alten Fesseln."

— „Darum die Reise nach Pisa?"

— „Darum die Blumen nach dem ersten Solo und die Blumencascade am Schlusse?"

— „Darum der Halbmond und die Jacke des Statisten?" — rief Alles durcheinander.

„Ich gestehe es," erwiderte der Alte, „ich bin der Unvergleichlichen wegen Tag und Nacht hiehergereist. Ich erfahre es kaum auf meinem Bureau in Rom, Via Condotti Nr. 92, als es mir durch alle Glieder fährt wie ein electrisches Feuer! Angela ist zurück aus Paris, Antonio Deyrasso hat sie für die Stagione in Pisa gewonnen und sie tanzt in vier Tagen! Dies Wort ist mir genug. Ich

denke an ihre Pirouetten, ihre Entrechats, an die tausend brillanten Einfälle ihrer geistreichen, ihrer beredten Beine und vor allen meinen Leuten, im Comptoir zwischen den Schreibtischen fange ich zu tanzen an. Als ich eben ein Entrechat schlage, tritt meine Frau ein. Sie hatte ein Mousselinekleid an mit einem Dessein von Epheublättern und sah — bei Gott — älter aus als je; sie erschien mir in ihrem Epheuschmuck wie ein alter römischer Thurm. Was ist Dir? was ist Dir, Mann? fragt sie. Die Concession zu einer Eisenbahn von Pisa nach Livorno steht in Aussicht! sage ich — dem Himmel sei's gedankt, daß es mir so schnell einfiel — ich muß auf einige Zeit nach Pisa reisen."

„Ich war etwas leidend gewesen den Winter hindurch — hatte ein rheumatisches Leiden im Arme gehabt, und da gab's Einwendungen genug! Aber, alle Wetter, welche Einwendungen könnten da etwas fruchten, wenn es die Unvergleichliche zu sehn gilt! Man müßte mir geradezu ein Bein brechen oder einen Arm ausrenken, um mich an das Haus zu fesseln. Ich nehme also Extrapostpferde und reise. Ach, welche schlechten Straßen, welche Hindernisse, welche unerwarteten Zufälle! Ich wollte wenigstens einen Tag zuvor in Pisa eintreffen, um für Angela in der Stille wirken zu können. Wir wissen ja Alle, lieben Freunde, was eine erste Vorstellung bedeutet und welche Dinge ihr Loos entscheiden. Laßt einen Künstler mit seinen Talenten allein vor die Lampen treten, ohne Freund da unten, da oben im Hause, er ist verloren halb oder ganz! Der Enthusiasmus muß organisirt werden, wie Alles in der Welt und ich wollte ihn organisiren. Was geschieht? bei

Viterbo geräth die Axe in Feuer, in Aquapendente angekommen, finden wir den Fluß angeschwollen, die Fähren unbrauchbar. Kurz alle Götter scheinen gegen mich zu sein. Ich verzweifle bereits, noch zur ersten Vorstellung zurecht zu kommen. Angela, ohne Freund, allein! Sie, naiv wie die Gazelle, den Schakalen der Kritik gegenüber — ich fürchte einen kalten Empfang, vielleicht ein Unglück!

Der Abend sinkt — ich habe wieder neue Pferde genommen — da sehe ich die Thürme von Pisa, von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet, vor mir; endlich komme ich an. Ich lasse mich sogleich sammt meinem Gepäck beim Theater absetzen — dieses hat bereits begonnen. Glücklicherweise nur die Oper. Ich kaufe in aller Eile ein paar Körbe mit Blumen, die ich auf die Gallerien schaffen lasse und laufe an die Kasse. Neues Unglück! Keine Loge mehr zu finden, kein Platz zu den Füßen der Theuren — ich greife zu allen Mitteln der Bestechung — es ist vergebens! Es scheint, ich soll draußen bleiben, während ganz Pisa sie bewundert — meine Kräfte brechen zusammen, ich bin der Verzweiflung nahe“. . . . .

Der Alte hatte seine Erzählung unermüdlich mit den lebhaftesten Gestikulationen und einem bald verzückten, bald wild heiteren Mienenspiele begleitet. Nun hielt er, von der Fülle seiner Erinnerungen erdrückt, inne. Hostiwin hatte unwillkürlich Interesse an ihm genommen; erst störte ihn die laute, um jede Nachbarschaft unbekümmerte Conversation, endlich hörte er, scheinbar unaufmerksam, mit einiger Neugier zu. Da fragte es im Kreise: „Aber wie kamen Sie zur Rolle eines Statisten?“

„Ich komme dazu," erwiderte der Marchese. „Nachdem ich jeden Preis für einen Platz geboten, raffe ich mich aus meinem dumpfen Verzagen auf und will auf die Bühne eilen. Ein Edict des neuen Polizeidirektors starrt mir entgegen. Allen im Stücke nicht Beschäftigten ist der Eintritt aufs Strengste verboten. Der Theaterfeldwebel schließt mir die Thür vor der Nase zu. Da habe ich eine Idee, eine göttliche Idee, eine Idee wie nur ich sie fassen und ausführen kann! Nur den Nichtbeschäftigten ist der Eintritt verboten. Warum sollte ich nicht zu beschäftigen sein? Ich melde mich beim Balletmeister, um als Statist mitzuwirken. Er nimmt mein Anerbieten an. Angela ist in ihrem Ankleidezimmer unsichtbar, das Gedränge zwischen den Coulissen ist furchtbar, man weist mich in eine Kammer und verwandelt mich in einen Türken. Ich erhalte einen gelb und blau durchflochtenen Turban, eine weiße Pumphose und eine Jacke, die hinten viel zu kurz und vorn viel zu lang ist, mit einem Halbmond zwischen den Schultern. O Glück, nun werde ich sie sehn, werde ihr nahe kommen können, es wird sich vielleicht ein Moment finden, um ihr zuzuflüstern: Signora ich bin kein Türke, kein Statist, ich bin zu dieser Tracht verdammt, um Dir nahe zu sein, ich bin der Marchese von Val Madonna."

„Und ist Alles so gut gekommen, wie Sie's erwarteten?" fragten die Umstehenden erheitert.

„So gut, als ich's erwartet," fuhr der Marchese fort, „und noch besser. Der Regisseur hatte darauf bestanden, daß ich mich wie all' meine übrigen Kameraden schminken müsse; ich that es und sah greulich aus. Trotz dieser Entstellung erkannte mich Angela sogleich. So viel

Selbstverleugnung, so viel Enthusiasmus rührten sie fast zu Thränen. In all' den freien Augenblicken, die mir mein Dienst, ihr der Tanz freiließ, kam sie heran, sich mit mir zu unterhalten. Und als nun endlich die Leute, die ich auf die Gallerie gesandt, ihren Blumenregen loslassen und er zum Signal allgemeinen Applauses und weiterer Huldigungen wird — da wäre sie mir fast in die Arme gefallen. „Marchese," sagte sie, „das werde ich Ihnen nie vergessen." Ich habe sie darauf nach Hause begleitet, für Uebermorgen bin ich zu ihr zu Thee geladen."

Hostiwin amüsirte die Erzählung, es kamen die tollen Bockssprünge des Alten hinzu; er war genöthigt, über eine Persönlichkeit zu lächeln, die sich nach einem halbhundertjährigen Leben einen solchen Ueberschuß extravaganter Lebensfreude zu erhalten gewußt. Hin und wieder wurde er an der Tollheit des Marchese irre, da sich in die Ausbrüche seiner Eitelkeit, seiner Extase, seiner Weibervergötterung wieder soviel Selbstironie mischte, die den Schalk verrieth.

Der Alte hatte inzwischen gefrühstückt und erhob sich wieder. „Ich eile," sagte er, „in's Hôtel Peverada. Gestern hatte der Wirth das Haus noch ganz voll, aber er hat mir für heute ein Zimmer versprochen. Ich muß Angela cernirt halten."

Von den Wünschen seiner Freunde begleitet, verließ er das Zelt des Café della Concordia.

„Da bescheert mir der Himmel einen lärmenden Nachbar!" dachte Hostiwin. Inzwischen war Ismael mit den Pferden erschienen. Er saß auf, um einen Ausflug zur Certosa in der Valle Graziosa zu machen.

Zehntes Capitel.

Marietta Bonora.

Am östlichen Ende der Stadt, unweit vom Ponte della Fortezza, der letzten der drei Brücken, die über den Arno führen, liegt die einsame Piazza San Silvestro. Alte Häuser, drei-, vier-, fünfstöckig, sogenannte Paläste, baufälliger und trauriger als die übrigen Paläste Pisa's, schließen ein Viereck, in dessen Mitte eine Fontaine mit Wassernymphen, die allerlei Seeungethüme in den Armen halten, ihre Wasser springen läßt. Alles ist hier grau, alt, zerbrochen, ein Gemisch von Pracht und Verfall; man kann eine Wette eingehn, daß jedem Fenster mindestens eine Scheibe, jeder Fensterreihe mindestens eine Jalousie fehle: zwischen den Steinen des Pflasters wächst noch etwas mehr Gras, als auf den übrigen Plätzen von Pisa.

In einem Winkel dieses Platzes stand ein zweistöckiges Haus von bizarrer, malerischer Struktur, ein Haus, wie es heutzutage auf einem Hauptplatz nur in Italien anzutreffen ist. Es hatte vier kleine Thürmchen und kaum ein Fenster war wie das andere. Eine Treppe mit einem eisernen Geländer war von Außen angeklebt, als ob man im Innern des Hauses keinen Platz für sie gehabt hätte, ein Stück Gallerie ging um einen Theil des Hauses, es schien aber unmöglich, daß ein Mensch es wagen könne, über sie zu gehn, so morsch und alt schien das Gerüst. Im Gegensatz zu diesem verfallenen Zustand in den obern Theilen war das Erdgeschoß schmuck, reinlich, beinahe elegant; es war, als ob die Inwohner das Dach und die obern Stockwerke den Elementen und der Zeit überlassen

hätten, um sich desto wohler in den Theilen zu fühlen, die noch keine Ruinen waren. Ein altes Freskogemälde bedeckte einen großen Theil der gegen den Platz stehenden Wand. Es war, insoweit man es bei der Abbröckelung des Kalks noch entnehmen konnte, eine frappante Darstellung gewesen. Man sah den Tod, der sich von einer Reihe alter, kranker Leute, die ihn flehend anriefen, abkehrte und sich einer Gruppe junger Männer und Frauen näherte, die mit Rosen bekränzt an einer Tafel saßen. Figuren, aus Sandstein gemeißelt, standen in kleinen Nischen zwischen je zwei Fenstern des ersten Stockwerks und vervollständigten den seltsamen, phantastischen Eindruck. Hinter dem Hause schien ein großer Garten zu liegen, dessen Baumwipfel theilweise schon von der Piazza aus sichtbar waren. Auf einer Tafel, die über zwei Fenster des Erdgeschosses lief, las man in verwitterter Schrift:

Libreria di Tito Bonora.

An einem offenen Fenster des ersten Stockwerks, das die Aussicht auf den Platz hatte, saß ein Mädchen mit einer Stickerei beschäftigt. Es war ein reizender Kopf mit hellbraunem Haar von einem kindlichen, schalkhaften Ausdruck. Von Zeit zu Zeit schickte das Mädchen einen Blick hinaus, als ob sie Jemanden erwarte oder etwas, was auf dem Platze vorgehn soll, beobachten wolle; dann nahm sie wieder das Tuch zur Hand und die kleinen Finger arbeiteten um so fleißiger weiter.

Das Mädchen, dessen Erscheinung in diesem alten Hause jeder, auch der poesieloseste Mensch, mit einem Röslein verglichen hätte, das aus dem Spalt einer Ruine

hervorgesprossen, war Marietta Bonora, Tochter Tito Bonora's, damals des einzigen Buchhändlers, Antiquars und Kunsthändlers. Plötzlich fuhr sie empor. „Maddalena!“ rief sie einer alten Dienerin zu, die im nebenanstoßenden Zimmer mit dem Plätten der Wäsche beschäftigt war, „Du hast trotz Deines Alters bessere Augen, als ich. Ist das nicht der Marchese von Val Madonna, der dort über den Platz geht?“

„Bei meiner armen Seele, er ist es!“ rief Maddalena, „und wie geputzt, wie geschniegelt! Welch' ein Schätzchen von einem Manne! Wie er das Stöckchen schwingt — er kömmt hieher!“

„Melde, daß ich Kopfschmerz habe und Niemanden sehn kann!“ rief das Mädchen kurz und kalt.

„Wo denkst Du hin? Den guten Marchese so kränken! Er wäre untröstlich!“ sagte die Alte. „Uebrigens — was hast so oft zum Fenster hinausgeblickt, wenn nicht um zu sehn, ob er komme?“

„Thue wie ich Dir befehle! Ich will das Ungeheuer nicht sehn!“ antwortete das Mädchen, warf das Köpfchen in die Höhe und fuhr eifriger als früher mit ihrer Arbeit fort.

Der fremde Herr, der über den Platz San Silvestro und auf den Buchladen des Tito Bonora zuging, war in der That der Marchese von Val Madonna, den wir soeben kennen gelernt haben. Er war aus dem Café de la Concordia in das Hôtel Peverada geeilt, um nachzufragen, ob noch immer kein Platz für ihn in der Nähe der unvergleichlichen Angela Monteggia sei und hatte abermals mit einer verneinenden Antwort und einer Vertröstung auf die nächsten Tage abziehen müssen.

Dieses Vertrösten hatte ihn tief unglücklich gemacht. Lange war er planlos auf den Quais längs des Arno und in den anliegenden Straßen umhergeirrt, den trüben Gedanken nachhangend, daß all' seine Begeisterung vielleicht ohne Lohn bleiben werde. Die Tänzerin hatte ihn, davon war er überzeugt, auf das Heißeste empfangen, aber er wußte auch, daß sie ein Wild sei, das man keinen Augenblick lang aus den Augen lassen dürfe. Als Nachbar hätte er immerfort Zeit und Gelegenheit gehabt, der Beute aufzulauern; aber zwei Straßen von ihr getrennt, außer Stand gesetzt, sie fortwährend zu beobachten und gefährliche Nebenbuhler von ihr zu entfernen, wurde das Gelingen seiner Pläne weit zweifelhafter. Gäbe ihm der Wirth auch in den nächsten Tagen die gewünschte Wohnung, so könnte es leicht geschehn, daß sich inzwischen die so leicht vergängliche Gluth einer Tänzerin abgekühlt und gar vielleicht einem Anderen zugewendet habe.

Das Alles machte ihn sehr bedenklich, so zwar daß er den Kopf tief herabsinken ließ und endlich wie eine Statue der Melancholie stehn blieb, ohne auf die Vorübergehenden, die ihn lächelnd ansahn, zu achten.

Plötzlich unterbrach er sich in diesem trübseligen Gedankenprozeß, indem er mit seinem Spazierstöckchen auf das Pflaster schlug. „Corpo di Bacco!“ rief er. „Ist der Marchese von Val Madonna verrückt, daß er sich um solcher Dinge willen graue Haare wachsen läßt, die ihm ja ohne seine besondere Bemühung bereits reichlich genug sprossen? Ist die Monteggia das einzige Weib auf der Hemisphäre, die er bewohnt? Hab' ich nicht in Pisa die rei-

zende, kindartige Marietta? Ich will gleich hin und mich ihr zu Füßen werfen!"

Auf das Eiligste schritt er über die Brücke und näherte sich der Piazza San Silvestro. Er galt bei dem alten Bonora und seiner Frau als ein reicher, leutseliger, angesehener Mann; von der Seite eines Verführers war er ihnen völlig unbekannt.

Der Marchese hatte kaum die Klingel berührt, als die alte Maddalena schon an der Thüre erschien und den Angekommenen laut und freudig begrüßte.

„Guten Tag, Maddalena!" rief der Marchese. „Schön, daß Du mich auf den ersten Blick erkannt hast."

„Wie sollte ich's nicht! Der Marchese sehn so gut aus, die Jahre gehn an Ihnen spurlos vorüber," sagte die Alte, welche die Schwächen des greisen Dandy nur zu gut kannte. „Ach, wer es so wie der Marchese verstände, nicht zu altern!"

„Wir Männer altern ungemein langsam," sagte dieser, „aber sprich, was machen die Bonora's, was macht die unvergleichliche Marietta?"

„Herr Bonora ist auf seinem gewöhnlichen Morgenspaziergang und Frau Bonora in der Kirche," erwiderte die Alte. „Die Signorina —"

„Du erschreckst mich!" rief der Alte lebhaft, „wo ist die Signorina? Was ist's mit ihr? Ist sie verheirathet, oder hat sich das Unglückskind entführen lassen?"

„Entführen! Heilige Madonna! Wo denken Sie hin! Die Signorina ist nur etwas unwohl — ein wenig Kopfschmerz —"

„Es wird sie herstellen, mich wiederzusehn, es

wird sie mit einem Schlage gesund machen!“ rief der Marchese.

„Sie wollte Niemand sehn!“

„Niemand sehn! Unsinn! Keine langweiligen Gesichter vielleicht, aber ihren alten bewährten Freund, den Marchese von Val Madonna! Du hältst mich nicht auf, Alte, ich nehme das Zimmer mit Sturm, keine menschliche oder göttliche Macht vermag mich zurückzuhalten!“

Er schob die Alte bei Seite, rannte die Freitreppe hinauf, riß die Stubenthüre auf und rief, Marietta am Fenster mit einer Handarbeit erblickend: „Dein Bewunderer ist wieder da, holdes Kind! — auf, auf, in seine Arme!“

Mit weit auseinandergebreiteten Armen stand er da, ohne daß Marietta vom Stuhle aufgestanden wäre. Das capriciöse Mädchen blickte ihn nur verdrießlich an und sagte: „Wann wird der Herr Marchese einmal gescheidt werden?“

„Wann ich einmal gescheidt werde?“ sagte der Marchese, die Thüre zuschlagend, an Marietta herantretend und ihr kleines Händchen ergreifend: „Kannst Du noch spotten? Ist es Dir nicht schmeichelhaft, wenn ein kluger, berühmter Banquier den Verstand verliert, weil ihn ein Mädchen mißhandelt? Du wirst mich noch zum Aeußersten treiben, ich werde mich vergiften oder todtschießen müssen — habe Mitleid mit meiner Frau und den schuldlosen Kindern, böser, blutdürstiger Schelm!“

„Ha, ha, ha!“ lachte Marietta, „wenn Sie sich todtschießen, da will ich auch das Klostergelübde ablegen. Sie haben eben so viel zum Selbstmörder, als ich zur Nonne!“

„Spaße nicht mit meiner Leidenschaft," sagte der Marchese. „Siehst Du nicht, daß ich seit drei Jahren nach Pisa komme, in euer kleines, todtes Pisa*), da ich mich doch in allen Hauptstädten der Welt amüsiren könnte? Vor vier Tagen war ich noch in Rom, von Geschäften auf Monate hin überhäuft, da träumt mir von Dir — ich stehe auf, sage meinen Leuten, daß ich verreisen muß — man beschwört mich, das Geschäft in einem so wichtigen Augenblick nicht zu verlassen — aber ich höre nichts an, will nichts hören, ich handle nach meinem Kopf und fahre nach Pisa. Da bin ich — zu Dir führt mich mein erster Weg!"

„Ha, ha, ha," lachte Marietta. „Wie ungeschickt und plump Sie lügen! Die ganze Stadt weiß es ja schon, daß Sie der Tänzerin wegen kommen — Sie selbst haben es ausposaunt." —

„Kind, Kind," antwortete der Marchese, erst verlegen, doch schnell sich fassend, „kann denn ein verheiratheter Mann, wie ich, sagen, er komme hierher um Deinetwillen? Bedenke das! fasse die geschickte Kriegslist!"

„Sie winden sich nicht heraus, Marchese," sagte Marietta, „es ist ganz richtig, Sie verfolgen die Monteggia, Sie sind in sie verliebt. Sie haben sich sogar ihretwegen in einen Türken verwandelt —"

„Ich glaube Du träumst!" rief der Marchese, „in einen Türken!"

„Im Theater! Ich habe Sie sogleich erkannt!" sagte Marietta unter nicht enden wollendem Lachen.

---

*) Pisa morta. (Sprüchw.)

„Ei!" rief der Marchese, „ich glaube Du bist eifersüchtig? Nun, das sollte mich freuen!

„Eifersüchtig sein?" erwiderte Marietta lachend, „das wäre bei Ihnen eine schöne Arbeit. Im Gegentheil, ich wünsche Ihnen alles Glück bei der Ballerina assoluta — die eine Liebe wird der anderen würdig sein."

„Du Spaßvogel!" rief der Marchese, „Du weißt nur zu wohl, daß meine Liebe zu Dir eine unendliche Schwäche ist, die mich nicht wieder losläßt. Leider muß ich Dich Grausame fort und fort lieben, so lange mein Herz pulsirt."

Ungestüm faßte er Marietta's Hand und küßte sie. Sie zog sie nicht weg, und ließ es geschehen, indem sie freundlicher als bisher sagte:

„Jetzt setzen Sie sich endlich!"

Der Marchese griff entzückt nach einem Stuhl und setzte ihn dicht an Marietta's Seite.

„Was fällt Ihnen ein?" protestirte das Mädchen. „Dorthin, mir gegenüber."

„O!" seufzte der Marchese, indem er den Stuhl auf die bezeichnete Stelle hinüberrückte, „soll mich denn ein ganzer Ocean von Dir trennen?"

„Nur vernünftig!" befahl Marietta. „Hören Sie einmal, Marchese! Seit wann sind Sie hier?"

„Seit gestern, seit gestern Abend," stotterte Val Madonna.

„Wo wohnen Sie?" fragte Marietta weiter.

„Wo?" sagte er, „in Deiner Nähe — wo anders? im Hotel di Roma. Ich sollte meinem Stande nach eigentlich im Hotel Peverada einquartiert sein, aber dort

wohnt die Tänzerin, das ging nicht — das würdest Du mißdeutet haben — ich zog also nicht hin, sondern ging in ein Hotel zweiten Ranges. Ach was trüg ich nicht um Deinetwegen! Jedes Ungemach, jede Entbehrung! Deinetwegen wollte ich mich mit einer Dachkammer in der Osteria di Facchini begnügen!"

„Haben Sie noch keine Bekanntschaften gemacht?" fragte das Mädchen weiter. „Ich meine mit Fremden?"

„Aha!" rief der mißtrauische Marchese, „willst Du eine Auskunft von mir haben? Gefällt Dir irgend ein Engländer? Bei Gott, Deinem launischen Geschmack ist alles möglich! Ist es so? O ich verzweifle!"

„Mit Ihnen ist kein ruhiges Wort zu sprechen," warf ihm Marietta vor. „Ich frage ohne alle Absicht, aus purer Neugier. Wissen Sie denn nicht, daß unsere Neugier sprüchwörtlich ist?"

„Ja wohl," rief der Marchese, „doch auch eure Untreue, euer Leichtsinn!"

„Still, Herr Marchese," rief sie im herrischen Tone. „Lassen Sie mich ausreden — und aufgepaßt. Sie müssen ausforschen, wer der Cavalier ist, der einen großen Mohren mithat —"

„Du liebst ihn, Unglückliche," sprang der Marchese wieder in die Rede, „Du liebst ihn, — oder Beide! Dir sieht es gar nicht unähnlich, Dich in einen Mohren zu verschießen, absonderliche Creatur!"

„Sie sind toll!" rief Marietta lachend. „Ich will ja nur wissen, wer der Cavalier ist, wie er heißt, aus welchem Lande er kommt — er war ein paar Mal hier —"

„Hier?" schrie der Marchese. „Ich sehe Alles. Er

stellt Dir nach — denn was könnte er hier wollen? Ein Cavalier kommt nicht nach Pisa, um die Scharteken Deines Vaters zu studieren — er stellt Dir nach und Du bist leichtsinnig genug — Du bist noch ein Kind, trotz Deiner siebzehn Jahre — Du prüfst nicht den Charakter und den Ernst einer Neigung —"

„Charakter, Herr Marchese," rief das Mädchen belustigt, „Charakter? Ernst der Neigung? Wo haben Sie plötzlich diese Grundsätze her — nein, nein, die sind nicht Ihr eigen, die haben Sie irgendwo gestohlen —"

„So recht," rief der Marchese, „mache Dich nur im Voraus über diese Eigenschaften lustig, weil Du keine ähnlichen bei Deinem Cavalier anzutreffen gewiß bist! — Gewiß ist er noch jung —, was man so sagt, in den tollen Jahren?" —

„Ja, er ist noch jung," sagte Marietta in einem Tone, der ein Wohlgefallen an der Jugend zeigte, „auch schön, man kann wohl sagen, sehr schön —"

„Da sieht man das Kind," rief der Marchese ärgerlich, „das große, ewige Kind! Was heißt schön, bei einem Manne? Du plapperst Unsinn! Bei uns kömmt es nur auf gewisse Eigenschaften an — wir Männer sind eigentlich alle schön!"

„Das will ich mir merken!" erwiderte Marietta mit einem Schelmengesichte. „Von heute an sollen mir alle Männer gefallen — auch Sie, Marchese, und zwar besonders darum, weil Sie mir den Beweiß geliefert haben, daß auch Sie zu den Schönen gehören."

„Es ist zum Desperatwerden mit Dir," jammerte der Marchese, „Alles ziehst Du ins Komische! Ich bin es

freilich an Dir gewohnt, doch — sprich, was giebt es mit dem Cavalier?"

„Gar nichts," antwortete Marietta. „Ich will nur wissen, wie lange er hier in Pisa bleibt und — höchstens noch allenfalls ob er schon eine Frau hat —"

„Was geht Dich das an?" rief der Marchese eifersüchtig aus. „Sie fragt, ob er eine Frau hat, und will läugnen, daß sie das größte Interesse an ihm nimmt!"

„Wenn Sie wollen," sagte Marietta, „ja, ich nehme Interesse an ihm, doch hören Sie, welches, und sagen Sie mir, ob mit Recht! Bis heute ist mir doch kein einziger Mann begegnet, der, als er mich kennen lernte, mich nicht gleich mit schmeichelhaften Redensarten überhäuft hätte. Man hat mich schrecklich verwöhnt und verzogen. Wohin ich komme, sieht man mich an, sagt mir etwas Hübsches, der oder jener geräth gar außer sich! So sind ja die Männer! Der Cavalier aber war hier — drei-, viermal hier — und sah mich kaum an! Er sprach zu mir herüber, wie zu einer Wachsfigur! Ich war so freundlich mit ihm, es war ihm total gleichgültig! Aber, so seltsam das ist, ich würde es gar nicht beachten, wenn er nur öfter wieder gekommen wäre! Aber in letzter Zeit kommt er gar nicht wieder, trotzdem er immer den Vorwand hat, ein neues Buch holen zu kommen. Heute hat er das Alte zu Ende gelesen — was thut er? Er kommt nicht, er schickt den Mohren."

„Was Du da sagst!" rief der Marchese. „O, ich sehe schon, das ist ein feiner Verführer! Der hat das Interesse, das Du gezeigt hast, gleich bemerkt und spekulirt auf Deine Sehnsucht, armes, getäuschtes, überlistetes Herzchen!"

„Wollen Sie nachforschen?“ fragte Marietta.

„Ja, ich will es,“ antwortete der Marchese, sehr entschieden. „Ich will es, werde aber gleich mit ihm Händel suchen, lasse es auf ein Duell ankommen — den Possen will ich Dir spielen.“

„Allerliebst!“ rief Marietta zur Ueberraschung Val Madonna's. „Allerliebst! das macht mich interessant, wenn ihr Euch meinetwegen die Hälse brecht!“

„O Du herzlose Coquette!“ sagte der Marchese entrüstet. „Im Blute willst Du uns schwimmen sehn, allenfalls eine späte Anerkennung meiner Liebe gewähren, wenn ich als Leiche vor Dir liege? — nein, den Triumph soll Deine Eitelkeit nicht haben, — ich will der beste Freund des fremden Cavalier werden!“

„Auch damit bin ich einverstanden,“ replicirte das schalkhafte Mädchen, „das wird wieder das Gute haben, daß Sie ihn manchmal herbringen.“

„O ihr Weiber!“ rief der Marchese. „Ihr verdient es nicht, daß wir so viel um Euch leiden! Aber ich bin jetzt selbst neugierig, Deinen Cavalier zu sehen.“

„Ach ja, lieber Marchese, machen Sie seine Bekanntschaft,“ antwortete Marietta aufspringend, die Hände zusammenschlagend und herumhüpfend, „ich werde Sie doppelt so lieb haben.“

„Kind, Kind!“ sagte der Marchese, „Du gehst Prüfungen entgegen. Ein Glück ist es, daß Dir ein Mann zur Seite steht, wie ich! Du trittst eigentlich Dein Bestes mit Füßen. Du hast mich, besitzest mich ganz, beherrschest mich — was kannst Du mehr wollen? Welche Rarität ist Dein! Ein weiser, lebenskluger Vater und ein feuriger,

leidenschaftlicher Liebhaber in einer Person — das ist der Marchese von Val Madonna!"

Er sank mit diesen Worten auf ein Knie vor sie hin und wollte sie umfassen.

„Marietta! Marietta!" rief es auf der Stiege. Der Marchese, in größter Besorgniß, die Mutter eintreten zu sehen, sprang schnell und verlegen empor, während Marietta über seinen mißglückten Fußfall in ein spöttisches Gelächter ausbrach.

„Marietta!" rief es wieder, „komm herab!"

Der Marchese nahm den Hut und das Stöckchen und küßte in höchster Eile Marietta's Hand, die ihm gewährt wurde.

Im Abgehen flüsterte er noch zwischen der Thüre: „Gedenke des Marchese, und brich ihm nicht das Herz oder vielmehr heile es, liebes Wunderkind!"

Er verließ das Haus.

Elftes Capitel.

Bei der Prima Ballerina.

Zwei Tage später war bei der Tänzerin Angela Monteggia große Gesellschaft. Vier Zimmer, die ihr angehörten und die Aussicht auf den Arno hatten, standen offen und waren prachtvoll beleuchtet. Der Wirth des Hotels Beverada hatte in dem großen Mittelsalon seine schönsten Spiegel aufgestellt und die schönsten Blumen seines Gartens dahin bringen lassen. Die Kränze und Bouquets, die der gefeierten Ballerina zugeworfen und zugesandt worden waren, die meisten mit langen Bändern

geziert, hingen zwischen den Bildern und gaben dem Ganzen ein buntes, lachendes Aussehen. Die anwesenden Herren waren junge Leute aus Pisa und Officiere, die aus Livorno und Lucca herübergekommen, die Damen meist Mitglieder der Oper und des Ballets. Ein Theil der Gesellschaft erging sich plaudernd im Saale, ein anderer stand auf den kleinen Balkons und an den offenen Fenstern. Die Hausfrau, eine Elfengestalt mit Augen wie schwarze Diamanten, dem prächtigsten schwarzen Haar und blendend weißen Zähnen, flog graziös von Gruppe zu Gruppe und wußte Jedem etwas Angenehmes zu sagen.

Es schien sich für Alle ein heiterer Abend vorzubereiten.

Der Marchese von Val Madonna war natürlich auch unter den Eingeladenen. Er hatte große Toilette gemacht. Sein Haar war auf das kunstvollste geordnet, die Schleife seiner weißen Cravatte jugendlich genial geknüpft, auf seinem schwarzen Fracke von untadeligem Schnitte waren an einer goldenen Kette zwei Orden bemerkbar, ein Zeichen, daß der Mann, der nur auf sein Amüsement bedacht zu sein schien, auch dem Staate und der Gesellschaft gegenüber seine Verdienste haben müsse. Das kundige Auge erkannte in dem einen das Komthurkreuz des St. Gregoriusordens, ein Geschenk des heiligen Vaters, in dem andern das Kreuz Isabella's, der Katholischen.

„Was soll denn diese rothe Tuchmütze auf der Console, die ich hier von Blumen umstellt sehe, liebe Angela?" fragte Signora Alibrandi, die Prima Donna, eine volle üppige Gestalt, mit röthlichem Haare und dem blendendsten Teint. „Ich wage das Ding kaum anzurühren, so verwittert und verbraucht sieht es aus."

Angela lachte und sagte: „Eine Erinnerung an unseren ersten Theaterabend! Das ist die Mütze, die der Marchese von Val Madonna auf dem Kopfe getragen, ein Ueberrest seines mächtigen Turbans. In dieser Tracht hat er mich nach Hause begleitet. Ich verehre das Stück als eine kostbare Reliquie."

„Wie ist der Marchese nach Hause gekommen?" fragte die Alibrandi. „Ich hörte, es sei kein Wagen mehr zu finden gewesen."

„Ich lieh ihm einen Mantel," antwortete Angela. „Sagen Sie selbst, Marchese!" fuhr sie schelmisch lächelnd fort, „waren nicht alle Ihre Besorgnisse ungegründet, als Sie behaupteten, in diesem Anzuge nicht nach Hause gehen zu können?"

„Freilich, freilich!" sagte der Marchese mit komischem Ernst. „Es war wohl unangenehm, daß der Mond so hell schien und Signora Angela's Mäntelchen mir kaum an den Gürtel reichte. Meine Pumphosen und gelben Schnabelschuhe erregten wohl die unaussprechliche Verwunderung einiger Nachtwächter, aber in Anbetracht, daß Pisa von den Ueberfällen der Sarazenen nichts mehr zu fürchten hat, seitdem sie die heroische Chinzica in die Flucht geschlagen, hat mich keiner mit seinem Speere durchbohrt oder in Verhaft gebracht. Insofern waren meine Einwendungen keiner Berücksichtigung werth! Aber ich wollte, ein Commis meines Bureaus wäre mir begegnet! Von meiner Frau will ich nicht reden, die hätte der Schlag getroffen."

„Sie sind verheirathet?" fragte die Alibrandi mit gespieltem Erstaunen.

„Sie wollen sagen: schon verheirathet? Leider, leider! Der Marchese von Balmadonna ist nicht mehr zu haben! Nur heimlich läßt er sich noch besitzen. Aber wenn seine Hand auch bereits vergeben ist, sein Herz ist ewig frei — und wenn Sie darauf Ansprüche zu erheben gedenken“ ......

„Ich nehme die Hand dessenungeachtet, für die erste Quadrille, die gespielt wird, in Beschlag,“ sagte Angela. „Marchese, ich verbiete Ihnen, meine Freundin zu engagiren!“

„Wird denn auch getanzt?“ rief der Marchese auf das freudigste überrascht.

„Sind wir denn nicht bei der ersten Tänzerin Italiens?“ gab Signora Alibrandi zur Antwort.

„Tanz macht Leben,“ sagte Angela gleichzeitig.

„Göttliche Angela,“ rief der Marchese, „Sie verstehen es, Ihre Gäste zu entzücken! Und mir gehört die erste Quadrille, die Sie tanzen? Ich bin beneidenswerth! Aber à propos! Kennen Sie Ihren Zimmernachbar den deutschen Cavalier?“

„Ich kenne ihn nicht,“ erwiderte Angela, „und er bekümmert sich gar nicht um mich. Er ist übrigens ein schöner, eleganter Mann!“

„Wie, er bekümmert sich nicht um Sie?“ rief der Marchese. „Soll ich mich freuen, daß er auf diese Art die Schaar meiner Rivalen nicht vermehrt, oder soll mich eine solche Nichtbeachtung der einzigen Angela als Stumpfsinn empören, und soll ich gar es etwa als Beleidigung ansehn?“

Angela lächelte und sagte: „Ich habe ihn flüchtig gesehen. Er scheint schwermüthig, gar zu schwermüthig.“

„Dann wird er langweilig sein," warf die Signora Alibrandi herein. „Schwermüthige sind wortkarg, und ein Mann, der mich nicht halb todtplaudert, ist mir unerträglich."

„Auf diese Weise, liebe Freundin," meinte Angela, „ist wohl der Marchese Dein Ideal. Der plaudert mich nicht selten ganz zu Tode. Wenn Du willst, ich cedire ihn gern!"

„Angela," rief der Marchese, dem die Prima Donna kaum minder gefiel als die Prima Ballerina, „Sie könnten mich so leicht von Ihrem Herzen losreißen? Ach, ich gehöre Ihnen durch meine Verehrung ganz an und da freilich können Sie über mich verfügen, wie eine russische Fürstin, die einen Leibeigenen verschenkt."

Da ließ sich das Clavier im Nebenzimmer vernehmen. Eine Dame hatte sich hingesetzt und schien zu einem Tanzstück zu präludiren.

„Mir fällt etwas ein," sagte der Marchese zu Angela. „Wenn wir hier tanzen, kann der arme Nachbar da drüben die ganze Nacht kein Auge zuthun. Sie sollten ihn aus Höflichkeit einladen."

„Es ist zu spät," antwortete die Tänzerin. „Was liegt Ihnen an ihm?"

„Nichts, gar nichts," sagte Val Madonna — „ich dachte nur .... mein gutes Herz meinte ....."

Angela war in Folge des ihr ertheilten Rathes eine Weile nachdenklich geblieben. „Wenn Sie übrigens die Mission, ihn einzuladen, übernehmen wollen —" sagte sie. „Es steht Ihnen frei."

„Sehr gern," erwiderte der Marchese. „Ich werde mir den Mann für ewig verpflichten."

Er ging.

Die Gesellschaft war inzwischen sehr munter geworden. Man servirte Eis und Früchte; die Spieltische, die in einem Nebenzimmer standen, blieben unbesetzt, alles plauderte, scherzte, lachte durcheinander. Der Ton war der freieste, wie man ihn eben in den Cirkeln der gebildeteren Theaterwelt findet, ohne doch der Sitte und dem Anstand wehe zu thun.

Bald kehrte auch der Marchese in den Saal zurück und ging rasch auf Angela zu. „Der Cavalier kommt," sagte er lebhaft, „aber er wäre nicht gekommen, wenn ihm nicht ein Freund, der eben bei ihm anwesend war, auf's lebhafteste zugeredet hätte. Jetzt kommen sie Beide."

„Wie? Sie haben mir noch einen zweiten Fremden eingeladen?" fragte Angela, ein wenig ärgerlich.

„Einen wunderhübschen jungen Mann, den Adjutanten eines deutschen Fürsten, der nächstens hier eintreffen soll — erwiderte Valmadonna beschwichtigend.

„Wie heißt er?" —

„Baron von Falkenau!

„Aber Marchese, wo denken Sie hin! einen völlig Fremden —"

„Verzeihung, göttliche Herrin!" erwiderte der Marchese. „Es war von meiner Seite der Einfall eines glänzenden, heroischen Uebermuthes! Ich darf als gewiß annehmen, daß der Fremde, wenn er nicht das Gemüth einer Schildkröte hat, sich in Sie verliebt, und da wollte ich ihm zeigen, daß ich ihn als Rivalen nicht fürchte, ja ihn herausfordere —"

„Wie nahm der Herr Nachbar die Einladung auf?" fragte Angela.

„Er war, wie ich glaube, sehr angenehm überrascht, aber —“

„Aber?“ fragte die Ballerina.

„Der Cavalier ist ernst, ärger als ein Engländer.“

„Ich habe es Ihnen bereits gesagt.“

„Trauen Sie ihm deßwegen noch nicht,“ sagte der Marchese. „Ich habe Ursache zu glauben, daß er mit Euch Weibern Comödie spielt. Er scheint zu wissen, daß Ihr rasend werdet, wenn man Euren Zauber nicht zu empfinden scheint.“

„Da kommen sie!“ sagte Angela, gegen die Thüre zu schwebend.

Hostiwin war mit Falkenau eingetreten, ersterer in schwarzem Frack, der letztere in seiner Uniform. Er war erst vor einer Stunde von Florenz angekommen. Sein Gesicht strahlte, als er die zahlreiche Gesellschaft sah, vor freudiger Erwartung.

Hostiwin hatte seit der Verlobungsfeier Eugeniens keinen Salon betreten, ihm war unter so viel Menschen fremd zu Muthe. Aber Angela begann rasch, ihn ihren Freundinnen vorzuführen, und er that sich den Zwang an, wenigstens nicht unzufrieden zu scheinen. Auch der Marchese drängte sich heran und schien ihn für die nächste Zeit völlig in Beschlag nehmen zu wollen.

Angela setzte sich mit Falkenau auf eine Causeuse. Der blonde, vollwangige junge Deutsche schien den günstigsten Eindruck auf sie zu machen. Daß sie ihrem alten Verehrer, dem Marchese noch weiter grollen würde, den Rivalen auf den Kampfplatz hergeführt zu haben, war fortan sehr unwahrscheinlich. Falkenau hingegen begann

der Tänzerin auf's Glühendste den Hof zu machen, denn sie hatte ihm außerordentlich gefallen und er glaubte, die Stunde habe ihm geschlagen, bei den Damen Italiens sein Glück zu machen.

Hostiwin war mit dem Marchese an's Fenster getreten.

„Sie sind aus Prag?" sagte der Alte, indem er Hostiwin scharf musterte, um aus dessen Aussehen seine Gefährlichkeit für Marietta zu bemessen. „Eine prächtige Stadt!"

„Sie waren in Prag?" fragte Hostiwin überrascht. „Die Italiener reisen so wenig!"

„Cospetto di Bacco!" rief der Marchese. „Man macht doch seine Rundreise durch Europa. Da kann man Prag nicht unberührt lassen. Prag ist eine Art deutsches Rom, eine Stadt voll Alterthümlichkeiten und — was für Einen, der kein Antiquar ist, noch mehr wiegt — eine Stadt voll schöner, üppiger Frauen. Ich war in jungen Jahren in Prag und habe dort — das kann ich Ihnen sagen, eine Fülle von Eroberungen gemacht." —

„Sie scheinen sich, Marchese," versetzte Hostiwin, „für das schöne Geschlecht sehr zu interessiren. Vor ungefähr zwei Tagen kam ich eines Morgens im Café della Concordia in Ihrer Nähe zu sitzen und hörte Sie sprechen, erzählen. Ich ahnte damals nicht, daß ich Ihre Bekanntschaft machen werde."

„Ach ja," erwiderte der Marchese. „Ich war mit einigen Bekannten zusammen und erzählte ihnen von der göttlichen Angela, unserer Wirthin von Heute."

„So laut und enthusiastisch," sagte Hostiwin, „daß

es unmöglich war, nicht zuzuhören und nicht indiscret sein kann, Sie daran zu erinnern."

„Ich bin ein Mann der Passion," erwiderte Val Madonna. „Ein Mann ohne Liebe im Herzen ist ein beweglicher Leichnam. Hab' ich nicht recht?"

„Sehr recht," antwortete Hostiwin nachdenklich. „Wer es nur so leicht nehmen könnte, wie Sie zu thun scheinen, Marchese."

„Sie glauben, ich nehme es leicht?" sagte der Marchese verwundert. „Im Gegentheil! im Gegentheil! Jedes Opfer wird gebracht, jeder Gedanke der Holden zur Liebe gedacht, jeder meiner Athemzüge ist ein Seufzer. Eben jetzt habe ich ein Geschäft, worin Tausende, Hunderttausende von Franken stecken, in dem größten Wirrwarr liegen lassen, um nur meiner holdseligen Angela nahe zu sein — und da — ach sehen Sie hin — sehen Sie hin —"

Er zeigte auf Angela, die mit Falkenau auf's Lebendigste sprach und die Glut nicht zu mißbilligen schien, in welcher der junge Mann aufloderte.

Der Marchese fuhr fort: „Da sehn Sie hin! So sind die Weiber! Verzeihen Sie — einen Augenblick! Ich will ein Bischen dort herum kreisen, um Angela durch meinen Anblick zu erinnern, daß sie mir das Herz nicht brechen darf!"

Der Marchese hüpfte fort. Hostiwin mußte über den seltsamen Alten lächeln. Da erklang das Instrument im Nebenzimmer. Die ersten Takte kündigten den Anfang einer Quadrille an. Falkenau sah mit Schmerz, wie ihm Angela vom Marchese entführt wurde, dem ja der Tanz schon früher versprochen war. Er trat an Hostiwin heran,

zeigte lächelnd auf sein Herz nnd sagte halb laut: „Es lodert!“ Alle Gäste führten ihre Damen vor. Hostiwin allein betheiligte sich nicht.

Als die Francaise zu Ende war, sprang der Marchese wieder an Hostiwin heran und flüsterte mit Jubel:

„Sie liebt mich! Sie vergißt nicht ihren treuen Marchese! — Kommen Sie, wir wollen zusammen plaudern, da ich bemerke, daß Sie sich von den Damen zurückziehen. Thun Sie das immer? In Ihrem Alter? Unglaublich!“

„Marchese,“ sagte Hostiwin, nur um den Fragenden zu beruhigen, „nicht alle Männer besitzen den unvergänglichen, stets vorhandenen Enthusiasmus, der Ihnen eigen zu sein scheint. Wenn ich zuweilen ein Feuer anzündete, dann brannte es aber auch stark und war nicht wieder zu löschen. Es verbrannte oft auch Manches, was meines Nachbars war.“

„Sie reden in Bildern, in poetischen Bildern,“ antwortete der Marchese. „Sie wollen wohl sagen: Einmal geliebt und auf immer! Eine wunderschöne Maxime, aber nicht die des Marchese von Val Madonna! Ich liebe und gedenke dann entweder des genossenen Glücks, oder betrachte, wenn ich verschmäht werde, die Verschmähung als einen Wink des Schicksals von der Unrechten weiter, zur Rechten zu flattern! So liebe ich, sonst hört aber auch die Liebe auf, eine Freude zu sein.“

Ein neuer Tag begann und unterbrach die Unterhaltung. Beide trennten sich und kamen lange nicht wieder zusammen. Der Marchese flatterte von einer Dame zur anderen, tändelte hier mit dem Fächer der Einen, spielte dort an der Coiffure einer Anderen und hatte jeder

eine Schmeichelei, ein Bonmot ein Wort der Galanterie zu sagen. Er schien auch mit Wohlwollen angehört zu werden. Der alte Cupido, wer wußte das nicht? — war ja Millionär.

Hostiwin hatte auf einem Sessel Platz nehmen müssen, der neben der Signora Alibrandi leer stand. Sie, lebhafter als Römerinnen in der Regel sind, brachte das Gespräch in Gang, indem sie den armen Marchese mit Spott überhäufte. „Dieser Mensch," sagte sie, „ist mir gräulich! Wie übel steht seinem Alter die verliebte Thorheit!"

„Ein's versöhnt mit ihm," erwiderte Hostiwin, „er hat Geist."

„Er muß wohl welchen haben," sagte die Alibrandi, „denn er hat sich ein großes Vermögen gemacht und weiß es noch heute zu vergrößern. Man sagt, daß er als armer Krämer nach Rom gekommen sei. Doch das ist ein Geist für Mäkler. Ich sehe in ihm nur einen Thoren, ja einen Narren, der in einem steten Irrthume über sich selbst umhertänzelt."

„Er ist glücklich," meinte Hostiwin. „Sich selbst gefällt er und daß er auch Anderen gefallen kann, sagen Ihnen die lächelnden Mienen dieser Damen. Zürnen wir ihm nicht. Es liebe Jeder, so lange er kann!"

„Ist das Ihre Devise?" fragte die Alibrandi.

„Sie war es," antwortete Hostiwin.

„Sie war es," wiederholte die Sängerin. „Ich glaube, Sie sind ebenso in einem Wahne befangen, wie der Marchese — nur in entgegengesetzter Art."

In kurzen Bemerkungen und Antworten ging es weiter. Jeder Blick der Alibrandi war eine Herausforderung.

Sie schien es darauf abgesehn zu haben, Hostiwin für diesen Abend an ihre Seite zu fesseln und trug ihr Interesse für ihn offen zur Schau. Hostiwin blieb ruhig, parirte Wort mit Wort. Doch konnte er nicht umhin, das Weib reizend, schön, verführerisch zu finden. Da trat der Marchese von Val Madonna heran und sagte aufgeräumt wie immer: „So recht, Signora Alibrandi! Sie kuriren langsam und hartnäckig, aber erfolgreich den schwermüthigen Ernst des Freiherrn von Hostiwin."

„Erfolgreich? Woraus ersehen Sie das?" fragte die Alibrandi mit amazonenhafter Offenheit. „Ich finde es nicht!"

„Mein Gott," sagte der Marchese zu Hostiwin gewendet, „Sie sehen schon um zehn Jahre jünger aus, seitdem ein Lächeln Ihre starren Züge durchbricht. Warum aber auch durch Ernst und Traurigkeit sich mit eigener Hand Runzeln in die Stirne graben? Der Philosoph genießt nichts und geht bald zu Grunde, aber der edle Epikuräer amüsirt sich und wird im spätesten Alter nicht alt."

„Mein Gott," seufzte die Alibrandi etwas boshaft, „wer doch wie Sie Jugend mit so viel Weisheit verbinden könnte!"

„Sie spotten, schöne Signora," sagte der Marchese ohne Empfindlichkeit. „Aber es ist höchst gleichgültig, wie wir aussehen, Alles kömmt darauf an, wie man uns findet! So lange mir eine Dame, wie Ihre Freundin, die göttliche Angela, in einem Schwarm von Rivalen den ersten Tanz gibt und meinen zarten Händedruck erwidert, bin ich noch ein gefährlicher Mann."

Mit diesen Worten, die halb wahrer Uebermuth, halb

Selbstironie waren, flatterte der Marchese auf die andere Seite des Saales, wo seine Göttliche stand.

„Angela," fragte er, „was halten Sie vom Cavalier Hostiwin? Scheint Ihnen unter seiner Kälte irgend ein Unternehmungsgeist zu schlummern?"

„Ich glaube," erwiderte Angela, „seine Zeit ist vorüber."

„Vorüber?" sprang der Marchese in's Wort, „wie meinen Sie das?"

„Entweder," sagte Angela, „ist er freudensatt und blasirt — oder, was mehr Wahrscheinlichkeit hat, er besitzt zu Hause eine Braut."

„Eine Braut?" wiederholte der Marchese nachdenklich, „und das sollte," setzte er lebhaft hinzu, „einen Mann unseres aufgeklärten Zeitalters von Eroberungen in der Ferne abhalten?"

„Vielleicht doch," meinte Angela.

„In unserem Jahrhundert!" rief der Marchese.

„Lieber Freund," erwiderte Angela, „er ist ein Nordländer und an diesen rühmt man die Ausdauer der Leidenschaft im Gegensatz zum Naturell unserer Herren, die plötzlich für einen Augenblick wie ein Gipfel der Alpen aufglühen und emporflammen und dann den ganzen Tag wieder Schnee und Eis sind. Auch Sie Marchese —"

„Angela," rief Val Madonna in heftiger Bewegung, die schon der höchste Grad seiner possierlichen Leidenschaft zu nennen war, „Sie kränken, verwunden, erdolchen mich; Sie wollen noch an einer bewährten Glut, wie die meinige, zweifeln, Sie wollen eine Treue, die sich durch Opfer ausgewiesen, verdächtigen, — jetzt in diesem Augenblick,

da Ihr Herz, schon in's Tiefste gerührt, sich still fragen sollte, wie die unermeßliche Liebe dem Marchese zu lohnen sei? O, Sie schöner, reizender Vampier!"

Angela lächelte, senkte den Kopf nachdenklich, warf ihn wieder empor und sagte mit Ernst und mit einem Anhauch von Vertraulichkeit: „Der Baron von Falkenau steht in der Nähe und scheint uns zu beobachten. Wollen nicht so auffallend lange beisammen stehen — ich will inzwischen," setzte sie mit reizender Coquetterie hinzu, „nachsinnen, welche Arznei Ihrem kranken Herzen aufhelfen könnte! . . . . ."

Dem Marchese lieblich zulächelnd schlüpfte sie davon und stellte sich in die Gruppe, wo Falkenau stand.

Der Marchese blieb siegestrunken stehen und sagte zu sich: „Dieser deutsche Krieger hat mich also auch nicht zu Boden gestreckt! Ich zitterte davor! Angela hat doch ein herrliches Herz, ein herrliches Herz! Ich wollte schon oft an ihr verzweifeln, — doch, wie sagte sie? was waren ihre letzten lieblichen Worte? „Ich will nachsinnen, welche Arznei Ihrem kranken Herzen aufhelfen könnte." Triumph! Triumph! Dreijährige Ausdauer kommt doch an's Ziel! Ja, so viel Zeit hat es gekostet und welche Kämpfe bilden die Abschnitte meines Romans, welche Vernachlässigung der Geschäfte und welche, welche großartigen Geschenke! Aber es lohnt sich, ich bin bald am Ziel, in ihren lilienweißen Armen . . . . ."

Der Marchese durchschritt den Saal, den Kopf gehoben, einen Arm in der Hüfte, den anderen am Rücken, stramm und fest wie ein Sieger, nicht wie gewöhnlich zierlich und geckenhaft tänzelnd in der Manier eines überall

umherflatternden Bewerbers. Nach einer kleinen Weile blieb er plötzlich stehen, denn er bemerkte, daß Angela zum Saale hinaus in die anstehenden Zimmer gehe. Von einem genialen Gedanken ergriffen, wollte er ihr nachgehen und einen freiwilligen oder geraubten Kuß erhaschen, als Angela wieder zurückkehrte, wie wenn sie etwas vergessen hätte. Das nahm auch der Marchese an und eilte, während Angela in den Saal ging, in das letzte Zimmer. Dort brannte kein Licht, nur schwach fiel der Schein vom Saale herüber. Der Marquis stellte sich in die Fensterbrüstung, machte die sammtenen Vorhänge aus ihren Ringen frei, ließ sie herabfallen und lauerte im Hinterhalte, um Angela zu überfallen, falls sie durchkommen sollte.

Er täuschte sich nicht und wartete nicht lange. Ein seidenes Kleid rauschte heran, Angela war schon auf der Thürschwelle sichtbar, — der Marchese wollte schon hervorspringen und sich auf das Knie werfen, als das Parquet knatterte und ein Mann in Uniform dicht hinter Angela zum Vorschein kam. Es war Falkenau.

Der Marschall blieb in seinem Verstecke, starr vor Verwunderung.

„Ein Wort!" flüsterte Falkenau. „Erschrecken Sie nicht über meine Kühnheit, Ihnen zu folgen! Ich bin von den mir zu Theil gewordenen Auszeichnungen schon so übermüthig, daß Sie es sich selbst vorzuwerfen haben, wenn ich verwegen werde. Ich liebe Sie!"

Er sagte es kaum zu Ende und Beide lagen sich schon, Mund an Mund, in den Armen. Der Marchese, von einem höhnischen Schicksal zum Zeugen dieser Liebesscene gewählt, stand athemlos und entsetzlich getäuscht

hinter den Vorhängen und schwankte, ob er herausstürzen oder abwarten solle.

Inzwischen hatte das glückliche Paar von einander gelassen und Falkenau, Angela's Hand im Abgehen drückend, flüsterte: „Auf Wiedersehen! Es bleibt dabei!"

Er kehrte in den Saal zurück und Angela hüpfte zu einem anderen Ausgange hinaus.

Von der Niederlage betäubt, kam der Marchese aus den Vorhängen hervor. Kläglich, seiner Illusionen beraubt, erschien er wieder im Saale, den er wenig Minuten zuvor wie ein Sieger mit stolzen Attituden durchschritten. Sein Haupt fiel herunter, die Augen suchten den Boden, die Unterlippe hing herab. Der tänzelnde Dandy war plötzlich siebzig Jahre alt geworden.

Angela war noch immer nicht wiedergekommen. Der Marchese sammelte sich unterdessen ein wenig. Als er sie endlich erblickte, ging er sogleich auf sie zu und sagte, sich die Worte mühevoll abkämpfend:

„Liebe Angela, Sie haben einen haarsträubenden Irrthum begangen! Sie haben den Adjutanten von Falkenau für den Marchese von Val Madonna gehalten!"

„Ich?" fragte Angela überrascht.

„Ja Sie," sagte der Marchese, „aber das kömmt davon, wenn man sich in Zimmer begibt, die halb dunkel sind."

„Was meinen Sie?" fragte Angela sehr unsicher und verlegen.

„Daß Sie in einem gräßlichen Wahne leben," gab der Marchese zur Antwort. „Sie sind vorhin fortgegangen, um dem Marchese eine Arzenei für sein krankes Herz auszusinnen. Sie haben auch die Arzenei gefunden, aber

— bedenken Sie — da werde ich nicht gesund, wenn der Adjutant für mich einnimmt!"

Angela, der Prüderie längst entwöhnt, brach in ein lautes Gelächter aus. Sie sagte mit Humor: „Was Sie mir da sagen? Sie waren es also nicht? O Himmel, ich werde heute eine schlaflose Nacht haben!"

„Das fürcht' ich, das fürcht' ich!" erwiderte der Marchese mit bedeutsamer Betonung.

Nicht lange darauf ging die ganze Gesellschaft auseinander.

Zwölftes Capitel.

Marietta.

Am andern Morgen dachte Hostiwin an die Soiree bei der Tänzerin zurück und war selbst erstaunt, in welche lustige Welt ihn der Zufall getragen. Sein schwermüthiges Gemüth schien ihm etwa so hineinzupassen, wie wenn man mitten in eine heitere, lachende Landschaft mit freundlich bebauten Hügeln einen kahlen, grauen, zerklüfteten Felsen des Grindelwalds aufstellte.

„Wo seid Ihr," rief er, „meine heiteren Tage? Wo bist du Jugend, mit deinem Muth, deinem Frohsinn, deinen süßen Illusionen? Ist es möglich, in sechs Monaten so alt zu werden? Doch wohl! Ein Schlag hat mich getroffen, ich liege auf dem Lager erstarrt, mit gefesselten Muskeln, wie der kühne, flinke Gebirgsjäger nach einem Sturze in die Tiefe. Werde ich wieder genesen? Mir sagt Alles, daß ich es hoffen darf. Ich will auch genesen, doch mein Wille zaubert die Lust, den Scherz, die Heiterkeit,

die das Leben zum Leben macht, mit keiner Formel hervor. Ich habe das Leben betrachtet wie ein Schlachtfeld und darnach wie ein Krieger gelebt. Die Schranken, die ich gefunden, und die Hindernisse, die mir in den Weg getreten, haben nur meinen Ehrgeiz herausgefordert und meine Begierde noch mächtiger gestachelt, mich in Besitz dessen zu setzen, was mir als Glück erschien. Ich habe auch manchen schönen Tag erlebt und manchen Sieg davongetragen. In frevelndem Uebermuth, wie ein berauschter Sieger, habe ich endlich die Welt nur so weit als nicht mein und nicht mir unterthan angesehen, als sie meinen Wünschen, meiner Natur gleichgültig war. Da plötzlich hatte sich das Glück von mir abgewendet — ein Schlag folgte dem andern, bis die furchtbare Niederlage kam, die jetzt mein Zustand ist. Wie ein Feldherr, geschlagen, ohne Heer, allein, irre ich im Walde umher und suche eine Höhle, mich zu verbergen . . ."

In solchen Gedanken umherschweifend, trat Hostiwin ans Fenster. Die Straße war voll des buntesten Lebens. Ein offener Wagen mit vier Extrapostpferden bewegte sich von fern gegen das Hotel. Hostiwin glaubte einen Augenblick, daß der Fürst, sein neuer Freund, darin sein könne, aber er war es nicht. Hostiwin war plötzlich in einer neuen Gedankensphäre. Er freute sich, daß er einen Freund gewonnen, wie ihm das Leben noch keinen entgegengeführt. Seine bisherigen Freunde waren ja sämmtlich entweder durch den Zufall, oder durch die Gewohnheit an ihn gebunden gewesen und hatten nur als Theilnehmer seiner Zerstreuungen nicht ihn, sondern ihr eigenes Vergnügen gesucht. Hier kam ihm zum ersten Mal ein Mann ent-

gegen, dessen ganzes Wesen aus demselben Stoffe schien, wie das seinige, nur mit dem Unterschiede, daß dieselben Elemente bei Hostiwin mehr den Mann darstellten und bei dem Fürsten einen zarten, fast weiblichen Typus behielten. Dieser Contrast schien ihm auch die Dauer seines neuen Bundes zu verbürgen, denn er wußte aus Erfahrung, daß er sich zu härteren, stärkeren Naturen nach und nach trotzig und kampffertig zu verhalten pflege. Nie aber hatte er auch das Bedürfniß nach einem Freunde tiefer gefühlt, als jetzt, wo er in der Fremde und in seinem Gemüthe einsam war. In Allem und Jedem enthusiastisch, der Zukunft vorgreifend und sie im Voraus gestaltend, hatte er sich auch die Frage schon beantwortet, ob er dem Fürsten folgen, und sich in dessen unmittelbarer Umgebung niederlassen solle. Er erwartete ihn mit Ungeduld, um ihm zu sagen, daß er sich von ihm nicht mehr losreißen könne. In der Freude über das neue Freundschaftsbündniß kam ihm das kleine Plauenburg wie ein Paradies des Friedens vor. Er wandelte im Geiste am Arme des Fürsten im Parke und sah das Monument Adelheids auf der Insel zwischen den Weiden . . . Dorthin würden Beide täglich den Kahn lenken, sich in der grünen Wildniß ergehen und die Schmerzen und Freuden des Lebens im Gespräch abschätzen . . .

Da ertönte ein Triller voll Schwung und heiterer Lebenslust aus dem Nachbarzimmer herüber und verlief in eine lange, nicht endenwollende Cantilene, welche die scherzhafte, liebliche Stimmung der Sängerin in einem anmuthigen und gauklerischen Spiel und Getändel widerspielte.

„Wie glücklich fühlt sich Angela!" sagte Hostiwin bei sich. „Warum? Welches Glück ist ihr begegnet? Welcher

Sonnenblick in die Zukunft eröffnet sich ihr? Ich sehe Nichts, was mich nicht mit Trauer über sie erfüllte! Einige Jahre der Jugend noch schwebt sie auf ihren Elfenfüßen dahin, dann muß sie das Zauberland verlassen und in eine Wirklichkeit eintreten, die das Elend heißt! Wie sie trillert! Doch was bedaure ich sie? Wie sehe ich plötzlich die Dinge an? Noch steht das Mädchen schön und frisch, in Seide und Goldgepränge da — und mir erscheint sie alt, in Lumpen, den Bettelkorb am Arm! Hostiwin; du bist schwermüthig geworden! Hinaus aus dieser Grübelei, diesem Nachdenken, dieser Vertiefung! Freue dich über die selige Kindheit, den jugendlichen Leichtsinn und nimm wenigstens als Zuschauer Theil an ihm, seit du ihn selbst verloren hast! Man darf nun einmal die Dinge auf dieser Welt nicht in dieser Nähe sehen, ohne den Schleier, den die Phanthasie über sie wirft, sieht man sie nackt, wie sie sind, ist es um Freude und Leben gethan! Ein Zauberlicht muß auf Erde und Himmel liegen, wenn man sie genießen will, sonst ist der Erdball ein Keller, dunkel, feucht und grau. Was ist aber schöner, was belebt das Herz so mächtig, daß alle Pulse rascher schlagen, als der Strahl des Lichts? Wie es die Athmosphäre durchbricht und erhellt, so vertreibt es auch die Wolken im Gemüthe und macht sogar das Dunkel des Herzens zu einer Sternennacht! Wer liebte, wer suchte es nicht, ausgenommen das kranke Auge, dem es eine Pein ist — die Schwermuth hat ein solches kranke Auge."

Angela's Gesang war inzwischen noch immer nicht verstummt, sondern begann in einem neuen Strom von Tönen die Luft zu durchklingen.

Hostiwin öffnete das Fenster. Die Melodie war so schön, die Stimme so hell und klar, er hörte dem Gesange zu, doch sein Interesse galt weniger der Sängerin, als dem muntern Vogel, der in seinem Käfig sang.

Da that sich die Thüre hinter ihm auf, der Marchese trat, einen guten Tag wünschend, ein.

„Ei, der Marchese,“ rief Hostiwin.

„Der unglückliche Marchese,“ antwortete Val Madonna berichtigend. „Ich bin von dem Weibe, Ihrer Nachbarin, verrathen, aber bewundern Sie mich, wenn Sie sehen, wie ich es trage!“

„Erklären Sie mir das näher,“ sagte Hostiwin, dessen Blicken die Glückschancen des jungen Falkenau auf der gestrigen Soiree nicht entgangen waren.

„Bei Weibern,“ antwortete der Marchese, „sollte uns nichts in Erstaunen setzen, aber wohl gemerkt, auch nichts kränken. Die Caprice ist des Weibes Seele.“

„Ist der enthusiastische Verehrer des schönen Geschlechts über Nacht ein halber Weiberfeind geworden?“ fragte Hostiwin lächelnd.

„Sie kennen mich nicht,“ sagte der Marchese lebhaft. „Es ist nichts Neues, was ich sage, es ist immer meine Ansicht gewesen. Ich preise Sie glücklich, wenn ich es noch fürderhin, wie jetzt bewahrheitet finde, daß Ihnen die Weiber gleichgültig sind. Ich nenne Sie dafür eine freie, echt männliche Natur, aber leider kann ich mit Ihnen nicht wetteifern. Ich habe die richtigsten Theorien, aber in der Praxis werde ich bis in das späteste Alter ein Weibernarr bleiben. Hören Sie nur — Angela singt! Wie rein sie singt — eine Primadonna ist an ihr verloren!

Halten Sie mich fest, edler Freund, daß ich zu der singenden Sirene nicht hinüberlaufe!"

Hostiwin lachte und wollte etwas erwidern. Doch schon sprang ihm der Marchese ins Wort. „Nur Flucht," rief er, „kann mich retten! Angela soll mich nicht sehen, wenigstens heute nicht, einen Tag lang soll meine Kälte und Gleichgültigkeit dauern. Kommen Sie! Der Morgen ist so schön, ein kühler Wind streift von der Meeresküste herüber, wir wollen ein wenig in den Arkaden flaniren."

Hostiwin erklärte sich bereit und Beide spazierten eine Weile später Arm in Arm an den Ufern des Arno.

Das erste Gespräch, das Hostiwin eröffnete, betraf Pisa und seine Umgebungen. Er ließ sich über die Landesverhältnisse und Sitten unterrichten. Dem Marchese aber war es nicht gegeben, allzulang ernsthaft zu sprechen, denn alles schien ihm trist und schwerfällig, was in keiner Beziehung zum schönen Geschlechte stand.

Plötzlich blieb er stehen, klopfte Hostiwin auf die Schulter und sagte: „Ich will Ihnen jetzt etwas zeigen! Die größte Merkwürdigkeit von Pisa. Aber wir müssen da ein wenig hinansteigen — bis zur Brücke."

„Ist's ein altes Gebäude, ist's eine Aussicht?" fragte Hostiwin.

„Keins von Beiden," erwiderte der Marchese. „Das hübscheste Mädchen von Pisa."

„Sie haben," versetzte Hostiwin lächelnd, „nichts als die Mädchen im Kopfe."

„Nur die Mädchen? Auch die Frauen, auch die Frauen!" protestirte der Marchese.

Hostiwin mußte lachen.

„Und Sie?“ fragte der Marchese. „Ist es mit Ihnen anders?“

„Wie ich bin,“ antwortete Hostiwin, „habe ich für nichts Sinn und Auge, als für eine heitere Landschaft und einen schönen Himmel.“

„Ein Mann in Ihren Jahren,“ klagte der Marchese. „Was soll ich dann sagen? Ich bin zwanzig Jahre älter als Sie.“

„Aber Ihr Herz ist jünger,“ versetzte Hostiwin.

„Ja, mein Herz ist jung, bleibt jung, wird ewig jung sein,“ jubelte der Marchese. „Eben jetzt wieder, da ich diese oft besuchte Gasse betrete, fliegt es wieder auf, wie ein Vogel, dies alte, noch immer nicht kluge Herz und trillert und jubelt lerchenartig: Marietta, Marietta, Marietta!“

„Marietta, die Tochter des Leihbibliothekars, wollen Sie mir zeigen?“ fragte Hostiwin. „Ich kenne sie bereits. Ich hole mir dann und wann ein Buch aus dem Cabinette.“

„Und wie finden Sie das Mädchen?“ fragte der Marchese, Hostiwin scharf beobachtend.

„Recht hübsch,“ war die kurze Antwort.

„Nicht mehr, nicht reizend, hinreißend?“

Hostiwin lächelte. „Was sollte mich noch hinreißen können!“ sagte er. „Um Sie nicht zu verletzen, Marchese, will ich Ihnen sagen, daß ich das Mädchen immer nur sehr flüchtig gesehen habe und eben vielleicht sehr zerstreut war.“

„Gott sei Dank!“ sagte Val Madonna zu sich. „Der hat doch nicht das entsetzliche Feuer und die Siebenmeilen-

stiefel des Freiherrn von Falkenau! Marietta soll ihn in der Nähe sehn und durch sein Phlegma von ihrem Interesse gründlich geheilt werden. Kommen Sie, Baron," fügte er hinzu, „wir besuchen den alten Tito Bonora!"

Jetzt erst, bei Tageslicht, konnte Hostiwin den Marchese näher ins Auge fassen. Er war eigentlich recht alt und der Gesichtsausdruck, den er gestern Abend zeigte, als er nach seiner Niederlage durch den Saal der Tänzerin schritt, sein wahrer, ihm zukömmlicher. Nur das lebhafte, sich selbst aufreizende Naturell und die Heftigkeit seines Geberdenspiels ließen ihn auf Momente jung erscheinen. Wenn er wieder ruhig wurde, weder aufhorchend, was immer eine gewisse Mühe zu kosten schien, noch selber redend, bekamen seine Züge etwas Ungefaßtes, Imbecilles, Bestürztes — ein alter Mann mit hängender Lippe war mit einem Male an die Stelle eines eleganten Lovelace getreten.

„Ehe wir bei ihnen eintreten," sagte der Marchese, allmälig seiner apathischen Stimmung bewußt werdend und sie besiegend, „muß ich Ihnen einige Andeutungen über die Leute geben. Die Bonora's gehören zu den angeseheneren Bürgerfamilien der Stadt, aber sie sind herabgekommen, durch Schuld des Alten, der ohne Geschäftskenntniß und Energie sich in Unternehmungen aller Art eingelassen. Er ist ein guter Mann, aber sehr schwach, steht ganz unter dem Pantoffel und ist der Flasche etwas zu sehr ergeben. Frau Bonora steht durch Herkunft über ihm, es ist sogar unerklärlich, wie sie ihn geheirathet, aber sie ist ungebildet und scheint mir wenig Herz zu haben. Sie galt ehemals für eine große Schönheit, hat noch heute

des beaux restes und ist eigentlich auf die Triumphe, die ihre Tochter erlebt, bitter eifersüchtig. Marietta hat es schlecht im Hause, wie das nicht anders sein kann, wo die Eltern in Hader leben. Sie kann vor ihrem Vater nicht großen Respect, für ihre Mutter nicht große Neigung haben. Sie hat das weiche Herz vom Alten geerbt, die Schönheit von der Mutter, den spöttischen, tändelnden Geist hat ihr irgend eine Fee zum Angebinde gebracht. Gutes, liebes Mädchen! Die Nachbarinnen, die auf ihre Schönheit eifersüchtig sind und sie hassen, weil sie ihnen Allen an Geist überlegen, haben ihr aufgebracht, daß sie nicht nur alle Novellen des Boccaccio, sondern auch die Comödien des Aretin in der Bibliothek ihres Vaters gelesen habe und sich gern die Cour machen lasse. Es ist nichts daran. Sie ist nur ein lieblicher Wildfang und unschuldig wie ein Kind!"

Unter solchen Gesprächen hatten sich die Beiden dem alten Hause der Piazza San Silvestro genähert. Sie traten ein.

Die Familie befand sich eben bei Tische, oder bei einem Frühstück, das einem Mittagsmahle ähnlich sah. Mehrere Schüsseln dampften und zwei Flaschen standen da. Der alte Bonora, ein kleines rundes Männchen mit einem gerötheten Gesicht, hatte in Schlafrock und Filzschuhen Platz auf dem Sopha genommen, Mutter und Tochter im Hauskleid saßen einander gegenüber.

Die Ankunft der Fremden brachte große Aufregung hervor, alles erhob sich und Frau Bonora winkte einer alten Magd, alles hinwegzuräumen. Hostiwin und Val Madonna hatten große Mühe, dies zu verhindern. Darauf

entfloh sie, um ihre Toilette in Ordnung zu bringen. Nur Marietta blieb ruhig, heftete ihre großen leuchtenden Augen auf Hostiwin und schien froh, als er neben ihr Platz nahm.

Der Alte schenkte sogleich ein, damit die Gäste den Wein aus seinem eigenen Garten kosten möchten.

Der Marchese hatte bald das Gespräch an sich gerissen. Er erzählte von den Mühsalen seiner Reise und den Eisenbahnprojecten, die ihn hergerufen. Endlich kam das Gespräch auf das Theater und der Marchese meinte, die Pisaner sollten sich freuen, endlich einmal eine gute Oper beisammen zu haben.

„Ich wollte, die Oper wäre schon wieder fort," seufzte der Alte. „Jedesmal, wenn es bei uns Theater gibt, wird es im Kopfe unserer Marietta rebellisch. Hat sie nicht gestern wieder ganze Scenen aufgeführt und die ganze Parthie der Rosine uns vorgesungen?"

Hostiwin sah das Mädchen mit fragendem Blicke an.

„Sie müssen wissen, Cavalier," fiel der Marchese ins Wort, „daß dies liebliche Kind die schönste Stimme der Welt und den größten Beruf für die weltbedeutenden Bretter hat."

„Um Himmelswillen, Marchese," sagte Frau Bonora, „wollen auch Sie, der redliche Freund unseres Hauses, die Närrin in ihren fixen Ideen befestigen?"

„Fixe Idee das?" rief der Marchese. „Dann bin auch ich ein Narr, denn auch ich habe die feste Ueberzeugung, daß in unserer kleinen Marietta eine heimliche Catalani steckt."

„Ihre Stimme ist gewiß hübsch" — sagte der Vater, „das läßt sich nicht leugnen."

„Göttlich, hinreißend!“ rief der Marchese. „Dabei ihre Lebendigkeit — ich rede nicht von heute.“ —

„Nur allzu lebhaft ist sie sonst!“ warf die Mutter herein.

„Dabei ihre Erscheinung — ihr ganzes Wesen, für heitere Parthien wie geschaffen! Ich sage Ihnen, würdige Freunde, Marietta hat alle Bedingungen zu einer Künstlerin ersten Ranges!“

„Und hätte sie diese, woran ich noch zweifle,“ sagte die Mutter, „es könnte doch nie etwas daraus werden. Gestehen Sie selbst, müßte nicht bei Marietta's Leichtsinn das Theater ihr Unglück werden?“

„Bietet das gewöhnliche Leben der Schönheit nicht auch arge Schlingen?“ fragte der Marchese lächelnd. „Antworten Sie, noch immer schöne, noch immer reizende Frau!“

„Sie sind ein Schalk, mit Ihnen kann man nicht ernsthaft reden,“ rief Frau Bonora. „Das Theater ist das Theater und einmal aus den Augen einer Mutter —“

„Und warum könnte die Mutter die Tochter nicht begleiten?“ fragte der Alte. „Dann wäre die Taube auf ihren Wanderungen eben so sicher, als unter dem elterlichen Hausdach. Ich scherze nicht, würdige Frau! Sie begleiten Marietta, warnen sie vor Verführung, empfangen an ihrer Stelle die Besuche der Enthusiasten, heiligen das Zwielicht der Coulissen durch Ihre Gegenwart und so geht es mit Reisen, Festen, Triumphen und großen Gagen eine Zeit lang fort, bis eine passende Heirath — ein Lord, ein Vicomte, ein Duca sich einstellt —“

„Ach Marchese, Marchese!“ warf Marietta lachend herein. „Welch tolles Zeug Sie durcheinander reden können!“

„Ich meines Theils müßte für das Wanderleben danken!“ sagte die Mutter. „Mein Lebtag bin ich nicht zwölf Miglien über Pisa hinausgekommen und will nicht jetzt, wo mir die Ruhe täglich lieber wird, die Welt zu durchziehen anfangen. Uebrigens verstehe ich gar nichts von Musik, die Oper interessirt mich nicht und inmitten aller Intriguen des Theatervolks stände ich wie verrathen und verkauft da.“

„Glauben Sie das nicht!“ rief der Marchese sehr lebhaft. „Durch das angeborene Talent zur Intrigue ist jede Frau befähigt, Mutter einer Primadonna, Theatermutter zu sein. Ich habe Frauen gekannt, — nicht geistbegabte Damen wie Sie, — Frauen gewöhnlichster Art, halbe Fischweiber, die dreißig Jahre lang ihre Gedanken nur auf die Küche und das Waschhaus gerichtet hatten. Plötzlich erfuhren sie, daß ihre Töchter Stimme hätten, und welche Verwandlung ging mit ihnen vor! Mit einem Male wurden sie musikalisch und ästhetisch gebildet, kannten alle lebenden Meister, wußten, wenigstens an den Rivalinnen ihrer Töchter, alle Mängel der Coloratur mit bewunderungswürdiger Schärfe bloszulegen und verstanden den Kampf um eine Rolle durch die geistvollsten Manoeuvres zu führen. Selbst die übrigen Eigenschaften, z. B. die Kenntniß von Goldsachen und Juwelen, in welcher die Theatermutter mit den erfahrensten Juwelieren wetteifert, stellten sich mit der größten Schnelligkeit ein. Es war eine herrliche Verwandlung.“

Marietta lachte.

„Meine Alte,“ sagte Bonora dazwischen, „soll sich nicht verwandeln. Hab ich mich schon so lange mit ihr

geplagt, wie sie eben ist, so will ich's auch fürderhin tragen. Ich will keine Theatermutter, wie Sie's nennen, zur Frau, und keine Lady zur Tochter. Marietta soll bleiben, was sie ist, ein einfaches Bürgerkind, und wenn es sich trifft, soll sie sich in ihrem Stande verheirathen. Das alles, was Sie uns da geschildert, guter Marchese, ist hohler Pomp und täuschender Flitter!"

„Antipathien sind keine Gründe!" sagte Val Madonna. „Damit aber Sie, Cavalier," sprach er zu Hostiwin gewendet, weiter, „über die Frage ein Urtheil abgeben können, sollten wir die reizende Marietta bitten, uns irgend ein Lied vorzutragen."

Hostiwin unterstützte diese Bitte durch einen Blick und Marietta erhob sich. Ein altes Klavier, das in einer Ecke des Zimmers stand, ward geöffnet, das Mädchen setzte sich und ihre Finger eilten eine Zeitlang präludirend über die Tasten. Dann schwang sich ihre Stimme voll und glockenhell empor, daß sich das kleine, dunkle, enge Zimmer plötzlich wie mit Licht erfüllte. Sie sang die Arie:

„Di tanti palpiti
Di tanti sospiri!"

Von Zeit zu Zeit streifte ein Blick der Sängerin den neben ihr stehenden Hostiwin und blieb dann in traumhafter Sehnsucht an der Decke hangen. Die Stimme war schön, sehr schön. Sie riß gleichsam die Wände des Zimmers nieder, ließ sie verschwinden und erweiterte das Gemach zu einem von Lichtäther erfüllten, klingenden Saale. Es war eine Phantasmagorie, die erst mit dem letzten Tone verging.

Val Madonna hatte mit dem Ausdruck des höchsten

Entzückens zugehört und den Kopf wie in einem lieblichen Rausche hin und her gewiegt. Als das Lied zu Ende, brach er in den lautesten Beifall aus.

„Nun, was sagen Sie, Cavalier?“ fragte er, „ist es nicht ein Verbrechen, Marietta von der Bühne abzuhalten?“

Hostiwin blieb stumm.

„Sie schweigen, Cavalier?“ sagte Marietta schüchtern, — „finden Sie vielleicht —“

Sie wollte sagen: „finden Sie vielleicht, daß ich keine Stimme habe?“

„Sie sind Sängerin,“ erwiderte Hostiwin über das Mißtrauen, das das Mädchen plötzlich überkommen, lächelnd. „Sie haben die Gabe des Gesanges wie selten Eine, die uns auf dem Theater hinreißt. Und doch sage ich: folgen Sie Ihren Eltern! Gehen Sie nicht zur Bühne! Es ist eine heiße verzehrende Welt, diese Welt der Coulissen! Wie viel Blumen sind dort verblüht nach kurzer Treibhausblüthenzeit! Sie sind schön und kindlich; es thäte mir leid um Sie. Heute noch stand ich am Fenster, hörte die Tänzerin nebenan singen und alles Elend fiel mir ein, das so oft der brillantesten Theaterlaufbahn folgt. Seien Sie glücklich zu Hause, die Welt des Weibes ist das Haus.“

Marietta senkte das Auge, niedergeschlagen.

„Ich habe zu Ihnen gesprochen, wie ich zu einer Schwester spräche,“ setzte Hostiwin hinzu.

„Sie meinen es gut mit mir,“ erwiderte Marietta. „Ich danke Ihnen. So viel Träume fahren mir oft durch den Kopf — nein, nein, ich will nicht mehr daran denken und Ihnen folgen.“

Die Eltern schüttelten Hostiwin die Hände; er hatte sich zum Fortgehen bereit gemacht.

„Wenn Sie uns wieder einmal die Ehre Ihres Besuches schenken, wie wir hoffen," sagte Marietta, „werden wir Sie nicht mehr in diesem engen, häßlichen Zimmer empfangen, sondern im Garten. Er ist wirklich schön."

„Wir kommen bald wieder," fiel der Marchese in die Rede. „Und Du hast Recht, Marietta, wir bleiben im Garten. Der Frühling erwacht und der Garten der Familie Bonora ist ein kleines Paradies. Ich will die Laube wiedersehen, in der ich vor zwei Jahren die Mandoline spielte und alle Deine Freundinnen, liebes Mädchen, zur Bewunderung hinriß! In ihrem Blätterdach müssen noch heute meine Seufzer wohnen!"

Die Familie geleitete die Abgehenden zur Thür. Vor's Haus hinausgetreten, dachte der Marchese: „Ein ungeschickter Mensch, dieser Hostiwin! Er tritt den Neigungen und dem Ehrgeiz der Kleinen gegenüber. Welche elende Taktik! Er wählt geradezu den Weg, um ihr unangenehm zu werden." Laut fragte er: „Sie haben sich wol gelangweilt, Baron?"

„Nicht im mindesten," erwiderte Hostiwin. „Wenn ich auch kein Mädchen mehr begehre, ein so holdes Geschöpf wie Marietta anzusehen, freut mich doch innig, wie die schönste Blume zu betrachten. Wir gehen bald wieder hin."

„Und wird es kein Unglück geben mit der Blumen Betrachtung in häufigeren Besuchen?" fragte der Alte.

„Darüber seien Sie ruhig, Marchese," erwiderte Hostiwin. „Ich richte kein Unglück mehr an. Meine Hand reißt nichts mehr an sich, meine Arme hängen herab und

umfassen nichts mehr. Ich wage sie kaum mehr zu erheben, wie in abergläubischer Furcht, daß ich, ohne zu wollen, etwas zerschmettere."

Dreizehntes Capitel.

Im Garten.

Ein paar Tage später, gegen Abend, saß Hostiwin mit Marietta Bonora und dem Marchese in dem Garten, der hinter dem alten Hause der Piazza San Silvestro lag. Der Frühling war mit Macht herangekommen, die Blüthen der Mandelbäume lagen längst herabgeweht und lagen auf der schwarzen Erde vor den Spalieren, die Magnolien erhoben ihre stolzen Häupter und die Frührosen standen bereits im schönsten Flor.

Der Garten des Signor Bonora hatte der Kunst wenig zu danken, eigentlich nur die nothwendigen Wege, die aber im Laufe der Zeit ihre Ebenheit verloren hatten und größtentheils mit Gras überzogen waren. Dennoch war er ein lieblicher Aufenthalt. Der Garten schien eine uralte Schöpfung und mochte einst einem großen, adeligen Hause angehört haben. In der Mitte liefen zwei Alleen von Kastanienbäumen, um welche sich mächtige Weinreben schlangen und von einer Seite zur andern über dem Haupte der Spaziergänger ein zweites, niedriges schattiges Blätterdach bildeten.

Ein Bassin, das in der Mitte stand, fing und sammelte das Wasser einer Quelle, das ein Wallfischkopf hervorspie. Schöne, üppige, wunderliche Wasserpflanzen umwucherten die Ränder des Wasserbeckens in dichtester Fülle

und stiegen auch da und dort aus dem Grunde einzeln empor. Manche alte, zerbrochene Statue stand im dichten Gebüsche. Ein Tisch, von eisernen Lehnstühlen umgeben, war, um die Besucher an dem schönsten und frischesten Orte zu versammeln, in der Nähe des Bassins aufgestellt. Mächtige Platanen, deren Wipfel keinen Strahl durchdringen ließen, umringten den Ruheplatz und verliefen, immer dichter gepflanzt, im tiefen, schattenden Hintergrunde,

Der südliche Reichthum der Vegetation, die man seit Jahrzehnten sich selbst überlassen, verlieh dem Garten den Charakter des Wilden und Ursprünglichen.

Der Marchese war, als er hörte, daß heute beide Eltern abwesend seien, plötzlich um zwanzig Jahre verjüngt worden. Er hatte auf die Tänzerin, wegen welcher er nach Pisa gekommen, verzichtet und überließ sie, bereits mit beruhigtem Gemüth, dem glücklichen Falkenau. Sein Wesen war keines Ernstes fähig und der Moment beherrschte ihn ganz. Er haßte den Rivalen nicht, ja nicht einmal die Treulose, die seine ausdauernde Liebe und seine großen Geschenke nicht geachtet. Seine Eitelkeit ließ ihn in Marietta eine neue Eroberung hoffen und er glaubte trotz seiner Jahre neben Hostiwin die überlegene Rolle zu spielen.

Die Unterhaltung hatte die verschiedensten Punkte berührt; nur die Frage über Marietta's Beruf zum Theater war wie ein wunder Punkt unberührt gelassen worden. Hostiwin sah mit innigstem Interesse ein Naturkind vor sich von den glücklichsten Anlagen, schalkhaft und naiv, sentimental und spöttisch zugleich, ein Naturell harmlos und heiter wie das eines Vögelchens, in welchem jedoch eine

überraschende Reflexion schlummerte, die immer ungesucht und, ohne es selbst zu ahnen, die originellsten und nicht selten die treffendsten Urtheile zu Tage brachte.

Marietta Bonora war eigentlich nicht schön; sie war aber schöner als schön, sie war reizend. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig, sie hatte zum Beispiel auf der rechten Seite ein Grübchen in der Wange, das ihr auf der linken fehlte; aber wer mag regelmäßig schöne Gesichter lieben. Marietta hatte das volle rosige Gesicht eines Kindes, ein kleines Stumpfnäschen, einen Mund, roth wie eine Kirsche, und zwei blaue Augen, die voll Schelmerei und böser Streiche in die Welt sahen. Sie hatte die schönsten, langhingezogenen Augenbraunen und lange, dunkle Wimpern, die ihr beim Niederschlagen der Augen trefflich zu Statten kamen. Wenn sie einen Streich meditirte, zog sie den linken Winkel des Mundes herab, aber alle diese kleinen Unarten gaben ihr nur mehr Reiz. Sie trug ihr hellbraunes Haar, schlicht gescheitelt, in natürlichen Wellen. Ihre Zähne waren, um ein uraltes Gleichniß zu gebrauchen, weiß wie Perlen, aber in dieser Perlenreihe hatte ein Zahn ein kleines schwarzes Fleckchen. Dessenungeachtet lachte Marietta mit offenem Munde und wie reizend war dies Lachen!

Ihre Bewegungen waren die graciösen und schalkhaft weichen einer Katze. Die kleinen Händchen mit den zierlichen Grübchen nisteten fast immer in der Tasche der Schürze und in dieser Tasche klapperte immer etwas. Während die Anbeter mit ernsthafter Miene ihr Schönheiten sagten, hatte die kleine Hand immer etwas zu thun. Sie holte ein Bonbon aus der Tasche, wickelte es aus dem Papierchen und führte es blitzschnell in den Mund. Die

schelmischen Augen, wie wußten sie den Leidtragenden zu betrachten und wie wußte der schöne Mund dabei ironisch zu lächeln!

Heute spottete sie nicht und lachte nur selten. Hostiwin's Auge beherrschte sie. Ein Mann saß vor ihr, der sie mit einer milden Güte, aber immer nur wie ein Kind behandelte und Alles, was er sagte, wie aus einer höheren Trauer heraus sprach. Sein Wesen schien ihr geheimnißvoll, sein Schmerz ein Räthsel, seine Nähe ein süßes Verhängniß. Sie konnte sich halbe Minuten lang in die Signatur seiner blassen, ernsten Stirn, in die dunkle Glut seiner Augen vertiefen. Selbst der eitle Marchese mußte es zuletzt merken, daß er bald mit seinen Späßen keine Aufmerksamkeit mehr errang, und zuletzt für sein schönes Vis à Vis kaum noch vorhanden war. Er überließ sich düsterer Niedergeschlagenheit und ward bald wieder sechzig Jahre alt.

Endlich ward ihm Marietta's ausschließliche Unterhaltung mit Hostiwin zu viel, er sprang auf und nahm die Kleine bei Seite.

„Mädchen, Mädchen!" rief er. „Was ist Dir heute? Du bist verändert, Du bist sentimental! Du schwurst mir ja noch gestern, daß meine Befürchtungen eitel seien! Sollte dieser Fremdling dennoch —"

Marietta erröthete, sie hätte nicht die Kraft gehabt, wie am ersten Tage zu versichern, daß ihr Interesse für den Fremden nur Neugier sei. Sie that sich Gewalt an, heute wie immer zu erscheinen, drehte sich auf dem Absatze um, sprang an den Tisch und sagte lächelnd:

„Keine Betrachtungen! Rathen Sie einmal, Marchese, wo ich heute früh gewesen?"

Der Alte, in der Hoffnung, auf das lustige Feld wieder zu gelangen, dem einzigen, auf dem er zu Hause war, verjüngte sich und erwiderte:

„Wo Du heute früh gewesen? Das zu errathen, dazu genügt nicht gewöhnlicher Menschenverstand! Du bist ein Ding, das aller Berechnung spottet!"

„Was hab ich da?" fragte Marietta schelmisch lachend, indem sie in die Tasche griff und die geschlossene Hand emporhielt.

„Lassen Sie mich mitrathen?" rief Hostiwin, dem die Rückkehr Marietta's zu einer muthwilligen Stimmung erwünscht war.

„Wenn es Ihnen nicht schwer fällt, recht gern," antwortete Marietta, von seiner Theilnahme überrascht.

„Doch," fiel der Marchese rasch ein, „muß man um Etwas wetten, um nicht umsonst das Gehirn anzustrengen."

„Wohlan!" sagte Hostiwin beistimmend.

„Ich wette einen Kuß," rief der Marchese.

„Das gilt nicht," versetzte Marietta lebhaft. „Denn im Fall, daß Sie nichts errathen, verlieren Sie nichts. Ich schlage etwas Anderes vor. Verliere ich, so schenke ich Ihnen das Band, um das Sie mich so oft schon geplagt haben; wenn Sie verlieren, so müssen Sie heute noch in den Galanteriewaarenladen von Lerome gehen und mir den drolligen, verliebten alten Herrn kaufen, der vor dem Fenster steht."

„Es sei, kleiner Schelm!" rief der Marchese lachend.

„Und wenn Sie nicht errathen," fuhr Marietta zu Hostiwin gewendet fort, so müssen Sie mir heilig versprechen, daß Sie noch einmal zu uns in den Garten

kommen; errathen Sie aber, so erhalten sie von mir die schönste Rose, die noch je gepflückt worden ist."

„Einverstanden!" versetzte Hostiwin.

„Aufgepaßt, Marchese!" rief Marietta, das zierliche Händchen emporhaltend, daß der Aermel zurückfiel und der schöne, volle, blendendweiße Arm sichtbar ward. „Was hab' ich in der Hand?"

„Bei Dir, kleiner Eulenspiegel," erwiderte der Marchese, „fährt man am Besten, wenn man das Einfachste und am nächsten Liegende annimmt. Was wird es sein? Ein Bonbon oder eine Stecknadel."

„Verloren," versetzte Marietta. „Sie kaufen mir die Figur, den verliebten, alten Herrn. Und was rathen Sie?" sprach sie zu Hostiwin gekehrt.

„Was ich rathe?" antwortete Hostiwin mit unterdrücktem Lächeln, die Hand zu scheinbarem Nachdenken an die Stirne setzend. „Ich rathe," sagte er, nach einer Pause wieder frei emporblickend, „Sie haben in Ihrer Hand das Sinnbild der List und der Bethörung — eine Angel!"

„Gefehlt! gefehlt!" versetzte Marietta, sehr entschieden das Köpfchen schüttelnd, aber ihre ausgestreckte Hand zog sich langsam und entmuthigt zurück.

„Oeffne!" rief der Marchese aufspringend. „Du wärst im Stande, das Ding zu escamotiren."

„Und an dessen Stelle ein Bonbon zu setzen?" erwiderte Marietta. „Beruhigen Sie sich, Marchese, — ja, es ist eine Angel."

Sie öffnete die Hand, eine kleine Angel lag darauf.

„Beneidenswerther Hexenmeister!" rief der Marchese, auf Hostiwin blickend, aus.

„Bei der Madonna!" sprach Marietta in größter Verwunderung. „Sehen konnten Sie nicht, was ich in der Hand verschlossen hielt, wie konnten Sie dazu kommen, auf etwas zu rathen, was ich selbst seit dem heutigen Morgen das erste Mal im Leben besitze?"

„Hexenkunst, mein Geheimniß!" sagte Hostiwin.

„Warst Du denn auf dem Fischfang, kleine Nixe?" fragte der Marchese ... „doch je kindischer etwas klingt, desto wahrscheinlicher ist es bei Dir! Was thust Du sonst mit einer Angel?"

„Sie haben errathen, Herr Marchese," gab Marietta zur Antwort. „Aber Ihr Scharfsinn meldet sich spät. Ich habe zwei allerliebste Fische gefangen, sie schwimmen oben in meinem Zimmer auf's Munterste in einem Glase."

„Und konntest Du mir nicht das Vergnügen machen, mich mitzunehmen?" sprach der Marchese vorwurfsvoll. „Thue es ja das nächste Mal. Dir zu Liebe will ich sogar in einem neapolitanischen Fischeranzug kommen."

„Ich war in Gesellschaft von zwei Engländern," sagte Marietta mit koketter Gleichgültigkeit.

„Zwei jungen Lords! Entsetzlich! Die Schaar Deiner Bekanntschaften wächst mit jedem Tage!" rief der Marchese. „Was Wunder, wenn die alten Bekannten zurückgedrängt werden? Und wer waren die zwei Engländer?

„Zwei Söhne der Lady, die im Hôtel zum Stern wohnt," antwortete Marietta.

„Einer wird zehn, der andere elf Jahre haben," sagte Hostiwin.

Marietta lächelte zustimmend und blinzelte dem Marchese mit auffälliger Schadenfreude zu.

„Die Knaben haben es mir heute selbst erzählt," fuhr Hostiwin fort. „Nun will ich aber auch sagen, wie leicht mir das Errathen werden konnte. Als wir dort am Tisch mit einander sprachen, spielten Sie einen Augenblick lang mit der Angel. Sie haben es in der Zerstreuung kaum gewußt und wieder vergessen. Ich fürchte, daß ich auf den Gewinnst keinen Anspruch machen darf."

„Warum nicht?" rief Marietta in größter Angst, „deshalb konnte ich doch wieder zehn andere Dinge in der Hand versteckt halten. Sie bekommen die Rose."

„Es waren Kinder! Gott sei Dank!" seufzte der Marchese wie aus erleichterter Brust wieder auf. „Kinder gönne ich Dir zu Begleitern, Marietta! Nur mit Kleinen wollte ich Dich umgeben und im Kreise Deiner Bekanntschaften der einzige Mann sein."

„Dann wären Sie gewiß," meinte Marietta schalkhaft, „daß Sie mir früher oder später gefallen müßten? Mir gefällt kein Mann!"

„Ach!" rief Val Madonna, „Du verstehst es, mit jedem Worte zu verwunden! Das für meine Hingebung und Ausdauer? Ich lasse meine Familie im Stich, ich vernachlässige mein Comptoir, nur um bei Dir zu sein! Welche scharfsinnigen Ausreden, welche genialen Ausflüchte muß ich jeden Morgen sowohl meiner Frau, als meinem Buchhalter schreiben, um ihnen begreiflich zu machen, was mich in Pisa so lange festhält! Cavalier," wendete er sich an Hostiwin, „urtheilen Sie selbst auf das Unparteiischeste! Kann unsere reizende Freundin ein gutes Herz haben, wenn so viel Lügen Sie nicht rühren?"

Marietta lachte und selbst Hostiwin mußte mit einstimmen

„Erst heute,“ fuhr der launige Alte fort, „erhielt ich einen Brief, der all' meine Fabeln zu Schanden machte und mich dringend zurückrief. Meine Comödie, daß ich in Pisa die Terrainverhältnisse für eine Eisenbahn nach Lucca studire, war unbrauchbar geworden. Was thun, was erfinden, um noch länger bei Marietta bleiben zu können? Pisa ist ein Nest für Krämer und Hausirer, kein Platz für einen großen Banquier. Ich war in Verzweiflung. Schon wollte ich den Koffer packen — da fällt mir noch Etwas ein, eine Idee, die man alt, trivial, abgebraucht nennen kann, aber ein probates Hausmittel in jeder Verlegenheit. Ich schreibe meiner Frau, daß ich krank bin und seit gestern zu Bette liege. Da sieh, Marietta, zu welchen Unthaten mich die Liebe zu Dir treibt — und doch keine Anerkennung!“

„Jetzt wollte ich,“ versetzte Marietta muthwillig, „Ihre Frau käme morgen hierher, um Sie zu pflegen.“

„Da hat der Marchese schon vorgebaut!“ rief der Alte. „So gefährlich hat er seine Krankheit nicht geschildert.“

„Da sehen Sie, Signorina,“ sprach Hostiwin, „welches Unglück Ihre Augen anrichten! Nicht genug, daß Sie den Frieden des Marchese zerstören, beunruhigen Sie noch auf Meilen hin seine Frau!“

„Ach meine Augen!“ seufzte Marietta zu Boden blickend in elegischem Tone. „Sie zünden an, was sie nicht verbrennen möchten, da aber, wo ich sie hinrichte, sind sie ohne Macht!“

Das Wort war heraus, ehe sie bedachte, wie viel sie damit verrathen. Sie erröthete, sie hätte es gerne zurückgenommen, da raffte sie sich plötzlich empor und setzte mit

erkünstelter Heiterkeit hinzu: „doch da sehe ich eine herrliche Rose!"

Sie rief es und hüpfte zu einem nahestehenden Strauche.

Während Hostiwin und der Marchese ihr zusahen, wie sie, vom Purpur des sinkenden Abends beschienen, durch die Büsche gaukelte, sagte der Letztere, nicht eben aufgeräumt, mit einem Seufzer:

„Baron, Baron! Sind das Ihre Vorsätze? Was haben Sie mir versprochen? Sie haben das Mädchen wahrhaftig schon in sich verliebt gemacht!"

„Wo denken Sie hin? Das Wort war bedeutungslos, oder es ist alles Tändelei, Spiel der Einbildung, weiter Nichts!" gab Hostiwin zur Antwort, als Marietta schon wieder herangesprungen war und ihm eine volle Rose überreichte.

Hostiwin nahm sie dankend und sagte, indem er den Hut zum Fortgehn ergriff: „Ich will sie als eine Erinnerung an Pisa bewahren. Da Ihnen daran gelegen zu sein scheint, mich noch einmal in Ihrem Garten zu sehn, so rechnen Sie auf einen baldigen Besuch."

Vor unterdrückter Freude über diese Zusage murmelte Marietta abgerissene und unverständliche Worte, während über ihre lieblichen Wangen Erröthungen wie Wolkenschatten über ein Feld dahinflogen. Doch riß sie sich, wie ihr eigen war, gleich wieder mit einem gewaltsamen Rucke aus diesem Zustande heraus und sagte zum Marchese:

„Und Sie, Marchese, wagen Sie nicht, mir unter die Augen zu treten, ohne die Figur des verliebten alten Herrn mitzubringen."

„Gut, gut!" erwiderte der Marchese. „Dagegen darfst

Du nicht vergessen, daß ich krank bin und Deinetwillen im Bette liege. Wiewohl Du eine Christin bist, muthe ich Dir doch das Werk der Barmherzigkeit nicht zu, den Kranken zu besuchen, aber ernstlich bitten muß ich Dich, wenn er nächstens kommt, einen recht heilkräftigen Trank in Bereitschaft zu halten."

Er verließ mit Hostiwin den Garten.

Vierzehntes Capitel.

Der Alterthümler.

Eines Nachmittags gegen vier Uhr stiegen im Hôtel Peverada ungewöhnlich viel Reisende ab. Die Post hatte sie insgesammt von Florenz gebracht, Ausländer beiderlei Geschlechts, die Mehrzahl Engländer.

Der Wirth stand in der Hausflur und bewillkommte auf das Ehrerbietigste die vorbeiziehende Reihe der Passagiere, die geführt von voraneilenden Kellnern und gefolgt von Gepäckträgern die marmorne Treppe hinanstiegen, um auf ihr Zimmer zu kommen.

Eine Weile später erschien Einer der Angekommenen im Speisezimmer. Es war ein Mann von hoher Statur in gewählter Toilette. Der stolze, kalte Ausdruck seines Gesichts, seine gemessenen Manieren imponirten, sie kennzeichneten ihn als großen Herrn. Er ging mehrmals vor den Spiegeln des Saales auf und ab, beschäftigt, sein Haar zu ordnen.

„Herr Wirth!" rief er plötzlich.

Der Gerufene sprang schnell herbei.

„Wann geht die nächste Post nach Livorno?" fragte der Fremde.

„Nach Livorno? Um acht Uhr Abends," war die Antwort.

„Dann bleibe ich über Nacht!" sagte der Fremde in einem Tone, der das Ende der Conversation ausdrückte. „Serviren Sie mir ein Diner."

In diesem Augenblicke trat Falkenau in den Saal. Er hatte einen Besuch bei der Signora Monteggia gemacht, ohne sie zu Hause zu finden. Er wollte ihre Rückkehr bei einem Glase Monte Pulciano erwarten.

Das mangelhafte Italienisch, in welchem Falkenau sich ausdrückte, verrieth dem imposanten Fremden sogleich seine Herkunft. Dieser musterte sein Vis à Vis eine Zeitlang, ob es die Ehre verdiene, von ihm angeredet zu werden und sagte dann:

„Ein Landsmann, wenn ich nicht irre?"

„Ein Deutscher, in der That!" erwiderte Falkenau. „Sie kommen von Florenz?"

„Direct von Florenz!"

„Eine langwierige Fahrt, die auch ich ganz unlängst gemacht habe," meinte Falkenau.

„Es ist in der That eine anstrengende Reise, aber ich halte etwas aus," versetzte der Fremde, indem er mit unvergleichlichem Appetit die Menestra verzehrte. „Bei einer Nachtfahrt schützt übrigens nichts vor langer Weile, als angenehme Reisegesellschaft oder Schlaf. Den letzteren besitze ich auf Reisen leider nicht."

„Und fanden Sie das Erstere?" fragte der junge Baron.

„Glücklicher Weise, ja. Ich kam im Coupé neben einer höchst interessanten Person zu sitzen."

„Eine hübsche Dame vermuthlich?“ meinte Falkenau schmunzelnd.

„Das nicht,“ erwiderte der Fremde mit pomphaftem Ernst — „ein berühmter Forscher, der Professor Sardoni, — haben Sie nie von Sardoni gehört?“

„Niemals,“ antwortete Falkenau.

„Nie gehört? Seltsam! Von Sardoni, dem glücklichen Entdecker der größten Schätze, dem zweiten Winkelmann, nie gehört?“

„Ich als Militär, —“ lautete die Entschuldigung.

„Freilich, freilich!“ erwiderte der Fremde. „Geschichtsforschung, Kunstgeschichte, Inschriftenkunde ist nicht Jedermann's Sache. Ich meinestheils interessire mich sehr für Alterthümer und komme aus Rom, wo ich sehr umfangreiche Nachgrabungen geleitet. Die Spesen sind allerdings größer gewesen, als die Auffindungen — doch die Wissenschaft will ihr Opfer! Sie können sich, wenn Sie auch nicht vom Fach sind, denken, wie unangenehm es für einen Alterthümler ist, bei wochenlangen Arbeiten keinen Torso zu finden, kein Grabmal auszugraben — dessenungeachtet bereue ich meine römische Reise nicht.“

Das Essen war während dieses von langen Pausen unterbrochenen Gespräches rasch vorgerückt. Der Gast warf die ganze ihm vorgelegte Portion Fruchtgelée auf seinen Teller, wo sie lange noch auf das Einladendste fortzitterte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Saalthüre und eine ältliche Frau sah herein. Sie war keineswegs schön, doch auch nicht häßlich, hatte viel Embonpoint, das Resultat einer strotzenden Gesundheit; das schwarze Haar

und die dunklen Augen verliehen dem Gesicht und der ganzen Erscheinung noch Frische. Nichts desto weniger war der Eindruck der einer Matrone.

Sie hatte den am Tische sitzenden Fremden kaum bemerkt, als sie sich rasch zurückzog. Der Fremde dagegen blickte, als er sie gewahr geworden, tief in seinen Teller, als ob er die vor ihm stehende Speise mit den Augen analysiren wolle. Das Benehmen Beider war auffallend, aber der durch Nichts vorbereitete Falkenau bemerkte es nicht.

Die ältliche Dame war kaum verschwunden, als der Fremde sich erhob und zur Thüre hinauseilen wollte.

„Das Dessert, Eccellenza," sagte der aufwartende Kellner.

„Bin kein Freund davon," sagte der Fremde und griff nach seinem Hute.

„Glückliche Reise, Herr!" sprach er, zu Falkenau gewandt.

„Glückliche Reise!" erwiderte dieser.

Der Alterthumsforscher eilte hinaus. Vor der Thüre des Hôtels blieb er stehen. Ein Facchin machte sich an ihn.

„Brauchen Eccellenza keinen Führer?" fragte er.

„Laßt mich!" antwortete dieser auf das Barscheste.

„Ich kenne alle Merkwürdigkeiten der Stadt," fuhr Jener in bekannter Zudringlichkeit fort, „ich kenne jedes Haus, jede Familie, falls Sie eine Herrschaft aufsuchen."

Der Fremde sah den Facchin an. Ein neuer Gedanke schien ihm durch den Kopf zu schießen. „Alle Wetter," murmelte er, „meine alte Geliebte ist ja hier! Ich könnte heute ein paar schöne Stunden haben — — Ist es wahr," sagte er, zum Facchin gewandt, mit freundlicherer Stimmung, „daß Ihr ein solches lebendes Adreßbuch seid?"

„Befehlen Sie!“ versetzte dieser herausfordernd.

„Kennt Ihr die Signora Alibrandi?“ fragte der Fremde, an der Antwort noch zweifelnd.

„Ob ich sie kenne?“ rief der Facchin mit Stolz. „Unsere Primadonna! Eccellenza sind nicht der Erste, den ich hinführe!“

„So kommt!“ war die Antwort.

Da that sich das Fenster auf und der Wirth rief heraus: „Eccellenza haben Ihren Stock stehen lassen.“

„Absichtlich, ich kann ihn jetzt nicht brauchen. Ich benutze noch die Tageshelle, um die merkwürdigen Bauwerke der Stadt zu besuchen.“

Er entfernte sich, gefolgt vom Facchin. Beide gingen durch enge Gassen dem Innern der Stadt zu. Auf der Piazza del Mercato angekommen, zeigte der Facchin auf ein vorspringendes Haus.

„Da wohnt die Signora Alibrandi,“ sagte er. „Zwei Treppen hoch. Das offene Thürfenster mit dem Balkon ist ein Theil ihrer Wohnung.“

„Vortrefflich!“ antwortete der Fremde und machte sich mit einem Trinkgelde von seinem Begleiter los.

In einigen Sprüngen gelangte er auf die zweite Treppenflur des Hauses, riß die Thüre ungestüm auf und rief: „Bin ich da?“

Eine Dame war erschrocken vom Sopha aufgesprungen, denn der schon dämmernde Abend ließ den stürmischen Besucher nicht gleich erkennen.

„Sie zweifeln und fragen, wer da kommt,“ rief der Fremde. „Sagt Ihnen eine innere Stimme nichts? Ich sehe Sie wohl auch nur in unbestimmten Umrissen, doch

mein hochklopfendes Herz verräth mir untrüglich die Nähe meiner himmlischen Flamme!“

Jetzt erst erkannte die Dame — es war die Alibrandi — den Reisenden.

„Sind Sie es?“ sagte sie kalt und fast wie getäuscht.

„Erwarteten Sie einen Anderen?“ versetzte der Fremde scharf und boshaft.

„Ihre Treue fürwahr könnte mich nicht fesseln!“ höhnte die Sängerin.

„Wie kriegerisch gesinnt Sie sind!“ sagte der Fremde, mildere Saiten aufspannend und die Hand der Dame fassend. und an die Lippen pressend.

„Lassen Sie mich!“ rief die Alibrandi. „Ich zünde Licht an!“

„Sie haben seit meiner Abwesenheit,“ entgegnete der Fremde, ärgerlich über die ganze Art des Empfangs, „ganz neue Gewohnheiten angenommen. Sonst —“

Die Alibrandi biß die Lippen, eilte aber an ein Tischchen, machte Feuer und stellte das brennende Licht auf den Tisch.

„Was wollen Sie bei mir?“ fragte sie beleidigend frostig.

„Sie können fragen?“ rief der Fremde mit gespielter Kränkung. „Dringende Geschäfte rufen mich heim, doch ich kann den Boden Italiens nicht verlassen, wenn ich Ihnen nicht Lebewohl gesagt. Sie freilich — doch keine Vorwürfe —“ er hielt einen Moment inne und sagte mit geheuchelter Rührung: „Leben Sie wohl!“

Die Signora schwieg eine kleine Weile, wie wenn sie sich besänne oder sich ergriffen fühlte, dann sagte sie entschlossen:

„Reisen Sie glücklich!“

„Wie?“ rief der Fremde zurückfahrend, „Sie könnten — — o kaltes Herz! Haben Sie all' die schönen Stunden von Rom vergessen, alle Huldigungen, die ich Ihnen gebracht, aus Ihrem Gedächtnisse verwischt? Lebte ich nicht für Sie, für Sie allein? Sie wissen ja selbst, — erinnern Sie sich doch unseres ersten Zusammentreffens in der Villa Borghese — mit welchen wissenschaftlichen Vorsätzen ich in die ewige Stadt gekommen! Was hab' ich gethan? Wie habe ich gelebt? In Landparthien, Ausflügen, Lustfahrten haben wir zwei Monate verbracht. Sie sind Schuld, daß ich, — ein Mann der Wissenschaft — Dinge nicht gesehen habe, die jeder oberflächliche Tourist, der Rom passirt, gesehen, das Innere der Peterskirche habe ich nicht betreten, vom Coliseum kenne ich nur ungefähr die Richtung, in der es liegt. Ich war ja an Ihre Seite gefesselt. Ist das nicht unverantwortlich? Ich will dies Alles auf Ihr Gewissen schleudern!“

„Hm, hm!“ höhnte die Alibrandi. „Als ich Rom verließ, stand Ihren Studien und den Nachgrabungen, die Sie vornehmen wollten, nichts mehr im Wege. Das Gerücht sagt freilich, Sie hätten sich der kleinen Julia von der Oper um so enger angeschlossen. Ich glaube es. Diese Wahl bezeichnet ihren verderbten Geschmack!“

„Der kleinen Julia?“ rief der Fremde, durch die Richtigkeit der Entdeckung unangenehm überrascht.

„Ja, ja!“ bestätigte Signora Alibrandi, sich an seiner Betroffenheit weidend.

„Weil Sie kein Herz haben,“ sprach der Fremde mit Vorwurf, „irren Sie sich auch in dem meinigen.“

„Ihr Herz?“ hohnlächelte die Alibrandi, „hier ist ein Seitenstück von ihm!“

Sie griff nach einem Bracelet, das auf der Toilette lag und warf es auf den Tisch vor die Augen des Fremden.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte dieser.

„Sehn Sie es an!“

„Ich sehe es. Was weiter?“

„Dies Gold hat sich schlecht gehalten. Es ist sehr schnell schwarz geworden!“

Sprachlos und wüthend besah der Fremde sein Geschenk, dem auf so bittere Weise sein wohlfeiler Preis vorgeworfen wurde.

„Dann bin ich betrogen worden — Sie aber — o Ihr Empfang“ .....

Ein wiederholtes Klopfen an der Thüre unterbrach dies seltsame, von einem cynischen Anhauche durchwehte Zwiegespräch ab.

„Herein!“ rief die Alibrandi.

Der Marchese von Val Madonna trat ein und blieb stehn, wie Einer, der keine anderen Besuche im Zimmer vermuthet hätte, während er gleichzeitig von dem Fremden mit mißtrauischen Augen gemustert wurde.

„Der Marchese von Val Madonna!“ rief die Alibrandi, den Genannten vorstellend. „Mein bewährter Freund!“

„Was seh ich?“ rief der Fremde. „Mein Bekannter aus dem Café Foresta?“

„Freiherr von Wallmerode!“ rief der Marchese fast gleichzeitig und fiel ihm mit gewohnter Lebhaftigkeit in die Arme.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren," sagte die Alibrandi. Sie winkte dem Marchese, den Platz an ihrer Seite auf dem Sopha einzunehmen. Wallmerode ergriff einen Stuhl. Als sich alle drei gesetzt, fragte der Baron: „Was machen Sie hier, Marchese?"

„Ich bin seit fast zwei Wochen hier," erwiderte der Alte. Ich lebe in dieser Todtenstadt in halber Verbannung, die vollständig wäre, wenn ich meine gute Landsmännin, Signora Alibrandi, nicht hier getroffen."

Die Sängerin ordnete mit der weißen, schönen Hand die goldröthlichen Lockenmassen. Sie ließ sich die Schmeichelei gefallen, blos um Wallmerode zu allarmiren.

„Sehr begreiflich!" erwiderte dieser.

„Leider," sprach der Marchese, „kann ich nicht ganz für meine edle Freundin leben. Ich bin einmal ein Geld- und Geschäftsmann, der niemals Ruhe hat und kaum in sieben Tagen einmal eine Stunde für einen Besuch hier erübrigt. Eine Eisenbahnangelegenheit —"

„Ich kann mir das denken," sagte Wallmerode mit Ernst und dachte heimlich: „Deine Eisenbahnangelegenheit und meine Nachgrabungen in Rom werden wol einander ebenbürtige Lügen sein."

„Das Geschäftsleben," nahm der Marchese das Wort, „ist es, das unsere Zeit an sich reißt und selbst die wenigen Freuden, die uns zuweilen zu Theil werden könnten, trübt. Ich habe Morgen wieder viel Briefe zu schreiben und werde die projektirte Landparthie kaum mitmachen können."

„Sehr fatal!" rief die Alibrandi.

„Sehr fatal!" wiederholte der Marchese und fuhr zu Wallmerode gewendet fort: „Wie glücklich sind Sie, dem

Nichts im Wege steht, die Welt zu genießen! Sie haben ganz Recht! Stürzen Sie sich aus einem Vergnügen in's andere, wie ich Sie in Rom thun sah. Das ist das Beste, mein theurer böhmischer Bonvivant!"

Wallmerode lächelte; er war so ferne von Hause unter Leuten, die er schwerlich je wieder sehen würde, er glaubte Keinen von ihnen in der Nähe, vor denen er die Robe des Tartüffe anzuziehen gewohnt war; — er zeigte sich ohne Maske.

„Apropos, eine Neuigkeit," rief der Marchese zur Sängerin gekehrt, „die Mutter der Monteggia ist angekommen und im Hotel bei ihrer Tochter abgestiegen."

„Wann?" fragte Signora Alibrandi.

„Soeben; sie ist um vier Uhr mit der Post von Florenz gekommen. Ich habe sie soeben gesprochen, eine gut aussehende corpulente Dame. Ich fand sie noch ganz aufgeregt von einem Abentheuer, das sie bestanden. Ihr Nachbar im Coupé war so zudringlich geworden, daß sie ihm mit einer Ohrfeige drohen mußte."

Die Alibrandi lachte und sagte: „Sie kommen ja auch aus Florenz, Sie waren doch nicht dieser fürchterliche Nachbar?"

„Ich?" antwortete Wallmerode achselzuckend. „In meinem Wagen fuhren nur Herren, lauter Engländer."

„Seltsamer Weise," sagte der Marchese, „sieht sich die würdige Dame noch immer von dem zudringlichen Fremden verfolgt. Er soll im nemlichen Hotel abgestiegen sein."

„Wo wohnen Sie, Herr von Wallmerode?" fragte Signora Alibrandi. „Die Sache ist mir verdächtig."

„Ich habe mich," antwortete Wallmerode, seine Ver-

legenheit trefflich unterdrückend, „in einer comfortablen Privatwohnung untergebracht. Ich durfte die Gastfreundschaft meines Freundes, des Professor Sardoni, nicht zurückzuweisen.“

„Dann entschuldigen Sie!“ versetzte die Alibrandi mit einem boshaften Blicke.

„Apropos!“ sagte der Marchese, „wollen Sie nicht mit mir heute im Hotel Peverada soupiren? Wir finden Gesellschaft — ein Landsmann von Ihnen, der Freiherr von — —“

„Ich bedaure,“ fiel ihm Wallmerode in die Rede, mein Freund Professor Sardoni —“

„Schade!“ rief der Marchese. „Sie hätten einen interessanten Mann kennen gelernt.“

Er meinte Hostiwin.

Signora Alibrandi sah auf die Uhr.

„Es thut mir leid,“ sagte sie, „daß ich die Herren nicht länger bei mir behalten kann. Ich muß fort, ich habe versprochen . . .“

„Wohin geht es, göttliche Signora?“ fragte der Marchese.

„Zur Monteggia, Sie können mich begleiten, Marchese. Sie, Herr von Wallmerode, müssen wol schon zu Ihrem Herrn Professor Sardoni. Ich wünsche Ihnen glückliche Heimkunft und innerliche Besserung.“

„Leben Sie wohl!“ flüsterte Wallmerode mühsam mit einem ellenlangen Gesichte und eilte zur Thüre hinaus.

Unten auf der Gasse blieb er noch eine Weile stehn und blickte nachdenklich in die von wenig Lichtern unterbrochene Nacht hinein. Er sah den Marchese mit der

Sängerin aus dem Hause treten und Arm in Arm um die Ecke biegen. Nach einer Pause sagte er zu sich: „Teufelsgeschichte! Alles geht quer! Die Alibrandi schiebt mich mit Worten fast zur Thüre hinaus und jetzt kann ich sogar nicht mehr in das Hôtel zurück, wo meine Sachen stehn. Ich wohne bei dem fabelhaften Professor Sardoni! Wie man doch überall Bekannte findet, meist zum Aerger, selten zur Freude! Columbus hat recht: El mondo es poco. Wer mag doch der Landsmann sein, dem er mich im Hôtel Peverada vorstellen wollte? Ein Freiherr — den Namen blieb er mir schuldig. Vielleicht ein zweiter Bekannte? Das brächte am Ende nur neue Verwirrung! Soll ich nun still und unbemerkt in mein Zimmer hinaufschleichen, oder thue ich besser zu bezahlen und mein Gepäck abholen zu lassen und anderswo zu übernachten? Was ich nur die halbe Nacht lang anfangen werde! Fades, ominöses Pisa! Wie ich mich langweilen werde! Die Nachbarin im Coupé ist an Allem schuld! Ja, ja, so ist's am Besten: ich lasse mein Gepäck abholen, bezahle mein Zimmer und quartiere mich anderswo ein, dann flanire ich durch die Gassen."

Er that, wie er beschlossen.

Funfzehntes Capitel.

Die Coquette.

Der Marchese von Val Madonna hatte die Signora Alibrandi bis an's Hôtel Peverada gebracht. Er überlegte noch in der Hausflur, ob er ihr zur Monteggia folgen solle. Aber es war zu erwarten, daß er Falkenau

oben treffen würde. Dieser Gedanke schlug ihn zu Boden. Er beschloß, in seine Wohnung zurückzukehren.

Er hatte eben Abschied von der Tänzerin genommen, als er eine Frauengestalt, dicht in einen schwarzen Schleier gehüllt, vorübergehn sah. Er erkannte Marietta Bonora. Sie trug ein großes Notenheft.

„Wo kömmst Du so spät her, theure Kleine?“ fragte er, rasch auf sie zuspringend. „Gehst Du heim, so erlaubst Du mir gewiß, Dich zu begleiten!“

„Gern, recht gern,“ sagte Marietta. „Ich habe einen Besuch bei meinem Gesanglehrer gemacht und Maddalena sollte kommen, mich abzuholen, aber sie ist nicht gekommen. Es ist mir lieb, wenn ich nicht allein gehen muß, es giebt so unverschämte Menschen.“

„Gewiß, gewiß,“ versetzte der Marchese; „es giebt Alterthümler, die die Stadt unsicher machen. Komm, gieb mir das Notenbuch, nimm meinen Arm, den Arm eines alten Freundes, lehne Dich auf ihn und fürchte nicht, daß ich mich darüber beklage.“

„Sie kommen aus dem Hôtel Peverada?“ fragte Marietta, „sind Sie bei dem Cavalier von Hostiwin gewesen?“

„Nein,“ erwiderte der Marchese. „Schon zwei Tage habe ich ihn nicht gesehen. Er erwartet die Ankunft eines Fürsten, zu dem er ich weiß nicht in welchen Beziehungen steht, und sucht für diesen eine Villa in der Umgebung von Pisa. Vielleicht zieht er auch ganz fort. Du schweigst — er gefällt Dir — es thut Dir wohl recht leid, ihn wenig oder gar nicht mehr zu sehen?“

„Leid? mir leid? Ach nein, nicht im Mindesten,“ antwortete Marietta, doch in einem Tone, der dem Wort

ein wenig widersprach. „Er kümmert sich nicht um mich, wie sollte ich mich so viel um ihn kümmern? Wir müssen unsern Stolz haben. Doch ich vergesse eine wichtige Sache: wie steht es mit Ihrer Gesundheit?"

„Ach, mein Kind," antwortete der Marchese aufseufzend, „ich leide sehr! Du solltest das Krankenbulletin lesen, das ich heute Morgen für meine Frau componirt habe."

„Nun," nahm Marietta, dem Marchese in's Auge sehend, das Wort, „da muß ich schon für Ihre Herstellung etwas thun." —

Der Marchese glühte auf. Er drückte Marietta's Arm fester und fester. „Thue das, Engel!" rief er, sich mit gefalteten Händen ihr zukehrend.

„Ich will ein Sympathiemittel anwenden"' — sprach sie weiter.

„O vortrefflicher Doctor! Du erkennst das Wesen meiner Krankheit! Nur Sympathiemittel können mich curiren, nichts als Sympathiemittel. Und wie willst Du das anfangen?"

„Darüber will ich noch nachdenken," antwortete Marietta, „heute, morgen. Verlassen Sie sich darauf, daß etwas für Sie geschieht; so verschmachten dürfen Sie nicht. Doch — ich muß Ihnen etwas Trauriges erzählen! Sie wissen, daß ich neulich zwei Fischchen gefangen hatte? Sie waren so hübsch mit ihren silbernen Bäuchen und rosenfarbenen Flossen, die Augen gelb und schwarz gerändert — ich hatte sie in einem Glase und sie schwammen so lustig — denken Sie nur, seit zwei Tagen sind sie todt!"

„Hör' auf, hör' auf," rief der Marchese. „Du langweilst mich mit Deinen Fischen zu Tode! Es war die

Rede von meinem Herzen, und dem Mittel es zu heilen. Es gelingt wirklich nicht, es mit Dir zu einem ordentlichen Gespräch zu bringen. Gott! Gott! sie ist siebzehn Jahr und noch so kindisch! Ich glaube, wenn ich ihr sagte: Marietta, wir wollen heute Maikäfer sammeln gehn, oder: Marietta, wir wollen ausziehn und Krebse fangen, da wärst Du gleich mit dabei. Wenn es sich aber von dem Edelsten handelt, was der Mensch hat, vom Herzen und von der Liebe, da ist sie zerstreut, das hört sie nicht, das versteht sie nicht. Und vollends wie albern wärst Du wol, wenn wir nun gar ein Rendezvous ausmachen wollten!"

„Sie beleidigen mich!" rief Marietta, die die Possen des Marchese höchlich ergötzten. „Sie würden Ihre Meinung schnell zurücknehmen, wenn Sie hörten, wie ich den Antrag aufnehme."

„Wirklich?" rief der Marschese in äußerster Ueberraschung und fühlte sein Herz heftiger schlagen. Ihm kam es vor, als wenn sich nun doch alle seine Hoffnungen erfüllen sollten und von dem Gedanken, daß das Mädchen mit ihm ein Spiel treibe, weit entfernt, flüsterte er leise und innig: „Wie wäre es denn, Holdselige, wenn Du eines Abends nach Deiner Musikstunde Deiner Begleiterin unter irgend einem Vorwande entschlüpftest? Es wäre so leicht, Pisa ist so einsam, die Promenaden in der Nähe sind so schön —"

„Wo denken Sie hin," rief Marietta. „Unmöglich! Keine Stelle ist so einsam, daß man nicht Jemandem begegnete."

„Sehr wahr," versetzte der Marchese, von Marietta's

Ernst noch mehr getäuscht. „Du bist klug, Du hast den Verstand von zehn Männern. Also kein Wort mehr davon, einen bessern Vorschlag! Wie denn, wenn wir in der obern Etage Eures Hauses eine harmlose Zusammenkunft feierten?"

Marietta schwieg und schien über den Vorschlag nachzudenken. Der Schein der Straßenlaterne fiel auf ihr Gesicht, jeder Zug von Schelmerei war darauf verschwunden.

Der Marchese hob ermuthigt wieder an: „So viel ich weiß, kömmt halbe Jahre lang Niemand von den Deinigen hinauf. Es giebt nun wol oben eine Kammer?"

„Mehrere, eine darunter so groß wie ein Tanzsaal!" rief Marietta. „Es ist allerlei altes Rumpelzeug darin. Alte Bücher, alte Bilder, auch das Schaukelpferd aus meinen Kindertagen."

„Trefflich, trefflich," rief der Marchese, Marietta's Arm an sich pressend und die Hand heftig mit Küssen bedeckend. „In diese Kammer will ich mich verstecken. In dieser Kammer will ich warten. Ich kann warten, stundenlang, halbe Tage lang. Ich werde still bleiben, wie das alte Schaukelpferd aus Deinen Kindertagen."

„Und vielleicht ebenso harmlos und unschädlich sein?" meinte Marietta, ironisch mit den Schelmenaugen blinzelnd.

Sie waren bereits auf der Piazza San Silvestro angelangt.

„Ach Marietta!" seufzte der Marchese, „Du bringst mich mit Deinem Spotte um! Du ärgerst mich zu Tode! Warum soll ich so ungefährlich sein, wie das alte Schaukelpferd? Ich bin vielleicht in meiner Leidenschaft so ge-

fährlich wie ein wildes, arabisches Roß, wie ein Roß mit Flügeln, wie der Pegasus selbst!“

„Sie glauben? Nun es sei!“ gab Marietta zur Antwort. „Ich stelle eine einzige Bedingung.“

„Welche, theures Mädchen, welche?“ fragte der Marchese mit feurigem Ungestüm in der höchsten Glut seiner Hoffnungen, das Mädchen an beiden Händen festhaltend.

„Sie müssen,“ versetzte Marietta, „meine Mutter um Erlaubniß fragen!“

Ein schallendes Gelächter platzte aus ihr heraus.

„Das ist zu arg!“ rief der Marchese emporfahrend. „So spielt sie mit den ernstesten Gefühlen des Menschen, mit seinem Seelenfrieden! Ich muß mich todtschießen oder irgend eine Katastrophe anrichten! Vielleicht, wenn Du mich im Blute liegen siehst, wirst Du erkennen, was Du an mir verloren.“

„Gute Nacht, Marchese,“ antwortete das Mädchen. „Ich bin hier an unserem Hause. Vielen Dank für Ihre freundliche Begleitung. Nun muß ich Ihnen aber auch sagen, warum ich Ihren Arm angenommen. Ein Fremder ist mir gefolgt, er war eben daran, mich anzureden, als Sie an mich herankamen; ich habe mich gefürchtet. Bei der Madonna,“ rief sie, mit dem ausgestreckten Finger in die Nähe der Fontaine zeigend — „der Mensch ist uns nachgegangen — dort — dort an der Ecke steht er — sehen Sie, — die hohe, breite Gestalt . . . . .“

„Der Alterthümler!“ rief der Marchese. „Kömmt mir der Mensch denn heut allenthalben entgegen?“

Die Gestalt bog um die Ecke und verschwand. Es war wirklich der Freiherr von Wallmerode. Ein launischer

Zufall brachte ihn heute fast mit allen Personen in Berührung, die Hostiwin kannte, nur mit Hostiwin nicht. Die beiden Freunde von Ehemals stießen sich fast mit dem Ellbogen und trafen doch nicht aufeinander. Als man das Gepäck des Freiherrn aus dem Hotel Peverada fortschaffte, ward sein Stöckchen vergessen und blieb in der Fensterecke stehn. Hostiwin nahm es in die Hand, sah es an, aber er erkannte es nicht. Weder Falkenau noch der Marchese sprachen von dem Fremden, sein Name stand noch nicht in dem Buch des Hotels.

Am andern Morgen war er bereits auf dem Wege nach Livorno.

Sechszehntes Capitel.

Erste Liebe.

Acht Tage waren vergangen, seitdem Hostiwin mit dem Marchese im Garten der Familie Bonora seinen Besuch gemacht. Er hatte fest versprechen müssen, ihn zu wiederholen. Vergeblich blieb Marietta zu Hause, vergeblich saß sie am Fenster und spähte die Gasse hinab, der geliebte Fremde kam nicht wieder.

Wieviel Aufwallungen der Hoffnung, wieviel bittere Momente der Enttäuschung, wie viel Sinnen, Träumen und Sehnen lag für Marietta in diesen acht Tagen! Das sonst so heitere, leichtsinnige Kind war wie umgewandelt. Seit jenem Nachmittag, den sie mit Hostiwin und dem Marchese verbracht, ließ sie nicht davon ab, die Haltung des Ersteren immer auf's Neue zu zergliedern, um festzustellen, wie es mit seinem Herzen stehe, ob er das Geheim-

niß ihrer Liebe errathen und wie er es aufgenommen haben möge. Bald war sie zu dem Resultat gekommen, daß er sie verschmähe, bald schmeichelte sie sich, daß der kalte fliehende Liebling zu schmelzen beginne. Diese Ergebnisse ihres Nachdenkens, bald düster, bald sonnighell gefärbt, hingen von ihrer guten oder verdrießlichen Laune ab.

Hostiwin's Haltung war von einer Reihe von Schicksalen bestimmt, die ihn jenseits der Alpen betroffen; sie hatte ihr Maß gewiß nicht von dem unverhehlten Interesse erhalten, das ihm Marietta gezeigt. Marietta war für ihn nur da, etwa wie eine schöne Blume, die er allenfalls betrachten wollte, aber nicht begehrte und die bei dem großen, tiefen Schmerze, der in ihm war, für ihn kaum in Betracht kam. Auf das Mädchen aber hätte nichts tiefer einwirken können, als die Behandlung, die sie von ihm erfuhr. Sie vermeiden, wo sie entgegen kam, hieß sie reizen, sie fesseln, sie unglücklich machen. Hätte Hostiwin es darauf abgesehen, auf ihr Herz zu wirken, er hätte mit keiner erfolgreicheren Strategie vorgehen können.

Eines Nachmittags, spät, als bereits die Sonne zu sinken begann, ertönte plötzlich die Glocke an der Gartenthüre der Bonora's. Marietta, die mit einer Handarbeit am Fenster gesessen, sah herab. Sie erkannte die beiden Fremden, Hostiwin und den Marchese und eilte sogleich, die Arbeit wegwerfend, die Freitreppe herab, um zu öffnen. Ihr Herz schlug heftig und eine hohe Röthe stand in ihrem Gesichte.

„Nun Marietta," sprach der Marchese, als Alle im Garten um den runden Steintisch herum Platz genommen, „wie wirst Du Dich bei mir bedanken, daß ich Dir heute meinen edlen Freund mitgebracht habe?"

Marietta sah den Marchese und Hostiwin betroffen an, wie durch diese Frage compromittirt, warf aber gleich das schöne Köpfchen keck empor und antwortete:

„Herr Marchese, der Cavalier hätte aus freien Stücken kommen sollen. Das bezahlt man nicht theuer, was einen geringen Werth hat.“

„Die Signorina hat Recht,“ sagte Hostiwin, von dieser fast verletzenden Aufrichtigkeit frappirt. „Ich hatte so viel Dinge im Kopfe, daß ich nicht gleich Zeit fand, an einen Besuch bei der liebenswürdigen Marietta zu denken.“

„So offen gefallen Sie mir,“ sagte Marietta in einem muthigen, aber forcirten Tone, während das Herz sich im Geheimen zurückgesetzt und gekränkt fühlte. „Ein Mann muß offen sein, denke ich mir. Offenheit ist halbe Ehrlichkeit. Marchese, nehmen Sie sich ein Exempel daran.“

„Nicht übel,“ rief der Alte überrascht, „mir für eine Aufmerksamkeit noch einen Hieb zu versetzen. Gerade Offenheit ist mein Fehler, mein Herz kann nichts für sich behalten, muß Alles gleich warm herausplaudern. Das ist ein großer Fehler im Verkehr mit Euch, schöne Schlangen! Man darf Euch nicht gleich in die Karten sehen lassen, sonst spielt Ihr uns gleich einen Streich! Man sollte Euch nur so obenhin betrachten und im Gespräch mit Euch eine anhaltende Fanfaronade stolzer Gleichgiltigkeit zur Schau tragen. Das würde Euch reizen, eitle, nach Bewunderung lechzende Geschöpfe! Das würde Euch wahnsinnig machen, daß Ihr uns wie Schatten allenthalben folgtet! In der Theorie sehe ich es ein, und kann es leider nie in Ausführung bringen. Edler Freund,“ schloß er, sich an

Hostiwin wendend, „der Sie so bedeutsam ruhig, so bewunderswerth kalt, so hinreißend gleichgiltig sind, geben Sie mir in der wahren Verführungskunst Unterricht!“

Während Hostiwin noch über den alten Spaßvogel lachte, ließ die immer zungenfertige Marietta bereits ihre Antwort los. „Herr Marchese,“ sagte sie, „dahin werden Sie es nie bringen. Sie würden einer schönen Dame auch dann noch Artigkeiten sagen und die Cour machen wollen, wenn Sie einen Knebel im Munde hätten!“

„Ganz gewiß, wenn sie mir gefiele, wenn sie mich hinrisse!“ rief der Marchese. „Gefällt mir aber Eine nicht, so öffnet man mir den Mund zu einem Schmeichelworte aber auch nicht mit einem Brecheisen. Das ist ein herrlicher Zug an mir!“

„Aber bester Freund,“ erwiderte Marietta, „Sie reden zu viel von sich. Die Hauptregel, uns zu gefallen, *haben* Sie doch noch nicht weg —“

„Und die wäre?“ fiel der Marchese gespannt ein.

„Uns nicht zu langweilen,“ antwortete Marietta in fast ärgerlichem Tone, die schelmischen Augen verfinsternd. „Ein bischen langweilig zu sein ist nur dann erlaubt, wenn man jung und schön ist.“

Mitten aus dem Wolkenlager ihres Gesichts flog ein schwärmerisch sanfter Blick auf Hostiwin.

„Schön und jung muß man sein?“ fragte der Marchese. „Nun, das bin ich! Warum langweile ich Dich, schönes Teufelchen? Ei, ich weiß, woher der böse Wind bläst! Ihr kehrt einem Verehrer jedesmal den Rücken, wenn ein Mann daneben steht, der noch in's Joch zu bringen ist. Ich kenne Euch.“

Er deutete bei den Schlußworten mit einem Blicke auf Hostiwin.

„Das ist sehr wahr, Marchese," nahm dieser das Wort. „Die alten Bekannten haben einmal das Vorrecht bei den Damen, übel behandelt zu werden. Dafür werden sie nicht selten von Jenen beneidet, die nichts als Höflichkeiten erfahren."

„Soll ich," rief Marietta, „auch Ihnen dies Vorrecht einräumen? Es soll mir nicht schwer werden, denn der Marchese bringt mich mit seinen verliebten Redensarten gewöhnlich in eine schreckliche Laune."

„Was leidet man von euch Weibern!" seufzte der Alte, den Kopf senkend.

„Nicht wahr, Cavalier," sagte Marietta zu Hostiwin gewendet, mit der freundlichsten Miene, „Sie werden mich für das unartigste Geschöpf der Welt halten. Aber glauben Sie mir, Geschwätzigkeit, Plauderei, mit einem Worte Courmacherei, macht mich toll. Ich könnte" — sie setzte einen Augenblick seufzend ab und schloß mit leiser, gefühlzitternder Stimme: „ich könnte nur einen ernsten, stolzen, überlegenen, wortkargen Mann lieben."

Hostiwin, der schon das erste Mal ein gewisses Interesse des Mädchens für ihn bemerkt zu haben glaubte, war durch dies kecke Wort überrascht. Der Marchese, der in jener Apathie, die ihn nicht selten zu überfallen pflegte, versunken dasaß, lauschte plötzlich neubelebt empor, von der Avance, die seinem Begleiter galt, aufgestachelt. Er erhob sich, als wolle er den Tisch umwerfen und wollte eben Lärm schlagen, als Frau Bonora mit einem Teller, auf welchem Limonade und Eiswasser zur Erfrischung der

Gäste standen, am Eingang des Gartens erschien. Gewohnt, vor dieser Frau den würdigen, ehrbaren Mann zu spielen, dessen Gespräch nur ernsthafte Gebiete berühre, sagte er gesetzt und ruhig, als habe man ihm alles Eiswasser, das Frau Bonora in der Hand hielt, über den Rücken gegossen, und in einem Tone, als befinde er sich eben in der Mitte eines Satzes: „Sie haben ganz Recht, verehrte Freundin, wenn Sie unsere italienische Musik über jede andere setzen. Sie duldet und hat in der That keine Rivalen."

„Man sagt doch," versetzte Marietta, ein Lächeln verbergend und dabei auf Hostiwin blickend, „daß die Deutschen große Musiker haben." Sie wollte Hostiwin etwas Angenehmes sagen und unterschied nicht zwischen Deutschen und Böhmen.

„Die größten und einzigen!" sagte Hostiwin.

„Wie heißen sie doch?" fragte das Mädchen. „Ihre Namen sind so schwer zu merken."

„Gluck, Mozart, Beethoven, Weber."

„Glauben Sie's nicht!" fiel der Marchese heftig ein. „Der Cavalier kennt unsere Musik noch nicht. Der erste beste Barcarole Venedig's oder Neapel's hat mehr Musik im Leibe, als alle deutschen Kapellmeister zusammen je gehabt. Die Deutschen sind große Gelehrte, sie schreiben Oratorien und Symphonien, gelehrt wie der Talmud und endlos lang wie chinesische Gedichte, aber die singende Seele fehlt ihnen. Die Deutschen sind phlegmatischen und ernsthaften Gemüthes, das macht sie zu großen Mathematikern, Philologen, Philosophen und Physikern, eine Melodie hat noch keiner erfunden! Die deutsche Oper, du

lieber Himmel! Ich müßte über Nacht ergrauen, wenn ich eine bis zu Ende anhören wollte. Nein, die Deutschen haben keine Musiker, außer Meyerbeer, dem großen Giacomo — das ist ein großer, großer Mann, der allein versteht es, eine Oper zu schreiben. Welche Mühe habe ich mir gegeben, seinen Robert in Rom anzubringen! Aber die Cardinäle wollen es nicht dulden!“

Hostiwin betrachtete den Marchese. Seine Begeisterung für Meyerbeer war ihm verdächtig, in Verbindung gebracht mit dieser Habichtsnase, dieser hängenden Unterlippe, dem semitischen Typus dieses Gesichts. Alles, was er selbst geargwohnt, was Falkenau so oft steif und fest behauptet, fiel ihm wieder ein, aber die beiden Orden der christlichsten Souveräne auf der Brust des Mannes machten ihn wieder irre. Es ward über den Werth der Meyerbeerschen Musik hin- und hergestritten, Marietta sang mit ihrer klaren reizenden Stimme die und jene Phrase aus Robert; ihre große Neigung für das Theater trat wieder unverkennbar hervor.

So kam der Abend. Plötzlich war der Marchese verschwunden. Er war in das Haus gegangen, hieß es. Hostiwin erhob sich, wartete eine Weile, Frau Bonora ging zurück.

Endlich erschien der Alte wieder, er sah sehr heiter aus. „Ich habe nur einige Worte mit der Maddalena geplaudert,“ warf er kurz hin.

Marietta schien offenbar die Visite verlängern zu wollen. Immer wieder hatte sie eine Frage zu stellen und den Marchese um Auskünfte zu fragen. Dieser, im Gefühle, heute doch im Gespräche die Hauptrolle inne gehabt zu haben, lehnte sich über ihre Schulter und fragte: „Nun

Kind, wie ist's mit dem kalten, wortkargen Mann? Bleibt es dabei, daß wir nur ihn lieben werden?"

Hostiwin hielt bereits den Hut in der Hand.

„Es bleibt dabei," sagte Marietta still mit gesenkten Blicken.

„Unglückliches Mädchen! unglücklicher Marchese!" seufzte Val Madonna.

Hostiwin blieb ruhig und sagte, als ob das Gesprochene ihn gar nicht angehe: „Was man lieben möchte, kann man sich nicht vorschreiben, übrigens nimmt Liebe Schön und Häßlich in den Kauf. Erst liebt man, und dann findet man, was man liebt, gefällig und vollkommen, wie es zu wünschen wäre."

Er trat einen Schritt zurück, wie wenn er mit diesem Worte scheiden wollte, aber Marietta ignorirte diese Bewegung und sagte sich über einen Stuhl beugend, ohne die geringste Notiz vom Marchese zu nehmen: „So glauben Sie nicht, daß das Herz seine Ahnungen habe und daß man ein Ideal in sich trage?"

„Das habe ich nicht in Abrede gestellt," versetzte Hostiwin, „ich wollte nur einen Wink geben, wie leicht es sei, sich durch eine überstürzte Wahl in seinem Ideal zu vergreifen."

Der Marchese zuckte die Achseln und wendete sich ab. Marietta bemerkte es nicht. „Nein, nein," das fürchte ich nicht," sagte sie. „Ich kenne mein Ideal! Ich brauche ein Auge, das mich beherrscht, vor dem ich mich fürchte und von dem ich mir gebieten lasse."

„Thörin," warf der Marchese hinein. „Solch' ein Mensch würde Dich nur unglücklich machen. Du brauchst ein Wesen, heiter wie Du selbst bist."

„Nein, nein,“ sagte Marietta, fortwährend zu Hostiwin gekehrt. „Ich bin so launenhaft und flüchtig, ich brauche einen Halt. Ich bin meist heiter bis in's Ausgelassene, und das ist wohl eine glückliche Gabe; aber mir bringt sie nur Verdruß und Reue, denn das, worüber ich mich gefreut und worüber ich gelacht, erscheint mir hinterher als so nichtig, so eitel, so meines Alters unwürdig! Ach, da denke ich mir oft, du würdest die läppischen Tollheiten unterlassen oder doch sie in der Mitte abbrechen, wenn dir auch ein ganzer Menschenhaufen Beifall zuklatschte, wenn dabei ein Einziger stände, der mich scheel und finster anblickte und dessen Achtung ich so ungern verlieren möchte, wie das Leben! Ich lese gern und lese auch Bücher, die nicht blos zur Unterhaltung dienen, denn ich habe das Streben, meinem Leben eine andere Richtung zu geben, als die Mädchen rings um mich herum, die nur aus der Küche an den Kleiderschrank hin- und herlaufen. Ich bringe es nicht dahin, denn ich bilde mir ein, mich könne nur ein Beispiel leiten und eine starke Hand führen. Ja, ich sehe es, ich fühle es, ich stehe nicht an, es zu sagen: mich kann nur die Liebe bezähmen, beglücken und retten, nur die Liebe kann eine Puppe, wie ich es bin, in ein Weib verwandeln!“

Sie stand noch immer über den Stuhl gelehnt, mit den seelenvollen Augen emporblickend; das Licht des aufsteigenden Mondes beleuchtete das holde, sanfte, kindliche Gesicht. Ihre Worte klangen so überzeugend, so selbstgedacht und empfunden, daß sie auf Hostiwin einen tiefen Eindruck machten. Es tönte eine rührende Trauer über ihre eigene Hilflosigkeit hervor und doch war diese wieder



mit einem jugendfrischen Enthusiasmus und einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach Glück wie zu einer Melodie verbunden. Das Mädchen erschien plötzlich Hostiwin in einem Lichte, in welchem er sie noch nie gesehen.

Der Marchese seinerseits stand in einem verdrießlichen Schweigen da. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er dies Gespräch provocirt habe. Ohne Vorliebe, wie ohne Fähigkeit, ernsthaft zu denken, überließ er sich einem verstimmenden Brüten. Ihm schienen all' seine früheren Ansichten über Marietta's Leichtsinn umgestoßen und auf diese hatte er ja das Luftschloß seiner Hoffnungen gegründet. Er sah sie eines Ernstes und einer Capricirung auf eine Idee fähig, die ihn völlig entmuthigten, und glaubte jeden weiteren Feldzug als unnütz und im Voraus verunglückt aufgeben zu müssen. Vor ihm stand ein gefährlicher Rivale, von dessen Gutdünken es abzuhängen schien, ob er eine Liebschaft mit Marietta eingehen wolle oder nicht.

Eine kleine Pause war entstanden. Hostiwin brach das Schweigen. So schön ihm Marietta erschien, so sehr sie ihn rührte, er war gesonnen, seiner bisherigen Haltung gemäß das in ihm aufdämmernde Interesse zu verhehlen. Er antwortete: „Sie sagen, nur die Liebe könne Sie beglücken und aus einem Kind zu einem Weibe machen. Es ist überhaupt die Natur des Weibes nur in dem Manne, den sie liebt, seine Harmonie und seine Selbstständigkeit zu erreichen, doch wo liegen die Hindernisse, die Gefahren? Die Halbgötter sind selten in unserm Geschlechte und nur Einer von dieser Gattung könnte Ihnen das Glück, das Sie fordern, bieten, ohne Sie Ihrer Freiheit zu berauben. Der wortkarge, stolze, überlegene Mann kann leicht Ihr

Tyrann werden, der Ihre Empfindungen erdrückt und Ihren Frohsinn verscheucht, oder Sie können an ihm einen harten Schulmeister finden, der seine Ideen an einem fremden Wesen durchsetzen will und die Blüthen Ihrer Empfindungen zu erhalten glaubt, wenn er sie in seinem Buche trocknet. Darum sage ich, daß Sie zu viel vom Manne fordern. Es muß Jedes die schwere Arbeit seiner Selbstbildung allein vollbringen und seine Stellung dem Zweiten gegenüber so einnehmen, wie es die Zeit und die Beschaffenheit des Ortes erheischt. Es giebt einen Instinct des Betragens, ein Anschmiegungstalent, das uns besser forthilft, als alle unsere Grundsätze und dem schönen Geschlecht in höherem Grade eigen ist, als dem unsrigen. Wenn ich nach einigen Jahren nach Pisa wiederkommen sollte, werden Sie mir vielleicht Ihren Bräutigam oder gar Ihren Gatten vorstellen. Ich wette, daß er ganz anders aussehen wird, als die flüchtige Phantasmagorie, die Ihnen in diesem Augenblicke als Ihr Ideal vorschwebt."

„Das sollen Sie nicht erleben!" rief Marietta mit überlauter Stimme, wie im Affecte des Schreckens. „Ich werde nie heirathen, ich werde die Männer hassen —"

Sie brach plötzlich ab, eine Thränenfluth drohte, wie es schien, ihre Stimme zu ersticken. Sie senkte das Haupt in den Schatten, um es den Blicken zu verbergen.

Hostiwin war peinlich erstaunt, schuldlos und unbewußt der Gegenstand eines Interesses zu sein, dem er entgegenzutreten gezwungen war. Er sagte gelassen wie früher, ja mit einem Anhauch von Scherz, der nicht aus seinem Innern kam:

„Wie Ihre Phantasie kocht und siedet! Sie haben

sich kaum ein Schattenbild entworfen und schon scheinen Sie es zu lieben wie eine wirkliche Gestalt, und schreien auf wie ein Kind, weil ich es Ihnen verjagt habe. Es war eigentlich nicht meine Absicht. Ich habe nur das Licht näher an die Wand gehalten und der Schatten ist verschwunden. Stellen Sie das Licht wieder zurück und er ist wieder da."

„Ach ja," versetzte Marietta mit plötzlich erwachter Besinnung, um auf dem gezeigten Auswege das halb blosgestellte Geheimniß ihrer Seele in sein voriges Dunkel wieder zurückzuziehen. „Ich bin ein Kind! Jeder Widerspruch reizt mich. Ich will es mir abgewöhnen."

Sie sagte den Schluß so langsam und traurig, als wenn sie nicht an das denke, was sie laut sagte, sondern irgend einem andern stillen Gedanken ein schmerzliches Lebewohl zuflüsterte.

Da erschien Frau Bonora wie zur Mahnung, daß es der Nachbarn wegen Zeit sei, den Garten zu verlassen. Marietta blieb stumm, die Hände ineinander gelegt, das Gesicht und die Augen, in welchen keine Thräne mehr zu sehen war, erhoben. Der Mond war bereits über die Dächer gestiegen und erhellte jedes Blatt der Gebüsche, jeden Halm des Grasplatzes. Die Quelle murmelte wie im Traum.

Hostiwin und der Marchese sagten Gute Nacht und verließen das Haus. Die Straße war still, Beide schwiegen. Als Hostiwin einige Schritte gegangen war, hörte er eine Nachtigall aus Marietta's Garten leise und leiser schmerzhaft schlagen, erst einige Töne, dann wie ein lautes, endlos sich hinziehendes Schluchzen. Er kehrte sich um und

sah ein Licht die Treppen hinaufgehen und im obern Stockwerk langsam, langsam verschwinden. Es war das Mädchen, das nach einem Abend, der für sie ein ganzer Lebensabschnitt war, in ihr Schlafzimmer ging.

Siebzehntes Capitel.

Vor dem Schlafengehen.

Die Glocken auf der Piazza San Silvestro hatten längst schon Mitternacht angekündigt. Kein Schritt eines Fußgängers war auf der Straße zu hören, kein Wagen rollte vorbei, die Stadt war still wie eine Gruft. Aber auf Marietta's kleinem Stübchen brannten noch die Lichter hinter den herabgelassenen, buntbemalten Drahtvorhängen. Sie selbst hatte ihre Nachttoilette beendet und war in Gedanken versunken vor dem Spiegel sitzen geblieben.

Marietta hatte ihre Locken eingerollt und mit Nadeln festgesteckt, ein kleines, weißes Häubchen umgab das schöne, rosige Kindergesicht. Das weiße Nachtkleid war fest um ihre schönen Formen herumgeschlagen, ihre Arme waren über die Brust gekreuzt; in diesem einfachen, keuschen, weißen Gewande wäre sie das reizendste Bild für den Pinsel eines Greuge oder Watteau gewesen.

Sie sann, sie träumte. Hostiwins und des Marchese Besuch hatten eine Welt von Phantasmagorien vor sie hingezaubet und sie erging sich darin, bald lächelnd, ohne daß sie's wußte, bald schmerzlich blickend, in jener lieblichen spielenden Abwesenheit der Sinne, die dem ersten Liebeserwachen eines siebzehnjährigen Mädchenherzens so eigenthümlich ist.

Die ganze Schaar ihrer Anbeter defilirte im Geiste an ihr vorbei. Viele europäische Nationen waren vertreten und hatten in Bezug auf das Mädchen denselben Geschmack und dasselbe Mißgeschick. Mancher Deutsche mochte seine Schüchternheit beklagt haben, ohne zu wissen, daß vor ihm auch mancher muthige Russe und mancher dünkelvolle, siegesgewisse Franzose schon mit einer unglücklichen Liebe den Rückweg angetreten. Auch der drollige Marchese kam zum Vorschein, geschlagen, wie alle Uebrigen, aber munter; zurückgewiesen, und doch nicht hoffnungslos.

Alle diese Gestalten gaukelten an ihren inneren Augen vorüber, ohne daß Einem nachgeseufzt oder Einer zurückgerufen worden wäre. Erst, als die Gestalt Hostiwins auftrat, fühlte sie — zum ersten Male — das Herz klopfen und ihre Seele auf- und niederfluthen. Vergeblich war der Vorsatz, den neuen Ankömmling zu necken, wie die Uebrigen, und in gut gelaunten Stunden mit ihm ihr Spiel zu treiben. Alle Coquetterie war entflohen, aller Muthwille gefesselt, der Schelm in ihrer Brust war mit einem Schlage ein stiller Mann geworden. Wie viele Augen hatten sie angeschmachtet und nur eine gleichgiltige oder spöttische Miene als Erwiderung erhalten! Wie viele Kniefälle waren vor ihr gethan worden und hatten nur eine spöttische Bemerkung eingetragen! Da plötzlich schlug es um! Die Grausame schmachtete nach einem Blicke, den sie selbst nie gewährt, die Grausame lauschte nach einem Trostworte, das sie selbst nie gesprochen, die kleine Tyrannin, die die Knieenden verhöhnt, wäre jetzt am Ende selbst, um Gnade zu flehn, auf die Kniee gesunken!

War es eine Nemesis? Hatte eine unsichtbare Macht für die Unbilden der geschlagenen Verehrer Rache genommen? Nein, nein, zur Strafe und zur Rache war dieser Zustand doch zu lieblich und zu süß. Die Tage des Muthwillens und heiteren Scherzes waren freilich vorbei, aber für den Muthwillen und das Gelächter von Ehemals hatte sie eine unermeßliche Sehnsucht und beseligende Momente heimlichen Glückes zum Ersatz erhalten, ihr Stolz war wol gefallen, aber er fand in einer Verwandlung als Hingebung ein neues Leben in einem zweiten Wesen, das ihr theurer als ihr eigenes geworden war.

Marietta war ein verzogenes Kind, bei dem aber nur das Köpfchen etwas verschroben, das Herz trefflich geblieben war. In einer Stadt der Fremden, wie Pisa, aufgewachsen, durch ihre Schönheit auffällig geworden, dabei zugänglicher als andere Mädchen, deren Väter keine Laden hatten, in welche der erste Beste zu jeder Stunde eintreten konnte, war sie mit einer Unzahl von Männern zusammengekommen, von denen jeder ihr Schönheiten gesagt. Von ihrer Kindheit an bis zur heutigen Stunde an Schmeicheleien und das rascheste Entgegenkommen gewöhnt, fühlte sie sich plötzlich von einem Manne nicht beachtet, fast zurückgewiesen und höchstens aus Rücksichten der Höflichkeit wie ein Kind behandelt. Ihre ganze Seele empörte sich und gerieth in eine wilde Unordnung. Es war ihr nicht gegeben, der Kälte Kälte, dem Stolze Stolz, der Verschmähung Verschmähung entgegenzusetzen, ihr schien das Gleichgewicht nicht anders wiederhergestellt werden zu können, als wenn sie alle Unbilden trage und so lange dulde und leide, bis ein glücklicher Umschlag alle ihre Schmerzen lohnte und

alle ihre Wünsche erfüllte. Sie war so waffenlos! In alltäglicher heiterer Stimmung schlug sie so schnell und geschickt Wort mit Wort, und wußte der Hand, die nach ihr greifen wollte, wie ein Aal unterzuschlüpfen. Man hätte glauben sollen, daß sich ihre Wehrkraft im tiefen Affekt erhöhen und vervielfältigen müsse. Dem war nicht so. Die Leidenschaft löste einen schwachen Panzer an ihr ab und legte den sanften, weichen Grund ihres Gemüthes blos, eines Gemüthes, das wie eine Wasserfläche den zartesten Lufthauch empfand und der Flügelschlag einer Libelle aus seiner Ruhe bringen konnte.

Ach, ihre Träume, ihre Träume! Wie lange konnte ihr Glück dauern, selbst im Falle es ihr gelänge, sein Herz zum Schmelzen zu bringen? Die Tage seines Bleibens schienen gezählt, er wird gehen, was dann? Aber was war sie auch, das Bürgerkind von Pisa, gegen ihn, den reichen fremden Cavalier? Wohin sollte es führen, an ihn zu denken, nach ihm hinauszusehn, seinetwegen über die Straße zu gehen, einzig in der Hoffnung, ihm zu begegnen? Ach, sie sah das alles ein, hatte sich das alles schon tausendmal gesagt, zürnte mit sich selbst, daß ihr Wille so schwach war und konnte sich doch von der lieblichen Verzauberung nicht freimachen! Erste Liebe! wie tief, wie süß umstrickend, welche glückliche Qual, welch' quälendes Glück!

Eine Stunde mochte Marietta in ihren Gedanken an Hostiwin versunken, verbracht haben. Da weckte sie der Schlag „Eins" der schweren Glocke. „Ich muß zu Bette," seufzte sie. „Wären nur ein paar Tage wieder vorbei — vor einigen Tagen kommt er nicht wieder!" Sie dachte

an Gänge, die sie morgen machen könnte; sie dachte, wie ihr zu Muth wäre, wenn er so unerwartet bald wieder käme. „Ach er kömmt nicht, aber ich werde ihm vielleicht begegnen," rief sie. Wieder sinnend stützte sie das Köpfchen auf die Hand.

Da erblickte sie auf dem Toilettentisch etwas, was ihr bisher ganz entgangen war. So groß war ihre Zerstreuung und Vertiefung gewesen, daß sie ein paar kleine goldgestickte türkische Pantoffeln nicht früher gesehen hatte, da doch Gegenstände dicht herumlagen, die sie mehrmals in der Hand gehalten. Sie langte hastig nach ihnen.

„Wären sie von ihm!" rief sie freudig und fing sie aufmerksam zu betrachten an.

Rasch warf sie die Schuhe ab, um die Pantoffeln zu probiren.

„Wie kennt er nur mein Maaß?" fragte sie sich verwundert, als sie in einen derselben geschlüpft war, indem sie nach dem zweiten griff. Aus dessen Innern flatterte in diesem Augenblick ein rosenrothes Zettelchen hervor und fiel auf die Erde.

Rasch hob sie es auf und las:

„Könnte ich doch sehen, wie Ihnen diese Pantoffeln stehn! Der unglücklichste der Menschen würde schnell in den Glücklichsten verwandelt."

Sie ließ die Pantoffeln fallen

„Wie thöricht ich war! Das ist der närrische Marchese!" rief sie herb enttäuscht. Sie warf das Zettelchen in die Ecke und stieß die Pantoffeln von sich, daß sie bis unter das Canapé flogen.

„Ja, ja," sagte sie. „Ich habe Recht gehabt. Arme

unglückliche Augen! Ihr zündet, wo ihr nichts verbrennen möchtet und seid machtlos, wo ich euch hinrichte. Schlafen — vergessen — Zeit und Leid vergessen, bis er wieder erscheint!"

Sie löschte das Licht aus und ging zu Bette.

Achtzehntes Capitel.

Erklärungen.

Am andern Morgen erwachte Marietta heiterer. Das Licht, der Tag haben beruhigende Gewalt, der Schlaf heilt still und sanft die verletzte Seele. Marietta brachte ihr Zimmer in Ordnung, sie fütterte die Vögel in ihren Käfigen, sie frühstückte mit ihren Eltern; das Leid von gestern Nacht war in ihrer Brust zurückgedrängt. Sie sang sogar die ersten Takte eines Liedes...

Da tänzelte der Marchese von Val Madonna zur Thüre herein und grüßte wie immer auf seine scherzhafte Weise.

Marietta, die über ihr Lied die Stimme des Marchese im Nebenzimmer, wo er mit der Mutter gesprochen, gar nicht gehört hatte, fuhr bei dem plötzlichen Anblick ein wenig zusammen.

Der Marchese, der es gewahr wurde, sagte:

„Was soll das, Kleine? fährst Du aus Freude über mein Erscheinen oder aus Unwillen darüber zusammen? Doch da sehe ich, wie ungelegen ich komme! Sie hat ein Liebesbriefchen in der Schürze und ist durch mich mitten im Studium desselben gestört worden."

„Ich habe in der That ein Briefchen erhalten," sagte

Marietta, indem sie in die Tasche griff und den rosenfarbenen Zettel, der in Begleitung der Pantoffeln gewesen, halb hervorzog.

„Zeig es! zeig es!" bat der Marchese. „Dein väterlicher Freund muß alles sehen."

„Da lesen Sie!" sagte Marietta etwas unwirsch, indem sie sich ans Fenster setzte und zu ihrer Arbeit griff.

Der Marchese rollte den Zettel auf, setzte den Zwicker, den er an einem breiten schwarzen Bande trug, langsam und vorsichtig auf die Nase und begann mit ernsthafter Miene sein eigenes Produkt zu studiren.

„Nun? Was sagen Sie dazu? fragte Marietta, den Marchese mit einem laurenden Blicke betrachtend.

„Was ich dazu sage? wiederholte der Marchese, „ich bin desperat darüber. Ich halte den Menschen, der diese Zeilen geschrieben, für sehr gefährlich. Sein bescheidener, anspruchloser Ton geht zum Herzen. Er spricht beredt und innig ohne Sentimentalität. Doch zeige mir die Pantoffeln!"

„Ich habe keine gesehen!" antwortete Marietta verschmitzt lächelnd. „Ich glaube, sie stehen nur auf dem Papier!"

„Was, keine Pantoffeln gesehn? die Pantoffeln nur auf dem Papiere?" rief der Marchese, durch seine Besorgniß, daß Maddalena oder gar die Mutter das Geschenk unterschlagen habe, sich sogleich als den Geber verrathend. Er schritt mit den Geberden eines Hahns, das Stöckchen schwingend, mit großen Schritten, den Kopf rechts und links werfend, durch's Zimmer, bis er vor dem Canape, unter dem die Pantoffeln hervorsahen, stehen blieb.

„Da sind sie ja, du Schalk!" rief er erfreut, mit dem Stöckchen auf den Boden klopfend, als ob die Pantoffeln von selbst herantrippeln sollten. „Da sind sie ja, und Du hättest sie noch nicht angehabt? Sie liegen ja da wie von Deinen Füßchen in Eile abgestreift! Ein geschmackvolles Geschenk! Echt türkisch! Dunkelblauer Sammt, echter Sammt und Goldstickerei, schwere Goldstickerei! Ei, ei! echt türkische Pantoffeln, d. h. in Paris gemacht, in Constantinopel eingeführt und von da zu uns zurückgebracht! Keiner Herzogin steht ein reizenderes Paar zur Verfügung."

„Sie glauben," versetzte Marietta, „uns Mädchen reize ein Geschenk, wenn wir nicht wissen, wie reizend der Zusender ist?"

„Warum sollten," entgegnete der Marchese, „nur jene reizend sein, welche nichts verschenken? Doch wie dem sei — laß mich sie an Deinen Füßchen sehn. Der Geber erwartet ja keinen anderen Lohn."

Marietta streifte heimlich und geräuschlos die Schuhe von ihren Füßen, legte die Pantoffeln an, hob das Kleid vorsichtig bis zu den Knöcheln des Fußes empor und ging zweimal im Zimmer coquettirend auf und nieder, indem sie die Absätze klappern ließ.

Die Mutter war hinausgegangen.

„Scherz bei Seite!" rief Marietta, „das Geschenk ist von Ihnen! Gestehen Sie es und spielen Sie nicht länger den Erstaunten."

„Von mir?" gab der Marchese zur Antwort, „leider nicht! Kennst Du nicht meinen uralten Grundsatz, den Mädchen, die ich liebe, kein Geschenk zu machen? Weißt Du nicht, daß ich die Liebe der zaubervollsten Armida

nicht mit einer silbernen Haarnadel erkaufen möchte? Ich will verschmäht, zurückgestoßen sein oder nur um meiner selbst willen geliebt werden!"

„Sie sind in der Kunst, Ihre Person mit herrlichen Eigenschaften zu drappiren, unerreichbar," versetzte Marietta lachend. „Der erste Blick sagt mir, daß die Pantoffeln von Ihnen sind."

„Wie so?" fragte der Marchese, „findest Du sie so geschmackvoll?"

„Einmal das!" meinte Marietta, auf die Selbstironie des Marchese eingehend.

„Und was noch?" fuhr der Alte neugierig in die Rede.

„Was noch?" nahm Marietta wieder das Wort. „Das Billet, das die Pantoffeln begleitet, verräth Sie."

„So originell also," unterbrach sie neuerdings der Marchese, „so originell und charakteristisch findest Du den Styl? In wenig Worten die ganze Anmuth und Kraft meiner Persönlichkeit chiffrirt?"

„Ja wohl, ja wohl!" antwortete Marietta, die Worte mit dem muthwilligsten Gelächter begleitend, „das Billet haben Sie geschrieben; kein lockerer Fant, kein halbreifer Verführer, kein junger, unklarer Schwärmer, wie Sie abwechselnd meine Verehrer zu tituliren pflegen, ist der Verfasser." Sie holte das Billet rasch aus der Schürzentasche hervor und fuhr, darauf sehend, in scharfer Betonung fort: „Ja ja, das ist der Marchese — in jedem Zuge — in jedem Striche — ja, das ist seine unsichere, zitternde, alte Hand!"

Der Marchese ward von diesem ihm so unerwartet

gekommenen Wort wie in's Gesicht geschlagen. Seine Eitelkeit war auf's Herbste getroffen. Er wechselte ein paar Mal die Farbe und seine Unterlippe zitterte. „Das geht über den Scherz, Marietta!" rief er endlich. „Das ist Bosheit. Das ist auch Unwahrheit. Meine Hand zittert nicht, meine Hand ist sicher. Das As einer Karte trifft sie noch auf zwanzig Schritt . . . die unsichere Hand führt auch noch das Papier . . . sie träfe auch Jeden, der mir zu nahe träte, auf den Ort, der mir beliebte . . . aber freilich, ihr Weiber könnt uns ungestraft beleidigen, verhöhnen, insultiren."

„Seien Sie mir nicht böse," bat Marietta. „Ich gehe manchmal in meinen Spässen zu weit. Ich thue Abbitte."

„So hart hast Du mich noch nie behandelt, wie jetzt," fuhr der Marchese in einem ununterbrochenen Strom von Klage und Anklage fort. „So hart noch nie! So alt kann ich doch in einem Jahre, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen, nicht geworden sein und auch nicht so abstoßend und so lächerlich! Aber ich weiß wol, woher das kömmt! Du liebst den Cavalier von Hostiwin!"

Marietta versuchte mit größter Anstrengung die Gleichgiltige zu spielen und zuckte die Achseln. Der Marchese fuhr fort:

„Du liebst den Cavalier von Hostiwin, der Dich nicht liebt, dem nichts an Dir gelegen und das verdirbt Dir Deine Laune, das macht Dich unwirsch und ich muß es entgelten. Nun, Gott Lob, er wird nicht mehr lange da sein, uns Männer mit seinem Ernst und seiner Melancholie langweilen und Euch Mädchen den Kopf durch Coquetterie der Gleichgiltigkeit verdrehen. Er reist."

„Er reist?“ fragte Marietta wie mit einem Hauche. „Wann?“

„Wann?“ wiederholte Val Madonna. „Bald! In einer Woche spätestens!“

Dies Wort schlug mächtig auf Marietta ein. Das Puppentheater, das ihre gute Laune zu eigener Belustigung vor einer Weile noch tanzen ließ, lag zerschmettert auf der Erde. Die vor einer Weile noch so heitere Schelmin hing den Kopf. Schweigend, beängstigt, nachdenklich blieb sie sitzen und verrieth durch ihre Mienen ihren Zustand beredter, als durch jedes Geständniß.

Der Marchese, der sie so sah, war von der Größe des Terrains frappirt, das sein Rival in ihrem Herzen gewonnen. Er fuhr sich in die Haare und sagte:

„So so! Du liebst den, der Dich kaum beachtet, für den Du kaum auf der Welt bist! Wo ist Dein Stolz, Mädchen? Wo ist Dein Stolz, auf ihn zu warten, bis er kommt, sich Deiner zu erbarmen? Und wenn es geschieht, was folgt daraus? Er nascht wie ein Schmetterling eine Freude und fliegt über Berg und Thal! So klug und gescheidt bist Du einerseits und so unbedacht, verirrt, verrückt auf der anderen Seite!“

Diese, wenn auch unaufrichtige, nur vom Standpunkt seines Egoismus entworfene Schilderung verfehlte nicht, auf Marietta Eindruck zu machen, wahrscheinlich darum, weil sie wahr war und sie ihr Recht geben mußte.

„Was soll ich machen?“ hauchte sie befangen hin. „Ich weiß nicht, wie mir auf einmal geschehen ist!“

Sie lehnte den Kopf auf die Hand, den Thränen

nahe. Die ganze vorige Heiterkeit der Züge hatte dem Ausdruck tiefster Liebesschwermuth Platz gemacht.

„Du mußt ihn vergessen!“ sagte der Marchese, in einen väterlichen Rathgeber umgewandelt. „Ein wenig Beherrschung — und Du lächelst über Dich und ihn. Gott Lob, daß er so bald abreist.“

Marietta brachte rasch die Hand an die Augen, aus denen die Thränen heiß und dicht hervor quollen. Sie sagte kein Wort und setzte sich auf einen Stuhl.

Der Marchese ging eine Weile auf und ab. „Seltsam, seltsam!“ sagte er endlich stehen bleibend, „daß gerade Jene Euer Herz erobern, die sich um Euch am wenigsten verdient gemacht haben! Ein solches Schauspiel muß Denjenigen am traurigsten stimmen, den jahrelanger Undank in seinen Bewerbungen nicht ermüdet und dessen Liebe all' Eure Mißlaunen und Gefühlsverirrungen überlebt!“

„Es wird nicht so schlimm werden — wie ich mir manchmal denke!“ rief Marietta, die die Worte des Marchese ganz überhört hatte, sich erhebend und mit dem Tuche ihre Augen trocknend. Mit einem gewaltsamen Ruck hatte ihr Gemüth wieder Sammlung und Kraft gefunden. Ein Lächeln brach durch die noch immer trübe Miene hindurch.

„So recht, mein Kind,“ sagte der Marchese, ihre Hand zärtlich klopfend, um sie in dieser Stimmung zu bestärken. „Du wirst eines Morgens wie aus einem Traum aufwachen und Deine traurige Vision hinter Dir haben.“

„Was wissen Sie von seiner Abreise?“ fragte Marietta. „Gestern sprach er ja noch nicht davon. Was ist denn so plötzlich gekommen?“ Ihre Züge hatten den Ausdruck der Spannung und Aengstlichkeit.

„Er erwartet, wie ich Dir bereits gesagt, einen deutschen Fürsten, der in diesem Augenblick in Florenz weilt," erwiderte Val Madonna. „Nachrichten zu Folge, die ich heute erhalten, soll dieser nächster Tage hier eintreffen. Glaubst Du, der Cavalier wird mit ihm in Pisa sitzen bleiben? Ach geh! er ist ein Irrfahrer, ein Ueberall und Nirgends, ein verschlossener, kalter, blasirter Mensch!"

„Guter Marchese," sprach Marietta in weichem, bittendem Tone, „erweisen Sie mir den Gefallen, versprechen Sie mir, daß ich ihn vor seiner Abreise durch Ihre Veranstaltung noch einmal, ein einziges Mal spreche! Er gab mir wol sein Wort wiederzukommen, aber ich habe nicht das geringste Vertrauen, daß er es der Mühe werth halten werde, meine Bitte zu erfüllen."

Sie verfiel wieder in ihren Kleinmuth und trocknete die frisch fließenden Thränen.

„Das verspreche ich Dir," antwortete der Marchese.

„Doch um Himmelswillen," unterbrach ihn Marietta im Tone der lebhaftesten Besorgniß, „lassen Sie ihn von — meiner Liebe nichts merken!"

„Da kennst Du den Marchese grundfalsch," gab der Genannte zur Antwort, „wenn Du Dir vorstellst, daß er seine Rivalen aufmuntert. Ich will Deine Aufträge zu Deiner vollsten Zufriedenheit ausführen."

Marietta verbesserte in fliegender Eile vor dem Spiegel ihre Toilette, die ein wenig in Unordnung gerathen war, und sagte:

„Es ist spät geworden. Ich sollte längst einen Gang gemacht haben!"

„Auf baldiges Wiedersehen, Engelskind!“ sprach der Marchese. „Der Deinige in Freud' und Leid!“

Er entfernte sich und murmelte: „Das also ist Alles, was mir die Pantoffeln eingebracht haben, die ich ihr schenkte, weil der komische alte Herr, den sie verlangt hatte, nicht mehr zu haben war. Ich habe Unglück in Pisa!“

Neunzehntes Capitel.

Das alte Buch.

Während an Marietta's Herzen die heftigste Sehnsucht nach Hostiwin zehrte, dachte dieser nur gelegentlich an sie. Seine Gedanken suchten sie nicht, die Erinnerung an sie mußte gleichsam erst an ihn herankommen.

Es hatte eine große Umwälzung in seinem Gemüthe stattgefunden und war, allem Anscheine nach, noch immer nicht zu ihrem Abschluß gelangt. Er selbst war ihrer noch kaum bewußt und um so weniger war zu ermessen, welche Umstürze vorfallen und welche Neubildungen aus der Zerstörung hervorgehen würden.

Wenn ein seltenes Unglück in ein Gemüth einschlägt und dort fortan in einer unermeßlichen Trauer fortlebt, glaubt das getroffene, leidende Herz, daß es sich nur um den verlorenen Gegenstand handle; erst spät, oft nach langer Zeit sieht es, wie viel es von sich selbst mitverloren.

In einsamen Stunden der Apathie, des Tiefsinns und traumhafter Selbstversunkenheit vermorscht, verfault und zerfällt ein Stück des früheren Menschen nach dem andern und während er nur über Verstimmung und üble Laune klagt, reißt ein innerer Naturproceß seinen Enthu-

siasmus für immer zu Boden, raubt das Vertrauen zur Welt oder zu sich selbst für ewige Zeiten und verstümmelt so, mit einem Worte, die Wohlgestalt der Seele. Der Beraubte bemißt erst nach und nach den Raub, er ertappt nie den Räuber auf frischer That, sondern ruft und läuft ihm gewöhnlich vergebens nach. Es gibt keinen Ersatz für das Verlorene und scheint der Unglückliche in sich einen zu finden, so ist es nur ein Rest des Eigenthums, den der Räuber zurückgelassen.

Solche tiefsinnende, grüblerische Stimmungen, in welchen das Nachdenken der ruhelos arbeitenden Seele ohne Resultat zu bleiben scheint, waren bei Hostiwin an der Tagesordnung. Es war klar, daß seine Thatkraft niedergehalten, sein Wille ermattet, sein Aufschwung gelähmt, sein Feuer gedämpft sei, doch war noch lange nicht vorherzubestimmen, welche Gestalt und welches Aussehen sein Inneres nach dem Durchgang durch das Provisorium eines unaufgeklärten, dunklen, verworrenen Zustandes erhalten werde.

Wie hätte ihn in früheren Zeiten ein so reizendes Geschöpf wie Marietta interessiren müssen! Jetzt mahnte ihn keine Sehnsucht, das Mädchen wiederzusehen, ihn kostete es kein Bedenken, sie zu verlassen. Die zaubervolle Gestalt, das schöne Auge, die liebliche Vereinigung einer schönen Naivetät mit reflektiven Elementen, der schön verbundene Gegensatz ursprünglicher Heiterkeit und genialen Gefühlslebens, diese anerkannt seltene, reiche Natur vermochte ein Männerherz nicht mehr zu öffnen, das sonst der Liebesahnung auf jede Gefahr der Täuschung hin zu folgen gewohnt war.

Alles, was Hostiwin's Herz in diesem Augenblicke verlangte, was er mit Ungeduld herbeiwünschte, war die Ankunft seines Freundes, des Fürsten. Er fühlte sich einsam, er vermißte ihn zu jeder Stunde. Alles war zu seinem Empfang vorbereitet, Hostiwin hatte alle Anstalten dazu unter seinen eigenen Augen geschehen lassen. Täglich, bei sinkendem Abend, ritt er in die Richtung, von der aus der Fürst ankommen sollte.

Endlich traf der Erwartete ein und stieg, doch nur um eine Nacht dort zu bleiben, im Hotel ab. Hostiwin's Freude war groß, aber ihn beunruhigte das Aussehen des Fürsten. Dieses hatte sich wesentlich verschlimmert. Das edelschöne Gesicht war blässer als sonst, die Furchen des Leids waren tiefer gegraben.

Hostiwin wandte sich besorgt an den Doctor Stein, der den Fürsten begleitete. Er zog ihn in eine Nische des Fensters.

„Wie steht es mit der Gesundheit Ihres Patienten?" fragte er leise.

„Finden Sie Se. Durchlaucht schlechter aussehend?" erwiderte der Doctor. „Ich halte seinen Zustand für recht befriedigend. Das organische Leiden ist nicht zu heben, macht aber auch keine Fortschritte. Vielleicht haben die Lustbarkeiten in Florenz und die Reise hierher Se. Durchlaucht etwas angegriffen. Eine Nacht Ruhe wird das alles wieder ins Geleise bringen."

Am andern Morgen fuhr der Fürst mit seinem Freunde zur Villa, die Hostiwin gemiethet. Der Apriltag war wundervoll schön, das Auge überblickte die fruchtbare Ebene, seitwärts die blauen Höhen, den schmalen Streifen

des Meeres. Der Fürst fühlte sich wohl und war heiter, alles versprach eine glückliche Zukunft. Die Gesellschaft, Falkenau mit inbegriffen, stieg in bester Stimmung aus.

Die Villa Pedrocchi lag eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt, unfern von der Chaussee, die nach Lucca führt. Es war ein mäßig großes Gebäude von zwei Stockwerken zwischen Weinbergen gelegen, mit einem großen, schattigen Garten, der zum größten Theil aus immergrünen Bäumen bestand. Die Zugänge waren bequem, die Räumlichkeiten modern und gut eingerichtet. Die Wände mit Stuck überkleidet, der marmorne Fußboden, die großen, bis auf den Boden hinabgehenden Fenster machten das Haus kühl, was bei der zunehmenden Hitze höchst angenehm war. Der Garten, der in Terassen hinanstieg, war besonders schön. Er hatte ein kleines Wäldchen von Cypressen und auf seiner Höhe einen Pavillon, von welchem aus man die ganze Kette der Pisaner Berge übersehen konnte. Des Abends war es ein liebliches Plätzchen. Um die steinernen Säulen des Tempelchens schlangen sich Myrthen und Tamarinden im üppigen Gedränge, rings aus den Steinen stiegen die breiten, graugrünen, stachelbesetzten Blätter der Agave hervor. Eine Quelle, von Schlingpflanzen umwuchert, fiel unfern mit melancholischem Geräusche in ein tiefes, marmornes Becken.

Am Morgen nach dem Umzug begab sich Hostiwin in ganz früher Stunde in den Flügel der Villa, den der Fürst bewohnte. Er wollte fragen, wie er die Nacht geschlafen. Man erwiderte ihm, der Fürst sei schon seit zwei Stunden auf und sitze im Garten, im Pavillon.

Hostiwin machte sich rasch auf, ihn aufzusuchen. Er fand ihn an der bezeichneten Stelle, das Haupt auf die Hand gestützt, in die Ferne blickend. Er hatte ein vergilbtes, in Pergament gebundenes Buch, das den Stempel eines hundertjährigen Alters an sich trug, eben geschlossen.

„Sie blicken so sinnend," sagte Hostiwin, „so mit sich selbst beschäftigt vor sich hin, daß ich Sie zu stören fürchte."

„Setzen Sie sich unbesorgt neben mich," antwortete der Fürst. „Ich bin allerdings in einer andern Welt, in der ich gern verweile, aber das Gespräch, das wir führen wollen, soll mich nicht aus ihr entfernen!"

Hostiwin setzte sich, einen neugierigen Blick auf das halb vermoderte Buch werfend, und der Fürst fuhr fort:

„Das Buch scheint Ihnen aufzufallen, obwohl Sie nicht wissen, ob es einen Werth besitzt oder gedankenlos ist. Merkwürdige Anziehungskraft des Verfallenden! Wäre das Buch von Vasmont in Paris elegant eingebunden, Sie sähen es eben so wenig an, als Sie daran denken, mich zu fragen, wer das Gilet, das ich heute trage, gearbeitet hat?"

„Sehr wahr," meinte Hostiwin.

„Dies ehrwürdig aussehende Buch," sprach der Fürst weiter, „hat ein ausgezeichneter, seltener, vergessener Mensch geschrieben, wenn ich ihn vergessen nennen kann, dessen Werk seit achtzehn Jahren mein Begleiter ist. Im Jahre, das auf Adelheid's Tod folgte, verbrachte ich einige Wochen des Winters in Venedig. Dort habe ich es unter den Scharteken einer Bibliothek aufgestöbert. Als ich es das erste Mal in die Hand nahm und abstaubte, zog mich der Titel: „Reisen in den Hochlanden von Thibet" nur vom

ethnographischen Standpunkte an. Es reizte mich, die Abenteuer des kühnen Venezianers, der sich im siebzehnten Jahrhundert bei jenen fremdartigen Völkern aufgehalten, kennen zu lernen. Eine Art Marco Polo schien mich zu erwarten. Da schlug ich das Buch in der Mitte ungefähr auf, nur um den beiläufigen Werth und den Styl kennen zu lernen, und traf die folgende Stelle. Ich will sie Ihnen lesen."

Der Fürst nahm das Buch in die Hand, schlug es auf und las:

„Das Bewußtsein, einen wohlwollenden, edelgesinnten Menschen in der Nähe zu haben, stärkt und erhebt das Gemüth. Ich sah von ferne den Thalkessel, wo die Hütte jenes greisen und ehrwürdigen Priesters stand, der mir während meines siebenjährigen Aufenthalts in Thibet schon achtmal die Thüre seines gastfreundlichen Hauses geöffnet, wenn ich von Anstrengungen erschöpft, von überstandenen Gefahren mürbe geworden, die gefährlichen Gebirgspfade der schneebedeckten Gebirgskette von Tangwam überschritten."

„Als ich endlich an den Saum der Landschaft kam und das Priesterhaus erblickte, das von dem Menschenverkehr des Dorfes fern steht und einen einsamen, von einigen Palmen beschatteten Felskegel krönt, ergriff eine warme Rührung meine ermattete Seele, so daß ich meinen Körper verjüngt fühlte. Ich schritt rasch weiter, nicht als wenn ich einen Marsch von hundert Meilen auf einige Zeit abschlösse, sondern ihn mit vollen Kräften begänne. Es war nicht die Gastfreundschaft allein, nach deren Wohlthaten ich mich nach schweren Entbehrungen sehnte, eine

aufrichtige Zuneigung trieb mich vorwärts, ich wollte den Greis und seine Tochter sehen, ich wollte das schöne Familienbild genießen, um das ich, heimathloser Abenteurer, die Beiden hätte beneiden dürfen, wenn ich nicht im innersten Herzen ihr langjähriger Freund geworden wäre.

Ventusin besaß ja die gehorsamste, liebevollste Tochter — Arabad war ihr Name — und eigentlich nichts als sie! Denn ihm galten die Erdengüter, deren er sich im reichsten Maaße erfreute, wenig, und nur so viel, als er sich ihrer bedienen konnte, um Nothdürftige in ihrem Elend zu trösten. Wie ein echter Jünger seiner Lehre lebte er nur in seinen heiligen Büchern und sah über diese Welt hinaus mit den Augen des Weisen. Was noch in seiner starren, melancholischen Größe Menschliches wohnte, war sein Vaterherz. Dieses schlug allerdings für ein Wesen, das die Tochter der Töchter war. Arabad war ein Genius in einer Menschenhülle und so edelschön, als solle diese Schönheit für immer an ihren höhern Ursprung erinnern . . . .

Wie sehnlichst ich den Vater wiederzusehen wünschte, so freute ich mich auf den Anblick der Tochter. Ich hatte in fernen Landen ihrer gedacht und trug allerhand Schmuck zu Geschenken für sie bei mir.

Es war spät Nachts, als ich im Hause des Priesters ankam. Wieder wurde ich dort wie ein Anverwandter aufgenommen.

Ventusin kam mir, was sein Aussehen betraf, sehr gealtert vor, seine übrige Haltung hatte ihre ganze gemessene Würde und das sanfte, Prunk fliehende Wohlwollen von ehemals beibehalten.

„Sieben Monate sind es," sagte ich still zu mir, „daß ich ihn nicht gesehen. Wie viel Meilen ist der edle Mensch dem Tode näher gekommen!" Sein Gesicht war entsetzlich eingefallen, seine hohe Statur tief gebeugt, die Augen halb erloschen!

Am andern Tag, nach Sonnenuntergang, saß der Priester vor der Hausflur. Da trat ich an ihn heran und sagte: „Warum sehe ich nicht Deine Tochter Arabad?"

Ruhig, ohne jede Bewegung, antwortete der Priester: „Sie ist nicht mehr!"

„Was sagst Du!" rief ich ganz bestürzt. „Sie ist todt?"

Der Priester versetzte, meine Frage mit der Neigung des Hauptes bejahend: „Meiner Tochter ist in so jugendlichem Alter das Glück zu Theil geworden."

„Drum also," sprach ich, „sehe ich Dich von einer so schrecklichen Trauer verzehrt, armer Mann!"

Der Priester schwieg einen Augenblick still, dann erwiderte er: „Ja, wie Du siehst, straft es sich fürchterlich an mir, daß ein einziges Ding auf der Welt mir Alles war. Du sahst, wie schön und mit welchen Reizen geschmückt Arabad daher ging und hast ihr gutes Herz oft selbst empfunden! Doch sieh die gräßliche Täuschung: es war doch nichts an ihr! Dort oben auf jenem Hügel im Schatten jener Bäume liegt ihr Staub und kann kein Herz mehr verlocken, keine Liebe mehr einflößen und Niemanden gewinnen! Laß meine Tochter ruhen und wünsche ihr mit mir, in aller Ewigkeit, in keiner Gestalt mehr zum Vorschein zu kommen! Erst mit ihrem Hingang, in so späten Jahren habe ich Buddha's großes Wort erkannt:

die Welt ist Nichts! Ja, sie ist wahrhaftig Nichts! Wenn meine Tochter mir jetzt sagen ließe, daß sie in mein Haus wiederkommen wolle, ich würde sie bitten, im Sarge zu bleiben, denn ich vermag es nicht wieder, mein Herz einem möglichen Verluste auszusetzen!"

Der Fürst schlug das Buch zu.

„Eine tiefe, eine schmerzliche Poesie!" rief Hostiwin. Das war Alles, was ihn vorerst der mächtige Eindruck, der ihn beherrschte, vorbringen ließ.

„Nun frage ich Sie," sprach der Fürst, „ob man mich der Schwäche zeihen darf, weil ich damals nach der Lesung dieser Stelle zusammenbrach? Mein jugendliches Herz hatte ja auch seine Arabad für immer verloren, es wollte im unsäglichen Schmerze bald sie vergessen, bald sie für ewig und ewig im Gedächtnisse behalten. Es hat sich, ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen, für die unaufhörliche Qual der Erinnerung entschieden! Es hat vorgezogen, der Narr eines unerfüllbaren Wunsches zu werden und einem verschwundenen Bilde nachzublicken, wie wenn es noch da wäre! Von der Wahrheit der thibetanischen Weisheit über irdische Vergänglichkeit schlagend überzeugt und zugleich entsetzt, führe ich mein Leben Tag für Tag fort, ohne den Frieden im Leichtsinn oder im Vergessen gefunden zu haben. Wie soll man den Priester Ventusin in seinem Vaterschmerze beurtheilen? Ist er unerreichbar groß oder bezeugt seine Größe nichts weiter, als ein verknöchertes Greisenherz?

„Ein getödtetes Herz!" rief Hostiwin, „ein Herz, dem der Gegenstand seiner Liebe, seiner zartesten Empfindungen und seiner lieblichsten Zuckungen so verderblich wie eine

Feindeslanze geworden! Der Stich des Verlustes ist so brennend und todesschmerzlich, daß die ganze ehemalige Lust des Besitzes wie ein Unglück erscheint. Ich begreife diesen Seelenproceß, da ich selbst in diesem Augenblick vor jeder Leidenschaft zittere und ihr aus dem Wege gehe, als wäre sie nur der Strom des Verderbens und als wälze sie in ihrem reißenden Bette nur schlammige, vergiftende Fluthen, die kein Schiff tragen mögen, sondern jedes verschlingen, die keinen Schwimmer auf sich dulden, sondern ihn in ihre unheimliche Tiefen ziehen."

„Das Bild, das Sie gebrauchen," fiel der Fürst ein, „malt die Weltansicht der Ostasiaten aufs Treffendste. Die Aussprüche ihrer Weisen enthalten so viel Schwermuth, eine so phantastische und finstere Poesie, wie ich ihresgleichen noch nirgendwo gefunden. Jede Zeile preist den Tod, wie man sonst das Leben feiert, und bezeichnet das Leben als etwas, „was besser nicht sein sollte." Wie sie nichts für ausgemacht halten, so heißt es dort, daß Alles Wandel, Uebergang, Veränderung sei, unwerth menschlicher Wünsche und menschlichen Strebens. Das Eine aber, was einzig heilsam sei, werde von den Lebenden nicht erkannt, denn das Leben sei eine Welt der Täuschung, und auf ewig nicht mehr da sein zu müssen, das wirkliche Glück. Diese Ansichten haben in jenen Völkern so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie sich bis in die gewöhnlichen Redeformeln eingeschlichen. Rettet einen Buddhisten mit Lebensgefahr aus einem reißenden Strom, aus mißlicher Lage, aus ver- verzweifeltem Kampfe, wie dankt er? Er sagt: „Du hast wie ein Bruder gehandelt. Mögest Du dafür Nirvana erhalten! Das will sagen: mögest Du auslöschen und nie

wieder auf der Welt zum Vorschein kommen!“ Lesen Sie das im Oupnekhat nach.“

„Höchst originell!“ rief Hostiwin. „Ich bin Ihnen verpflichtet, daß Sie mich auf das Buch aufmerksam gemacht. Es soll meine nächste Lektüre sein.“

„In jener Anschauung,“ sprach der Fürst weiter, „stehen sich zwei Welten gegenüber. Die Eine, in welche hinein wir Alle geboren werden, die Welt der Lust, der Hoffnungen, des Glücks, der Liebe; die Andere, die Welt der Abkehr, der Lebensverachtung, der Resignation. Da in jener Welt jeder Lust immer eine so schwere Buße folgt, die Hoffnungen in Nichts zerrinnen, das Glück ein ewiger Traum bleibt und an der Liebe der Zauber so flüchtig und die Wunde, die sie zurückläßt, so schmerzhaft und nicht selten unheilbar ist, so zieht der Weise es vor, in der anderen Welt ewiger Ruhe und ewigen Gleichmuths sein Asyl zu suchen. Die Entsagung bis zur Auslöschung jeder Begierde ist sein Ideal und sein Lohn gänzliche Vernichtung, während der Thor, der dem Leben gehuldigt, mit der Auflösung seines Leibes noch immer nicht aufhört, sondern in neuer Gestalt immer wieder erscheint und den Kreislauf in alle Zeiten fortsetzt, bis er endlich weise geworden ist und es verdient hat, nicht mehr zu sein, auszulöschen — wie der Buddhismus es nennt, Nirvana zu erhalten. So lange er das Leben liebt, ist er im Bereiche der Sünde, des Vergehens, des Verbrechens, oder eines lieblichen Selbstbetrugs und eines hohlen, gauklerischen, glitzernden Scheins — in der Sansara.“

„Sansara!“ rief Hostiwin, das Gehörte in die schärfste Beziehung zu seinen eigenen Leiden und Freuden

bringend, mit sichtlicher Ergriffenheit, „Welt des Scheins, der Verlockung, des blinden Gelüstens, meine Welt, die Welt unser Aller, wie Dir entfliehen? Ich fühle, daß mir das Leben eine Strafe war!“

„Muth, theurer Freund!“ versetzte der Fürst gedankenvoll.

Hostiwin hob mit erneuerter Energie wieder an:

„Das Leben war mir eine Strafe, aber ich weiß nicht, wie ich es anders führen sollte, als ichs geführt. Entsagen, verzichten, darben heißt begraben sein und scheint meinem Instinkte ebenso toll, als ob ich mich in den Genuß, wie in den Kessel eines Vulkans stürzte. Ich bin ein Sohn der Sansara, athme und verderbe in ihrer Atmosphäre, nähre und vergifte mich mit ihren Speisestoffen, bade mich frisch in ihr und finde zugleich den Tod in ihrem Strome. Sie hält mich, läßt mich nicht los, fesselt mich an der Sohle, wenn ich, wie seit einiger Zeit, erschöpft und krank kopfüber hänge und ins Weltall zu fallen drohe. Das Leben ist eben ein Jammer, der mitunter wunderschöne Unterbrechungen hat — ich fasse es nicht wie ein Sybarit auf, sondern wie ein Abkömmling des Prometheus und will in der Freude ein Thor und im Unglück ein Themistokles sein!“

Muth und Trotz drohten leuchtend, wie eine Kriegserklärung an das Schicksal, aus seinen Augen und spielten in jeder seiner Mienen.

Dem Fürst, dem sein Freund plötzlich wie verwandelt vorkam und den dessen aufblitzende Kraft mit anhauchte, sagte:

„Sie sind noch nicht verloren! Sie sind ein Feld-

herr auf dem Rückzuge, der den Verfolgern bei einer plötzlichen Wendung noch gefährlich werden kann. Mit Ihnen gemessen, bin ich ein verstümmelter Invalide."

Er senkte ohnmächtig den Kopf.

„Ueberschätzen Sie nicht," versetzte Hostiwin, „die Bedeutung einer energischen Aufwallung. Der ist für immer in mir todt, der einmal in voller Jugendkraft die Hand auf die ganze Welt gelegt hatte und ausrief: „Ich nehme dich in Beschlag!" „Ich bin gewöhnlich geworden, ein alltäglicher Geselle! Ich will sehen, wie ich mich dabei befinden werde."

„Täuschung, Täuschung!" bemerkte der Fürst mit dem Lächeln der Ueberlegenheit. „Eine Natur wie die Ihrige muß in Feuer vergehen oder in Eiskälte enden. In der lauwarmen Stubenluft kann sie es nicht allzulange aushalten."

„Der Himmel weiß, was kommen wird," versetzte Hostiwin in dunklem Zwiespalt mit sich selbst. „Doch sonderbar, wohin ich von einem so fern abliegenden Gegenstande, wie das Buch des alten Venezianers ist, fortgerissen wurde! Ich sehe daraus, welche Brandstoffe in mir aufgehäuft liegen und sehe, daß sie aus weiter Ferne durch elektrischen Contakt in Explosion zu versetzen sind. Ich befinde mich in eigenthümlicher Aufregung — es schwindelt mir momentan — der bloße Luftdruck vorübergesauster Begebenheiten drückt mich zu Boden — es geht mir wie dem Kahn, der dicht hinter dem großen Mastschiff dessen Wasserspur durchkreuzen will. Erschütterungsvolle Welt des Gelüstens, gewitterschwüle Sansara!"

Die letzten Worte noch im Munde war er mit großen Schritten in die Mitte des Gartens geeilt.

Der Fürst sah ihm nach. Er fühlte, daß sich in Hostiwin eine lang vorbereitete Krise, wie sie in den Ueberzeugungen und Weltansichten der Menschen nach gewissen Katastrophen einzutreten pflegt, in ihrem ersten Ausbruch, auf das Unverhoffteste, fast ohne jeden Anlaß gemeldet, eine jener Krisen, die unsere Axiome prüft, umstößt, erneuert oder befestigt.

Er folgte ihm nicht in das Wäldchen, doch das Auge ruhte noch lange auf der Stelle, wo er eingetreten war.

Zwanzigstes Capitel.

Das Geheimniß des Fürsten.

Eines Abends spät saßen die beiden Freunde im kleinen Pavillon und genossen die Aussicht auf die weite Ebene und die Berge, die gleich erstarrten Wellen über das Land hinlaufen.

Der Mond war groß und leuchtend aufgegangen, er füllte die Büsche unten mit bläulich schillerndem Glanze, der Wind spielte leise in den Schlinggewächsen, die sich um die Säulen des Tempels zogen. Die Luft war mild, lau und von Düften gewürzt. Die Klarheit der südlichen Nacht wob über Alles einen unaussprechlichen, lieblichen Zauber.

Nach einem lebendigen Gespräch waren Beide plötzlich still geworden; Hostiwin verlor sich im Anschauen des Landschaftsbildes, das vor ihm lag. Der Fürst brach zuerst das Schweigen.

„Werden Sie glauben," sagte er, „daß es mich das größte Opfer kostet, in dem irdischen Paradies, das man

Italien nennt, zu verweilen? Ich bin voll Unruhe, voll Heimweh."

„Ich hätte es nicht geglaubt," versetzte Hostiwin. „Ich finde Sie heiterer als sonst."

„Mein Gemüth," fuhr der Fürst fort, „ist von den Erinnerungen, die Sie kennen, in Beschlag genommen und hat für immer die freie Empfänglichkeit für eine andere Welt, als die seinige, verloren. Es ist als wäre diese Beleuchtung meinem Geiste zu heiter und zu farbig. Die lachenden Landschaften stehen mit der Trauerinsel, auf der ich so viel tausend Stunden meines Lebens verbracht, in zu grellem Contraste, der Uhu will wieder am Grabe der unvergeßlichen Adelheid nisten, er will die dunkle Einförmigkeit, den nächtigen Nebel, die alten Trümmer. Nicht wahr, das ist recht krankhaft?"

„Es wäre ein oberflächlicher Trost," antwortete Hostiwin, „wenn ich es leugnete."

„Es ist nur zu wahr," sprach der Fürst, „ich bin krank, kränker als die Aerzte glauben, die mich hierher gesendet, und es giebt kein Mittel, mich herzustellen. Aus den Bergen dieser Erde sprudelt keine Heilquelle, die ein leidendes Herz badet und die reinsten Lüfte, die von blumigen Alpenwiesen und duftigen Waldhöhen Kräfte des Lebens herabbringen, enthalten nicht den Stoff, der die gramzernagten Theile der Seele neu bilden könnte! Leib und Seele wirken auf einander. Wer von Beiden das Uebergewicht hat, heilt oder tödtet! Mein Leib ist zu erschöpft, um Widerstand zu leisten und läuft, gewiß schon seit Jahren, mit seinem Verderber in gleichem Schritte bergunter."

„Es thut mir weh, Sie so sprechen zu hören," gab

Hostiwin ergriffen zur Antwort. „Zu meiner eigenen Beruhigung will ich annehmen, daß Sie heute einen jener Tage haben, wie sie fast ein Jeder zuweilen hat, — Tage, an welchen wir an jedes Unglück und an den bevorstehenden Zerfall glauben.

„Nein, nein!“ entgegnete der Fürst. „Der Mensch muß, um leben zu können, Vertrauen und eine Zukunft haben — mir fehlt Beides.“

Hostiwin, überzeugt, daß der Fürst keine Phrase gesprochen, fand keine Erwiderung, die einen so hoffungslosen Zustand in einem milderen Lichte zeigen konnte. Der Fürst, der dieses Schweigen richtig deutete, sagte: „So ist es, so aussichtlos, so öde! Ihr Schweigen ist mir ein Zugeben, Sie würden aber nicht schweigen, sondern mich trösten und sogar eine Zukunft für mich sehen, wenn Sie mein letztes Geheimniß wüßten.

Hostiwin sah den Fürsten verwundert an.

„Ja, ja,“ fuhr der Fürst fort, „ich habe noch eine Zukunft, oder könnte sie haben, wenn ich nicht durch und durch aus Erinnerung und Vergangenheit bestände.“

„Es ist mir räthselhaft,“ sagte Hostiwin, „was sie damit meinen.“

„Ich kläre es Ihnen auf,“ hub der Fürst an. „Ich habe noch ein Geheimniß vor Ihnen — ein letztes. Nehmen Sie es hin: Adelheid hinterließ mir eine Tochter!“

Hostiwin fuhr höchst überrascht auf, blieb eine Weile stumm und fragte:

„Lieben Sie sie?“

„Ich sehe Adelheid in ihr,“ antwortete der Fürst

„Und Sie sind hoffnungslos?“ fragte Hostiwin ver-

wundert von Neuem. „Ich werde grau sein und dies Glück des Alters nicht haben. Wo ist Ihre Tochter, wie geht es ihr?“

„Meine Tochter blüht, lacht und freut sich,“ antwortete der Fürst, „denn ihr ist das Trauerspiel unbekannt, das mit dem Tode ihrer Mutter begonnen. Das setzt Sie in Erstaunen, ich lese es aus Ihrem Blicke, aus jeder Miene! Sie weiß nicht, wer ihre Mutter war und betrachtet bis zur heutigen Stunde ihren Vater nur als einen Freund ihres Hauses.“

„Nicht darüber,“ versetzte Hostiwin, „bin ich erstaunt, daß das Kind einer so geheimnißvollen Liebe das Räthsel seiner Geburt nicht ahnt, nur die Verkettung der Verhältnisse ist mir unerklärlich, die Ihnen ein gewiß schweres und drückendes Stillschweigen auferlegt und Sie des letzten Glückes beraubt, das Kind Adelheids an Ihr Vaterherz zu pressen.“

„Sehr seltsam! unerklärlich, nicht wahr?“ sagte der Fürst mit bitterem Lächeln eine Weile darauf. „Es ist in der That unnatürlich, seltsam und doch war es nicht mein Beschluß, nicht mein Wille, daß es so sei, es ist nur mit der Zeit so geworden. Als Adelheid ihre edle Seele aushauchte, flog, so muß ich glauben, die meinige, die mit ihr verwachsen war, mit ihr in's Unendliche hinüber, denn seitdem bin ich ohne Wurzel, ohne Halt und Leben — mit einem Worte todt! Wie könnte ich es sonst dulden, achtzehn Jahre lang geduldet haben, daß das Kind Adelheids, inzwischen zur Jungfrau herangewachsen, schön, voll Herz und Geist, ein fremdes Wesen als Mutter verehre? Wie könnte ich, der gleich dem Weibe von Carien die Asche der Verewigten in sein Getränk mischen möchte, diese Entwei-

hung so lange schon ansehn? Nicht, weil ich es gethan, sondern weil ich es habe geschehen lassen, bin ich schuldig! Ich habe ein Götzenbild meinem Kinde zur Verehrung aufgestellt, statt seiner eigenen Mutter! Doch hören Sie, wie es sich zugetragen —“

Der Fürst setzte, die Kraft zu seiner Erzählung sammelnd, einen Augenblick ab und fuhr, sich heftig emporschüttelnd, fort:

„Ein Schauer läuft über mich hin, obgleich ich Ihnen keine Mittheilung zu machen habe, die einen solchen Complex tragischer Zwischenfälle bildet, wie die Geschichte meiner Liebe, die ich Ihnen auf dem St. Bernhard erzählte. Ich fühle mich so schwach — meine Gedanken fließen zusammen — der Hintergrund meiner Jugend verschleiert sich plötzlich mit Nebeln meinem geistigen Auge! Ich bin unwohl und unfähig, heute mit jener Ausführlichkeit zu erzählen, die sich das Vertrauen, das ich Ihnen schenke, selbst zur Pflicht macht. Ich bin seit einiger Zeit von einer seltsamen Unruhe ergriffen — eine tückische Schwäche überfällt mich zu Zeiten — so eben jetzt wieder .... Ich werde Ihnen alles erzählen und Sie werden mir mit Ihrem Rath und Ihrer Energie beistehen. Ja, ja, Sie werden mir einen Zustand ordnen helfen, der so anormal ist. Sie werden ja nach Plauenburg kommen und bei mir verweilen. Sie werden meine Tochter sehn und sprechen. — Wann werden Sie nach Plauenburg kommen?“

„Ich bin,“ antwortete Hostiwin, „von Ihrer Freundschaft so beglückt, daß ich mir diese Frage im Stillen schon längst beantwortet habe. Ich bin bereit, in Plauenburg zu erscheinen, sobald Sie mich hinrufen.“

„Ich bin hoch erfreut,“ rief der Fürst, Hostiwin's beide Hände ergreifend und sie schüttelnd. „Und wie lange werden Sie bleiben?“

„Ich stehe allein in der Welt,“ versetzte Hostiwin, „ohne Geschwister, ohne Freunde, ohne eine Geliebte und habe mich selbst halb verloren. So arm war ich, als wir uns auf dem St. Bernhard trafen und wäre es sicher noch immer, hätte ich in Ihnen nicht dasjenige gefunden, dessen meine Seele allein bedurft hatte — einen Freund! Glauben Sie, daß ich, in Plauenburg angekommen, das in kurzer Zeit aufgeben werde, was ich bis heute gesucht und nirgends noch gefunden? Sprechen Sie ein aufmunterndes Wort, so wird die Waagschale meiner Entscheidung zu Gunsten eines Gedankens sinken, den ich still in mir trage und gern ausführen würde. Sprechen Sie ein einziges Wort und ich werde mich in Plauenburg ansiedeln.“

„Hostiwin — lieber, lieber Freund,“ rief der Fürst, „ein Wort der Aufmunterung soll ich sprechen, um Sie an meine Person zu fesseln? Sagen Sie lieber, welches Opfer ich zu bringen, welchen Ersatz und welche Entschädigung ich zu bieten habe, wenn ich Sie dem Geräusche der großen Welt entführen und Sie in einer kleinen, einförmigen, deutschen Stadt gefangen halten soll? Sie sind noch jung, stehn mitten im Leben, sind an Ansprüche gewohnt und die Quelle Ihrer Wünsche, die in diesem Augenblick versiegt ist, wird plötzlich über Nacht wieder in ihrem ehemaligen Reichthum fließen! Ich kann Ihnen nichts bieten, als eine unendliche Erkenntlichkeit.“

„Ich habe auf meinem Schlosse in Böhmen,“ erwiderte Hostiwin, „zuweilen Monate lang als Einsiedler

gelebt und würde, von Italien zurückgekehrt, wieder das Schicksal haben, in den alten Mauern zu sitzen und in den bekannten Wäldern einsam zu wandern. Ich glaube nicht, daß ich mich nach der Umwandlung, die ich mit einem Schlage erfahren, in die heiße, schwüle, gewitterreiche Atmosphäre meines früheren Lebens jemals wieder zurücksehnen werde. Mein Gemüth braucht nicht Zerstreuung, nicht Lustbarkeiten, sondern Ruhe und Frieden und sucht keinen Tummelplatz stürmischer Bewegungen, sondern nur ein Asyl. Was für den Lebenstollen Paris gewesen, wird für den Verwundeten Plauenburg sein."

„Wohlan," sagte der Fürst, „ich werde meine Villeggiatur so lange ausdehnen, als Sie hier zu bleiben wünschen und dann mit Ihnen die Rückreise antreten. Mein nächster Brief nach Plauenburg soll die Ordre enthalten, ein Schlößchen in der nächsten Nähe der Stadt zu Ihrem Empfange würdig einzurichten. Auf Ort und Stelle werden Sie mein Verhältniß zu meiner Tochter kennen lernen und mir rathen, auf welche Weise Alles in sein natürliches Geleis zu bringen sei. Sie werden finden, daß mich bis heute nicht Mangel an Liebe von ihr entfernte, sondern der Zwang der Welt und deren gesellschaftliche Satzungen. Wenn der Augenblick gekommen sein wird, wollen wir das Mädchen an das Monument Adelheids führen und ihr ihren Ursprung enträthseln. Dann will ich mein Kind als Vater verheirathen und als Fürst aussteuern."

Die Nacht war weit vorgerückt und die Beiden trennten sich in der Stimmung hoher Befriedigung, daß ihre

Freundschaft in Folge ihrer Besprechung einen neuen Charakter der Dauer erhalten habe.

Einundzwanzigstes Capitel.

Hostiwin und Marietta.

Eine Woche war bereits vergangen, seit Hostiwin die Villa Pedrocchi bezogen.

Marietta, die diese Nachricht dem Marchese zu verdanken hatte, verbrachte diese Zeit in entsetzlicher Qual, die ihr Herz bald trügerisch hoffen ließ, daß es sich ja nicht in Entsagung beruhige, bald zur Verzweiflung trieb, daß es dem Truggebilde der Hoffnung desto athemloser wieder zueilte.

An einem Nachmittage saß sie am Bassin im Garten, eine Stickerei in den Händen. Frau Bonora befand sich unweit. Die sorgenvolle, bekümmerte Miene ihrer Tochter war ihr schon seit einiger Zeit aufgefallen.

Marietta hielt mit der Arbeit alle Augenblicke inne und verlor sich minutenlang in Nachdenken. Die Mutter beobachtete sie und hielt es an der Zeit, deßhalb eine Frage zu stellen.

„Was geht mit Dir vor, Marietta?“ fragte sie freundlich.

„Mit mir?“ fragte Marietta, wie eine Ertappte emporfahrend.

„Ich bemerke eine ungewöhnliche Veränderung an Dir. Du bist nicht mehr so fröhlich, wie sonst.“

„Soll ich denn ewig so kindisch bleiben?“ gab Marietta zur Antwort und blickte verlegen in ihre Handarbeit.

„Ich bleibe dabei, daß etwas in Dir vorgeht, was Du mir verheimlichst," sprach die Mutter. „Glaube nicht, daß ich so wenig Menschenkenntniß habe, um nicht meine stillen Vermuthungen anzustellen."

„Du könntest Dich doch irren, Mutter" — erwiderte Marietta sehr kleinlaut.

„Warum?" begann die Mutter mit einem mehr inquisitorischen Tone, „läßt sich der Cavaliere von Hostiwin nicht mehr bei uns blicken?"

„Sehr einfach darum, weil ihn hier nichts interessirt," antwortete Marietta mit durchblickender Kränkung.

„Rede mir das nicht ein!" versetzte die Mutter. „Ich fürchte — ich fürchte —"

„Was?" fragte Marietta, die Mutter ansehend, die etwas sagen wollte, was ihr Mühe kostete.

„Wenn Du im Stande wärest," hob diese nach einer Pause wieder an, „der Erziehung, die wir Dir gegeben, Unehre zu machen, hinter dem Rücken Deiner Eltern ein Spiel zu treiben —"

„Mutter," rief Marietta, „ich bin dem Cavaliere ganz gleichgültig."

„Wo gehst Du zehnmal des Tages hin? Das pflegtest Du sonst nie zu thun."

„Weißt Du denn nicht," erwiderte Marietta, „daß der Cavaliere seit längerer Zeit nicht mehr in Pisa wohnt?"

„Wie weißt Du das so genau?" fragte die Mutter, in ihrem Verdachte durch die Art und Weise, wie sich ihre Tochter vertheidigte, noch mehr bestärkt.

„Der Marchese hat es mir hinterbracht," gab Marietta zur Antwort.

„Es ist gut. Ich will ein aufmerksames Auge auf Dich haben," schloß die Mutter. Sie ging aus dem Garten hinaus.

„Die Mutter ahnt Alles!" sagte Marietta zu sich, als sie allein war. „Wie dem Menschen die Gedanken auf der Stirne geschrieben stehn! Das Unglück verräth sich leichter, als das Glück. Meine erste Liebe beginnt traurig. Es kommt Alles zusammen, um mir das Leben unerträglich zu machen. Die Vermuthungen der Eltern treffen mich mit Recht und — doch unverdient. Ach, was wollte ich mir gefallen lassen, wenn er mich liebte, wenn ich seinetwegen litte! Ich aber bin von ihm vergessen, für ihn nicht auf der Welt!"

Sie seufzte endlos aus der gedrückten, tief gequälten Brust und starrte in die Wolken am Himmel hinauf, die wirr und flüchtig wie ihre Gedanken dahin schweiften.

Aus dieser peinlichen Träumerei wurde sie durch Schritte geweckt, die aus der dicht belaubten Baumgruppe an sie herankamen. Sie glaubte, die Mutter käme wieder und griff schnell, ohne aufzublicken, nach ihrer Arbeit.

„Guten Tag, Marietta!" rief eine Männerstimme.

Marietta blickte auf und sah Hostiwin. Wie in einen Traum, einen lachenden, jubelnden Traum versetzt, traute das Mädchen kaum ihren Augen, es bedurfte bei ihr einer neuen Anrede, um an die freudige Wirklichkeit der Erscheinung zu glauben.

„Wie fremdartig Sie mich ansehen," sprach Hostiwin, sich dem Mädchen gegenüber setzend. „Bin ich so lange ausgeblieben, daß Sie in Ihrem Gedächtniß nachzufragen scheinen, wer ich sei?"

Das Mädchen rang mit einer inneren Freude, die sie gar nicht zu Worte kommen ließ.

Erst jetzt durchsah Hostiwin, was in ihr vorging. Er fand, daß das Interesse für ihn, daß seine Erscheinung wol verletzt und gekränkt, aber nicht erstickt, im Gegentheil nur gewachsen sei. Diese Wahrnehmung berührte ihn auf das Peinlichste. Er bereute den Zufall, der ihn mit dem schönen, kindlichen Wesen zusammengebracht, dem er mit seiner Gleichgültigkeit nun eben so wehe that, wie Anderen mit seiner Liebe.

„Sie bewillkommnen mich kaum," sprach er; „ich sehe, wie schwer es Ihnen fällt, mir zu verzeihen, daß ich so lange auf mich habe warten lassen."

„Sie irren Cavaliere," antwortete das Mädchen, „wenn Sie annehmen, daß ich solche Ansprüche mache. Was ich tief wünschen mag, kann Ihnen gleichgiltig sein, ohne daß ich Ihnen einen Vorwurf darüber machen darf. Um eins nur bitte ich Sie. Sie müssen mir sagen, aufrichtig sagen, wann ich Sie zum letzten Mal sehe. Ist es heute der Fall, so sagen Sie es mir."

„Eine seltsame Bitte! Was liegt Ihnen daran?"

„Nichts und Alles!" gab Marietta zur Antwort. Ihre Lippen preßten sich zusammen, um den Strom der Bewegung zurückzuhalten.

Hostiwin beschäftigte das Schiefe und Ernste seiner Situation. Vorwiegendes Mitleid kämpfte gegen die starre Pflichtmäßigkeit seiner Stellung. Ein starker Entschluß siegte, er gab es auf zu diplomatisiren und die Sache leicht zu nehmen, wie er bisher ohne den gewünschten Erfolg gethan. Er sagte:

„Marietta, nehmen wir an, daß ich zum letzten Male bei Ihnen sitze.“

„Ja,“ lispelte Marietta tonlos, die Augen auf die Handarbeit tief gesenkt.

„In diesem Falle,“ fuhr Hostiwin fort, „ist es meine Gewohnheit, alle Mißverständnisse und Unklarheiten meiner Stellung, die der Umgang nicht von selbst aufgeklärt, zu lösen und aufzuhellen. Der Muth, den es kostet, wird belohnt, denn man reinigt so die Erinnerung von allen Schlacken und bringt Versöhnung dahin, wo ewiger Zwiespalt zurückgeblieben wäre. Denken Sie nicht auch so?“

„Ja,“ flüsterte Marietta, scheu aufblickend, die Eröffnungen Hostiwins zugleich fürchtend und ungeduldig erwartend.

„Das freut mich,“ sprach Hostiwin. „Ich setze also dieselbe Offenheit bei Ihnen voraus, die Sie von mir fordern können. Sagen Sie mir nun, ob es Einbildung von mir ist, wenn ich glaube, daß Sie einiges Interesse für mich hegen?“

Marietta schwieg, die flinken Nadeln stockten plötzlich zwischen ihren Fingern.

„Ist es nichts als Einbildung, nichts als Trug und Schein eines eitlen, selbstgefälligen Auges?“

Marietta wandte das Gesicht, auf das schmerzlichste betrübt, zur Seite, die Hand an das Kinn legend, und blickte unbewegt in die Baumbüsche.

Gerührt, fast ergriffen sah Hostiwin sie an und sagte: „Ich verstehe Sie! Es wäre unnöthiger Folterzwang auf eine laute Antwort zu bestehen.“

„Ich werde Alles vergessen! rief Marietta plötzlich und verhüllte ihre Augen mit dem Tuche.

„Und kostet das Vergessen so viel Mühe?“ fragte Hostiwin mit dem zartesten Antheil.

Marietta schwieg, das Tuch an den Augen, unbeweglich wie eine Bildsäule.

„Marietta!“ rief Hostiwin im innigsten Tone. Das Mädchen ließ die Hand, die das Tuch hielt, niederfallen. Die Augen sahen so starr in die Luft hinaus, die Stirne war zusammengezogen und der halbgeöffnete Mund vollendete das reizende Bild ersten Liebesschmerzes.

Hostiwin sah sie schmerzlich an, er hätte ihr gern etwas zum Troste gesagt, doch er konnte das rechte Wort nicht finden. Es schien ihm überhaupt unmöglich, mit Worten zu heilen, denn wo das bei solchem Schmerze möglich ist, muß eine Hoffnung gezeigt werden können. Er verwarf aber jede angenehme, flüchtig erheiternde Täuschung, da der Zustand der Leidenden so ernst und so wahr war, und eine redliche Hoffnung hatte er nicht auszutheilen. Seine schmerzliche Theilnahme wuchs, je länger er das Mädchen ansah, denn ihr Schmerz war so edel und interessant, und den Gesichtszügen, die ihn in seiner ganzen Ausströmung wiederspiegelten, lag jede Kläglichkeit und Schwachmüthigkeit so fern! Wer so leidet, steigt in der Achtung der Anderen, während im entgegengesetzten Falle das geschenkte Mitleid allemal eine dreifache Einbuße des Interesses zur Folge hat.

„So schön ist sie!“ dachte Hostiwin. „Im Lachen so gewinnend und im Schmerz gleich mächtig anziehend! Der Liebesschmerz ist eine Bagatelle für den, der ihn hinter sich hat und ihn nicht mehr nachempfindet, doch für den Leidenden bleibt er ewig eine Katastrophe. Mädchen, ich hoffe

es wird vorübergehen, doch — was geht nicht vorüber? Ewig Schade um solch einen Strom von Empfindungen, ewig Schade um so schöne, liebliche Flamme!"

Er ließ diesen Augenblick des Schweigens vorüber gehen. Da sagte Marietta auf das Unerwartetste, zugleich nach ihrer Handarbeit greifend:

„Cavaliere, unsere Unterhaltung stockt seltsam! Verzeihen Sie, daß meine Thorheit Ihnen eine Scene bereitet hat, die Sie tief verstimmen muß —"

„Verstimmen?" erwiderte Hostiwin. „Ich nehme Theil an Ihnen, wie Ihr aufrichtigster Freund. Wenn ich Sie beklage, beklage ich zugleich damit meine dahingeschwundene Jugend."

„Ihre Jugend?" fragte Marietta, ihn zärtlich anblickend.

„Ja, meine Jugend," sprach Hostiwin weiter. „Meine Jugend ist für immer und immer dahin."

„Als ich Sie das erste Mal sah," nahm Marietta das Wort, „sagte mir ein leises Gefühl, daß ein Mann vor mir stehe, der viel im Leben erfahren und in diesem Augenblicke irgend ein Schicksal besteht. Als ich Sie wiedersah, bestätigte sich nun mein Urtheil und seitdem ich Sie die Frauen fliehen sehe, stößt meine erste und ursprüngliche Ueberzeugung selbst Ihr Läugnen nicht um."

„Sie haben genau gesehn," sagte Hostiwin. „Ich bin die Ruine dessen, der ich vormals war."

„Ja," rief Marietta, „so ungefähr sehe ich Sie an, so kommen Sie mir vor! Darum fesselten Sie mich gleich Anfangs, drum hielt mich Ihr Auge und Ihr Gesicht fest — ich wollte Sie enträthseln und in meinem Wahne — heilen."

„Armer Arzt!" sprach Hostiwin halb wehmüthig, halb lächelnd. „Du bist Deiner Pflicht selbst zum Opfer geworden!"

Marietta nickte zustimmend mit dem Köpfchen, um ihre Lippen verbreitete ein eigenthümliches Lächeln einen traurigen Liebreiz. Sie sagte:

„Ich war unvorsichtig, ich sah die Gefahr noch nicht und stand schon mitten darin. Als ich meine Lage kannte, kämpfte ich dagegen, doch meine Kraft war gering und sie brach. Seither ist aller Kampf zu Ende, es liegt auf mir wie eine tödtliche Krankheit. Und dieses schwache, mürbe Herz hatte den verwegenen Muth, Sie heilen zu wollen!"

„Ich empfinde Ihre Güte auf's Tiefste," erwiderte Hostiwin. „Sie haben erreicht, was zu erreichen war — das volle Gefühl meiner Dankbarkeit. Diese ist es allein, gleichsam die letzte Saite in meinem niedergespannten, zerrissenen Herzen, die bei der Berührung noch einen Klang zu geben vermag. Alles Uebrige tönt nicht mehr, Das und Jenes schrillt noch und hallt noch, doch es ist jedem Ohre eine Qual, einen Augenblick lang zuzuhören."

„Sie sind so unglücklich?" fragte Marietta, mit sorgenvoll prüfenden Augen auf Hostiwin's Gesichte ruhend.

„Ich bin es," versetzte Hostiwin, „wie es Alle geworden, die ich lieb gehabt. Ich wollte sie Alle, wie mich selbst glücklich machen. Es ist mir immer mißlungen — es muß unendlich schwer sein!"

„Ich wage nicht, in Ihre Geheimnisse einzudringen," sprach Marietta traurig, „doch wäre ich begierig, wenigstens im Allgemeinen zu wissen, wie es gekommen, daß ein Mann, wie Sie, sich so über sein Schicksal beklagt."

„Wüßte ich es selbst!“ rief Hostiwin. „Ich bin in diesem Augenblick auf den Punkt gebracht, an Allem zu zweifeln, nichts für sicher und ausgemacht zu halten. Ich will auch mein Herz an Nichts mehr hängen, um Nichts wieder zu verlieren.“

„Die Zeit wird Ihr Gemüth wieder herstellen. Ja,“ rief Marietta mit einem enthusiastischen Seelenblicke, „Sie werden wieder heiter und glücklich werden, halten Sie an dieser Hoffnung fest.“

„Das will ich,“ erwiderte Hostiwin und stand auf. Seine Uhr ansehend, sagte er: „Es ist spät geworden. Sie müssen mich entlassen, Marietta. Ich werde Ihnen demnächst einen längeren Besuch machen.“

Marietta erbleichte und bat im Tone eines erschrockenen Kindes: „Cavaliere, bleiben Sie noch eine Minute!“

„Wenn Sie es so dringend wünschen,“ sprach Hostiwin, „so bliebe ich gern noch eine Stunde. Ich habe leider mein Wort verpfändet —“

Marietta blickte mit niedergeschlagenen Augen zu Boden, ihre Brust wogte auf und nieder und es zuckte mehrmals um ihre verschlossenen Lippen, wie wenn ein Gefühl in ihr vergebens nach Ausdruck ränge.

Hostiwin sah sie schmerzlich an.

„Sie haben Ihr Wort verpfändet? Wirklich?“ sagte sie endlich.

„Sie zweifeln?“ erwiderte Hostiwin. „Ich lüge nicht!“

„Verzeihen Sie,“ rief Marietta. „Es entfuhr mir so! Ich weiß gar nicht, was ich sage, weil ich eine Flut von Dingen zu sagen habe. Leben Sie wohl!“

Ihre Stimme brach ab, sie wandte sich blitzschnell

um und floh in die Gebüsche, die den Hintergrund des Gartens ausfüllten.

Hostiwin sah ihr nach, bis sie verschwunden war. „Was hast Du angerichtet!“ sagte er zu sich selbst. „Armes Mädchen, ich komme drei Jahre zu spät! Zu meiner Beruhigung will ich annehmen, daß es trotz Deiner Verzweiflung für Dich gut sei.“

Eben wollte er den Garten verlassen, als das gedämpfte Schluchzen der Weinenden zu ihm herüberkam.

Von einem inneren Antrieb gedrängt, ging er mit schnellen Schritten auf sie zu. Auf einem schmalen, durch's Buschwerk führenden Sandweg lag Marietta auf ein Knie gesunken, die beiden Hände auf das Gesicht gedrückt und entlud ungesehn das schwere Herz in Thränen.

„Marietta!“ rief Hostiwin innig bewegt, als er herangetreten war.

„Sie sind noch da?“ rief sie mit heller Stimme, während Freude wie ein Sonnenblick durch Wettergewölk aus ihren Mienen hervorbrach. „Gehen Sie noch nicht von Pisa! Sie sind ja mein Alles, mein Abgott!“

Sie warf sich ihm mit einem leidenschaftlichen Ungestüm zu Füßen und umklammerte seine Kniee.

Erstaunt, verwirrt, bewegt, von diesem jugendlichen Enthusiasmus erwärmt, blieb Hostiwin eine Weile sprachlos stehen. Eine unsichtbare Gewalt schien ihn zu der Knieenden hinabzuziehen und eine andere gleich mächtige Hand ihn zurückzuhalten. Er verschmähte es, ein Trostwort der Hoffnung zum Scheine zu spenden und fühlte sich nicht stark genug, der Henker einer naiven Leidenschaft zu sein.

„Ach,“ seufzte das Mädchen, einen schmerzlichen Blick



nach oben schleudernd, „Sie sind ruhig und kalt, wie eine Bildsäule!"

„Ich leide mit Ihnen," gab Hostiwin zur Antwort, das Mädchen emporhebend und an der Hand haltend. „Erkennen Sie denn nicht an mir den theilnahmsvollen Freund? Wie läßt sich helfen? Sehen Sie mich in meinem tiefsten Innern an! Wie ich jetzt gestimmt bin, kann ich Jenen, die ich liebe, jedes Opfer bringen, nur nicht mein Herz. Mein Herz bebt, zuckt, jammert, schmerzt, blutet — aber es lebt und liebt nicht mehr!"

„Dann leben Sie wohl!" rief Marietta mit trotziger Ermannung und düsterer Fassung.

„Können Sie mir böse sein?" fragte Hostiwin, sie an der Hand zurückhaltend. „Ich bin ebenso Ihres Mitleids werth, wie Sie des meinigen. Sie lieben einen Kranken, einen Verstümmelten. Und wenn Sie einmal den Geschmack haben, sich für Ruinen zu interessiren, so ist nichts Absonderliches, nichts Ueberraschendes daran, aber nur einem Wahnsinnigen wird es einfallen, sich in einem dachlosen, geborstenen Gemäuer seinen bleibenden Aufenthalt zu wählen. Ich rede hart und verletze Sie vielleicht, doch es bedarf des ernsten, entschiedenen Tones, um Sie von einer Idee abzubringen, die Ihnen nur der Erfüllung werth erscheint, weil Sie mich nicht kennen. Möglich, Sie hätten mich in frühern Jahren bezaubert, ich glaube es sogar; auch heute entfernt mich nichts von Ihnen, was den Werth, den Sie sich beilegen dürfen, mindert oder die gestattete Eigenliebe zu Boden tritt. Denn ich war versagt, bevor Sie kamen, Sie weichen einer Rivalin, die keinen Haß entzünden, keinen Neid wecken, keine Eifersucht anfachen

kann — diese Rivalin ist da" — er zeigte mit der Rechten auf seine Brust — „mein Schmerz!"

Marietta riß sich gewaltsam los und verschwand hinter den Gebüschen.

„Marietta!" rief Hostiwin laut — er wollte zu Ende sprechen, um eine so wichtige Unterredung nicht mit einem unaufgelösten Mißton schließen zu lassen. „Wo sind Sie, Freundin?" rief er, mehrmals hin- und hergehend und durch die Zweige hindurchsehend.

Es erfolgte keine Antwort, Alles war still.

„Ein anderes Mal!" sagte Hostiwin zu sich und verließ den Garten.

Weder er noch Marietta hatten bemerkt, daß die Mutter die letzte heftige Scene vom Dachfenster des Hinterhauses aus in der Ferne, wenn nicht eben belauscht, doch mit angesehen habe.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Im Taumel des Schmerzes.

Hostiwin war kaum aus dem Hause getreten, als der Marchese von Val Madonna daherkam, um der Familie Bonora einen Besuch zu machen. Er hatte Hostiwin um die Ecke biegen gesehen und fühlte sich durch dessen Besuch sehr beunruhigt. Er kannte ja die mächtige Neigung des Mädchens und durfte in seiner eifersüchtigen Stimmung annehmen, daß der wirklich spröde oder nur spröd thuende Fremde sich inzwischen ihres leidenden Herzens erbarmt habe.

„Dort geht er! Wie nachdenklich er aussieht!" rief er, vor der Hausthür stehen bleibend, dem Rivalen nach.

„Ein räthselhafter Patron, aus dem der Teufel klug werden soll!"

Mit dieser Reflexion trat er ins Haus. Frau Bonora kam ihm an der Treppe entgegen.

„Guten Tag, würdige Mutter!" rief der Marchese in seiner lebhaften Weise, den Arm leicht um die Angesprochene schlingend. „Ich habe Sie lange nicht gesehen. Wie geht es?"

„Ach!" sagte Frau Bonora mit einem Seufzer. „Alles ginge gut. Die Kinder sind aber eine ewige Plage, wenn auch Gott alles Uebrige schenkt."

„Die Kinder?" rief der Marchese verwundert. „Sie haben ein einziges Kind! Ein Wunderkind, was Gehorsam, Klugheit, Aufgewecktheit, Herzensgüte, Lieblichkeit und Schönheit betrifft."

„So sehen es Fremde an" — gab Frau Bonora mit tiefbesorgter Miene zur Antwort. „Ich" — sie wollte fortfahren, ein Gedanke schien sie zurückzuhalten.

„Was verhehlen Sie mir?" fragte der Marchese begreiflicher Weise höchst neugierig. „Ich sehe es Ihrer bekümmerten Miene an, daß Sie etwas beunruhigt. Treten wir ins Zimmer ein! Schütten Sie Ihr Herz getrost vor Ihrem alten, bewährten Freunde aus."

„Herr Marchese," sagte Frau Bonora, als Beide in das ebenerdige Zimmer eingetreten waren und einander gegenüber Platz genommen hatten, „nicht aus Plauderhaftigkeit will ich Ihnen mittheilen, was ich auf dem Herzen habe. Es ist lediglich Vertrauenssache, vielleicht auch der Wunsch dabei, von Ihnen einen guten Rath zu erhalten. Sie sind der einzige Mann, der mir in dieser An-

gelegenheit rathen kann. Mein guter Alter steckt viel zu viel in seinen Büchern und ist zu einfach, zu weltunkundig" —

„Ich weiß, ich weiß," sprang der Marchese ungestüm in die Rede. „Jedes weitere Wort ist darüber unnütz." Er witterte, daß es sich um Marietta und Hostiwin handle.

„Ich muß Ihnen also gestehen," hob Frau Bonora an — „doch — ich darf mich auf Ihr Schweigen verlassen?"

„Ich schweige, würdige Frau! Seien Sie außer Sorgen!" betheuerte der Marchese.

„Sie sind ja auch Vater," sagte Frau Bonora, „auch Sie besitzen eine Tochter" ....

„Ja wol, ja wol!" rief der Marchese. „Eine Tochter, freilich nicht so schön wie Marietta, aber mein Kind, das ich ebenso, wie Sie das Ihrige, liebe. Auch mein Kind steht in dem Alter, wo wir es mit Luchsaugen bewachen müssen. Ich sage dies, denn ich wette, daß Sie mir eine Mittheilung zu machen haben, die Ihre Tochter und noch Jemanden betrifft, wahrscheinlich den, den ich soeben Ihr Haus verlassen sah."

„Sie wissen," rief Frau Bonora verwundert, „was ich meine, was ich zu sagen habe? Sie werden doch am Ende nicht gar noch mehr wissen als ich?"

„Ruhig, gute Dame!" ermahnte der Marchese. „Seien Sie nicht so ängstlich! Es läßt sich noch alles zum Guten wenden."

„Sie wußten es wol früher als ich?" fragte Frau Bonora mit der Unruhe einer von schwerer Sorge aufgeregten Mutter.

„Ich weiß nicht viel. Sie werden Alles hören!“ sagte der Marchese ungeduldig. „Fangen Sie nur erst an. Zur Sache!“

„Verzeihen Sie, Marchese,“ sprach die Alte. „Es ist ja einer Mutter so peinlich, von dem Leichtsinn ihrer eigenen Tochter zu sprechen —“

„Leichtsinn!“ rief der Marchese aufgeregt und erschreckt. Es war Eifersucht; aber die Mutter nahm es für sittliche Entrüstung.

„Ja Leichtsinn!“ sprach Frau Bonora. „Ich kann es nicht anders nennen. Ich fürchte, es dürfte schlimmer sein, als ich mirs einbilde. Zwischen dem Cavaliere von Hostiwin und Marietta scheint leider seit längerer Zeit ein Liebesverhältniß zu bestehen.“

„Sie glauben?“ rief der Marchese. „Ach das wäre schlecht! für so versteckt und schlau hätte ich das schöne Kind nicht gehalten. Nein, die Weiber sind doch gräßliche Schauspielerinnen!“

„Hat sie Ihnen etwas gestanden?“ fragte die Alte. „Oder was haben Sie sonst an ihr bemerkt?“

„Ich bemerkte allerdings schon seit Wochen,“ gab der Marchese zur Antwort, „daß Marietta ein tieferes Interesse für Hostiwin an den Tag legt. Ich hielt es Anfangs für Spielerei, Phantasterei. Doch es dauerte nicht lange und ich überzeugte mich, daß sie ihn liebe — sie gestand es mir sogar auch ein —“

„Und Sie kamen nicht gleich zu mir?“ rief Frau Bonora.

„Wozu?“ sprach der Marchese. „Was hätten Sie thun können? Liebe in jungen Mädchenherzen läßt sich nicht mit der Fliegenklappe todtschlagen —“

„Ich hätte es aber doch schon früher gewußt!“ seufzte die Frau.

„Auch ließ sich nicht voraussehn,“ fuhr der Marchese fort, „daß das Unglück so reißende Fortschritte machen werde, wie ich aus Ihrem Munde erfahre. Marietta gestand mir ihre Liebe, sagte aber, daß sie von dem Cavaliere völlig unbeachtet gelassen sei. Da sie es mir unter Thränen betheuerte, auch Hostiwin in ihrer Gesellschaft jederzeit eine vollkommen gleichgiltige Miene beibehielt, so war ich freilich der Tropf, ihr zu glauben. O man lernt nie zu Ende! Trotz meinen Jahren und Erfahrungen täuscht mich ein halbes Kind! O die Frauen!“

„Nun hören Sie!“ nahm Frau Bonora das Wort, „heute war er hier. Da mir seit einiger Zeit die Unruhe meiner Tochter verdächtig schien, beobachtete ich Beide aus dem Dachfenster. So viel weiß ich, daß es eine recht heftige Scene zwischen Beiden gegeben —“

„Heftige Scene!“ rief der Marchese eifersüchtig und entsetzt aus. „Gräßlich! Heftige Scenen kommen bei Liebenden nicht früher vor, als wenn es schon ziemlich weit gediehen. Mutter! Mutter! wir Alten werden von der Jugend zum Narren gehabt! Doch weiter! weiter!“

„Ich sah Marietta,“ fuhr Frau Bonora fort, „weinen, endlich dem Cavaliere davonlaufen, als er schon weggehen wollte. Dieser aber ging ihr nach und ich verlor der Bäume wegen, die Sie dort sehn, Beide aus den Augen. Doch hörte ich dann und wann Marietta einen Laut von sich geben, wie ihn nur Jemand ausstößt, der überaus unglücklich ist. Da haben Sie alles, was ich weiß, und ich frage Sie, ob man es nicht für schlimm halten muß?“

„Ja," gab der Marchese mit einem von Aerger und Bestürzung verkniffenen Gesichte zur Antwort, „ja, es steht schlimm, sehr schlimm! O dieser Cavaliere! Ich sagte immer zu Marietta: Das ist ein schlauer Verführer! Der kapert dich mit seiner Gleichgiltigkeit und läßt dich mit derselben Gleichgültigkeit fahren, aber Gott weiß, wie! O! die Weisheit der Alten hat bei den Jungen von Heute keinen Credit, darum die traurigen Folgen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Marchese," nahm Frau Bonora das Wort, „für Ihre wohlmeinenden Absichten. Sie sind ja auch Vater und fühlen am Besten, wie mir zu Muthe sein muß. Jetzt kennen Sie die Sachlage — sagen Sie, wie ist da zu helfen?"

„Vorerst," sprach der Marchese, „rathe ich Ihnen, ein vollständiges Stillschweigen Ihrer Tochter gegenüber zu beobachten. Mir wird sie leichter beichten, und wissen wir einmal, wie es steht, dann wollen wir unsere Maaßregeln ergreifen. Ich bin überzeugt, daß Marietta bei dem väterlichen Ansehen, das ich bei ihr genieße, noch heute mir die umfassendsten Geständnisse ablegen wird, ohne daß ich ihr diese abzulocken brauche. Das Mädchen betrachtet mich als einen väterlichen Rathgeber."

„O ich weiß es, Herr Marchese," sprach Frau Bonora, „daher mein Vertrauen. Gehen Sie zu ihr in den Garten, sie ist noch dort."

„Gleich! gleich!" sprach der Marchese. „Und sagen Sie kein Wort zu Marietta, bis wir Beide zusammen eine neue Unterredung gehabt."

Er eilte mit großen Schritten hinaus.

Erst nach längerem Rufen fand er das Mädchen im

tiefsten Hintergrunde auf einer Bank sitzend, den Rücken an die Steinwand gelehnt, ruhig oder ermattet, wie nach einem schweren Kampfe. „Bist Du krank? herzkrank, meine liebe Nachtigall?" fragte er schon von Weitem.

„Setzen Sie sich!" sagte Marietta ernst und wies mit der Hand auf einen Gartensessel, der in der Nähe stand.

Der Marchese setzte sich und sprach: „Auch ich bin liebeskrank, auch mein Herz ist tödtlich verwundet — nimm Dir ein Beispiel an mir, sieh' wie bewunderungswürdig ich es trage!"

„Keine Späße heute!" sagte Marietta verdrießlich.

„Gott, was ist denn mit Dir, Kind?" fragte der Marchese. „Ich habe Dich schon oft verstimmt gefunden, aber nie so wie heute. Wenn Du vollends gar über meine unglückliche Liebe zu Dir nicht in Lachen ausbrichst und meinen stillen Gram nicht mehr bespöttelst, dann steht es mit Dir selbst schlimm! Du gehörst zu jenen übermüthigen Naturen, an die ein fremdes Leid erst dann herantritt, wenn sie selbst eine Wunde erhalten haben. Hab ich Recht?"

Marietta seufzte, ohne sich zu bewegen.

„Du seufzest?" fuhr der Marchese fort, „wie müßte ich erst seufzen, wenn ich nicht ein ganzer Mann wäre! Ich verstehe aber Leid und Freude zu tragen! Denke nur, denke nur: Ich liebe Dich und muß Dich schon morgen früh verlassen!"

„Wann kommen Sie wieder?" fragte Marietta sehr gleichgiltig.

„Vielleicht nie, nie wieder!" rief der Marchese mit großer Bemühung, das Mädchen zu rühren. „Du

schweigst? — Nie wieder siehst Du Deinen treuen Schäfer Amyntas."

„Es ist nicht zu ändern," erwiderte Marietta in resignirtem Tone. „Auch ich werde nicht wiedersehn, was ich gern ewig gesehen hätte!" Ihr traten einige flüchtige Thränen zwischen die Augenlider.

„Glücklich, wem Thränen gegeben sind!" rief der Marchese mit seinem affectirten Pathos. „Mein Herz blutet außerordentlich leicht, aber einen Tropfen Wasser bringe ich mit keiner Anstrengung aus dem Auge."

Marietta lächelte kaum merklich.

Der Marchese fuhr fort: „Warum ich Dich verlassen muß? Es ist mein Schicksal, mein tragisches Schicksal in Pisa erschienen und holt mich ab! Es läßt sich nicht wieder fortschicken — es wäre umsonst, ihm einzureden, daß ich ihm bald nachkommen werde! Das Schicksal ist da, es hält mich fest — es läßt mich nicht aus — es wird mich in der Postkutsche nach Rom eskortiren und mich wieder in einen Geschäftsmann verwandeln. Dies mein tragisches Schicksal ist — — meine Frau!"

Marietta mußte trotz ihrer Trauer lächeln.

„Da lacht der Schalk!" rief der Marchese mit komischer Verzweiflung. „Erst mit solch einem Unglücke bringe ich sie zum Lachen! Doch — ich verzeihe Dir, weil Du meine Frau nicht kennst! Wenn Du sie kennen würdest, vielleicht würdest Du aufspringen, mich mit inniger Theilnahme umfassen und ausrufen: Marchese, wo war Ihr Geschmack, Ihr hoher Schönheitssinn als sie diese Frau nahmen? Denn meine Frau ist sehr häßlich und alt, ich sehe wie ihr Sohn aus — sie ist aber erst mit der Zeit

so geworden. Als ich sie zur Gattin nahm, war sie freilich schöner, ungefähr so schön, wie meine Tochter, die Du ja kennst — was freilich auch kein übertriebenes Compliment ist!"

„Wol wahr!" rief Marietta mit einem Anfluge von Muthwillen.

„Und frage ich nun," fuhr der Marchese über Mariettas beginnende Aufheiterung erfreut fort, „wer Schuld daran ist, daß meine Frau gekommen, meine alte, häßliche, poesielose, herrschsüchtige Gattin? Was ist die Antwort? Marietta ist Schuld daran, meine Liebe zu Dir! Du weißt ja, daß ich mich krank stellte, um einen Vorwand zu haben in Pisa zu Deinen Füßen schmachten zu können. Die Lüge ward so meisterhaft durchgeführt, daß meine Frau in wirkliche Besorgniß gerieth und es der Mühe werth hielt, ihren unförmlich schweren Körper in der Postkutsche schütteln zu lassen. Stelle Dir vor, wie überrascht und unvorbereitet ich war!"

Marietta richtete sich auf und horchte mit halboffnem Munde und etwas erheiterten Zügen.

„Ich gehe heute früh auf die Post," erzählte der Marchese, „um einen Brief nach Hause zu expediren. Ich hatte geschrieben, daß meine Besserung nur scheinbar gewesen, daß ich zwei Nächte hindurch phantasirt und Eisumschläge auf den Kopf gehabt habe. Ich sähe das Ganze als eine Krise an, die mich entweder herstellen oder aus diesem blos amüsanten Erdenleben in ein besseres, höheres Jenseits transportiren würde. Trotz dieser freilich bedenklichen Schilderung, bitte ich sie, sich nicht zu ängstigen und erst dann nach Pisa zu kommen, wenn ich nicht Morgen bessere Nachrich-

ten sende. Als ich mit diesem Briefe in das Postgebäude trete, kömmt mir ein Facchin mit einem Koffer entgegen, den ich kenne. Ihm auf der Ferse folgt meine Frau. Ich erstarre. „Du?“ ruft sie — ich weiß noch nicht, ob freudig überrascht, oder wie es meinem bösen Gewissen vorkommen will — recht zweideutig. „Kind!“ lalle ich, „mein erster Ausgang! Die Krise ist überstanden! Ich bin hergestellt.“— „Und Du gehst schon aus, Leichtsinniger?“ — „Eben wollte ich den Brief expediren, der Dir die erfreuliche Nachricht bringen soll.“ — Ich hob ihn empor, aber Du glaubst wol, Marietta, daß ich ihn krampfhaft festhielt, voll Besorgniß, daß meine Frau darnach greife. Sie that es nicht, ich athmete auf, er war ja ein Zeichen, daß sie in meine Krankheit und Genesung kein Mißtrauen setze. Was dann folgte, kannst Du Dir ausmalen. Ich mußte sagen, wie sehr ich mich von Pisa fortsehne, daß ich gleich abreisen wolle, und so weiter! Ach! Morgen werden Dir die Abendlüfte schon meine Seufzer aus der Ferne herüber tragen!“

„Schade!“ rief Marietta, die der Erzählung lächelnd zugehört hatte.

„Schade rufst Du?“ sagte der Marchese lebhaft. „Bedauerst Du's, daß ich von Morgen an wieder ein ausgezeichneter Ehemann werde, ein musterhafter Familienvater? O Marietta, bei Dir ist es am Besten! Doch ach, wann werde ich wieder nach Pisa kommen können? O, daß es der Großherzog erkennte, wie glücklich er uns mit einer Eisenbahn machte! Apropos! kennst Du keinen hiesigen Kaufmann, der ungefähr nächste Woche falliren will? Bezeichne mir ihn, ich will ihm ein Sümmchen creditiren, so kann ich demnächst schon hier zum Concurs erscheinen!

Marietta! ein paar tausend Lire hin, ein paar tausend Lire her! Schaffe mir einen solchen Lumpen!"

„Sie bleiben ewig der alte, glückliche Narr!" rief Marietta. „O, hätte ich etwas von dieser Narrheit und nichts von meiner Schwärmerei und Qual! Marchese, Sie finden mich ganz vernichtet!"

„Man merkt's, man merkt's! warf der Marchese hin.

„Doch ich habe meinen Entschluß gefaßt," sprach Marietta in festem, bedeutsamen Tone weiter.

„Sprich, welchen Entschluß?" rief der Marchese neugierig. „Sprich! der Liebhaber ist ja todt in mir, Du siehst nur Deinen Freund, Deinen Rathgeber, einen weisen Vater vor Dir!"

„Kurz und gut," gab das Mädchen zur Antwort, „der Cavaliere ist für mich verloren." Sie fuhr mit der Hand heftig über die Stirne.

„Rede deutlich!" rief der Marchese. „Verschmäht er Dich systematisch oder ist er Dir untreu geworden?"

„Untreu?" flüsterte Marietta traurig. „Es mag nicht so schmerzhaft sein, verlassen zu werden, als zum ersten Male zu lieben, schwärmerisch zu lieben und verschmäht zu werden. Ich bin es, und es kostet den Liebling meines Herzens nicht einmal einen Kampf. Mein Stolz ist mit Füßen getreten, mein Herz gebrochen — ich habe nichts davon, als eine unauslöschliche Demüthigung! Wer kann das fassen und mich trösten?" Sie fing zu weinen an.

„Also so steht's?" rief der Marchese, von großer Besorgniß erleichtert, indem er aufstand und das Mädchen am Arm faßte. „Gottlob, daß es nicht ärger ist! Ein Engel hat Dich an der Gefahr vorübergeführt — dieser

Mann konnte Dein Verhängniß werden! Ich warnte Dich frühzeitig vor ihm, ich zeigte Dir alle seine Schattenseiten — doch was will ich über ihn schimpfen? — alle Hochachtung vor seiner colossalen Gleichgiltigkeit!"

„Marchese!" rief Marietta plötzlich, von der Bank aufspringend, „hören Sie nun weiter." Mit wichtiger Miene flüsterte sie ihm leise ins Ohr: „Mein Schicksal ist beschlossen — ich bleibe nicht in Pisa — aber Schweigen! Seien Sie still wie das Grab! — sonst —"

„Du willst von Pisa fort?" fragte der Marchese ganz verwundert. „Reizende Schwärmerin, doch nicht um ihm zu folgen?"

„Nein, ihm folgen werde ich nicht," erwiderte Marietta, „wenn ich es auch nicht verhindern kann, daß meine Gedanken ihm überall, über die Alpen und über das Meer nachreisen! Marchese" — sie griff sich krampfhaft an's Herz, „das sind Schmerzen! o sagen Sie: hat die Liebe solche Freuden, um jemals für diese Stunden entschädigen zu können? Könnte ich in dieser Minute sterben — ich legte mich hin und Sie müßten ihm meinen letzten Gruß bringen!"

Sie fiel weinend auf die Bank.

Der Marchese umschloß sie und wiederholte zahllose Male: „Armes Kind! armes Kind!" Dabei küßte er ein um das andere Mal des Mädchens Haar und Stirne. Sie merkte es nicht.

„Ich muß fort!" rief sie plötzlich, sich losreißend.

„Vernunft, liebes Kind, Vernunft!" rief der Marchese. „Wer wird denn so toll in die Welt hineinfahren! Vernunft! Vernunft!"

„Ich habe Vernunft," versetzte Marietta, „nur daß sie

ein so schmerzlicher Anlaß zum Vorschein bringt! Meine innere Unruhe, mein hinausstrebendes Gemüth, meine wilde Phantasie machen mich für den Haushalt nicht geeignet. Ich habe meinen Entschluß, kurz bevor Sie kamen, gefaßt aber er hatte sich schon lange still in mir vorbereitet."

Der Marchese horchte groß auf.

„Nun?" rief er im Tone äußerster Spannung als das Mädchen schweigend sitzen blieb. „Was werde ich hören? Ich zittere im Voraus darüber, welche bizarre Idee Dein Gehirn zur Welt bringen wird."

„Billigen Sie es, oder nicht —" antwortete Marietta, „ich gehe in die Welt hinaus!"

„Wunderschöner Tollkopf!" rief der Marchese halb verwundert, halb erschreckt.

„Ich gehöre auf das Theater!" sprach Marietta. „Noch neulich sagte mir ein berühmter Impressario: Mädchen, Sie haben Ihren Lebenszweck verfehlt! Auf dem Theater finde ich Vergessen, Zerstreuung, passende Beschäftigung. Ich gehe auf's Theater!"

„Du?" rief der Marchese mit großer Bewegung. „Nun, dabei hast Du meine ganze Billigung, nimm meinen Segen! Deine Stimme wird Furore machen! Dich hat Dein guter Genius inspirirt! Ich danke dem Cavaliere, daß er gekommen, um durch seine Gleichgiltigkeit der Welt eine neue Königin des Gesanges zu schenken!"

„Sie glauben?" fragte Marietta, von den Erwartungen des Marchese geschmeichelt, mit nur sehr leisem Zweifel.

„Ich sage nicht zu viel!" fuhr der Marchese fort. „Ich errege nicht gern flüchtige Hoffnungen. Aber — ich kenne die Coulissen — beim Himmel! seit meiner Jugend

bin ich am liebsten um Primadonnen herumgeflattert — wie sollte ich nicht etwas vom Gesange verstehen? — ich selbst war ja musikalisch, ich sang — ich singe noch — —"

Er sagte es und ließ schon eine Cadenz aus der Donna del Lago los.

„Lache nicht, Mädchen!" sagte er, als Marietta's Mienen sich in ein Lächeln der Belustigung verzogen. „Die Stimme ist wol ohne Metall und Timbre, aber die Schule ist trefflich! Ich mache keinen bloßen Scherz! Der wäre nicht am Platze bei einer so ernsten Unterredung, heute, da ich Dir behülflich sein soll, Deinen wahren Beruf zu wählen. Nein, glaub' mir! Ich lese Partituren so rasch wie Courszettel und könnte ein Orchester dirigiren! Wenn ich nicht der Marchese von Val Madonna, der große Banquier wäre, ich wollte Kapellmeister sein, Musikdirector wie mein Freund, mein Freund Giacomo Meyerbeer! Welche Seligkeit Kapellmeister zu sein bei dem Theater, dem Du angehörst und zu Deinen wundervollen Sirenenklängen den Takt zu schlagen!"

„Und wohin soll ich mich wenden?" fragte Marietta.

„Wohin?" rief der Marchese, dem sich plötzlich inmitten einer hoffnungslosen Finsterniß eine ganze Welt von Aussichten eröffnete. „An mich! Ich führe Dich nach Rom, nach Neapel, wenn Du willst, nach Wien. Hast Du Lust nach Petersburg zu gehn, so sprich es aus, ist Dir Paris lieber, sofort miethe dort eine Wohnung für Dich! Doch — wie wirst Du die Erlaubniß Deiner Eltern erlangen? Alle Wetter! An diesen wichtigsten Punkt denken wir ja nicht ......"

„Die Eltern?" sprach Marietta. „Vor ihnen darf ich das Wort Theater nicht einmal nennen. Theater und

Liederlichkeit bedeutet ihnen dasselbe. Ich muß heimlich zur Bühne gehen. Wenn ich dann irgendwo placirt bin, melde ich mich erst. Dann verzeihen sie mir. Aber reden Sie! — halten Sie es für ein großes Verbrechen, die Eltern auf diese Art zu täuschen?"

„Schön ist es wohl nicht!" sagte der Marchese bedenklich.

„Schön gewiß nicht!" sprach Marietta. „Doch wie viel tausend Mädchen sind für den Geliebten geflohen und wer wirft auf Alle den Stein? Die Macht der Liebe hat sie fortgerissen und entschuldigt sie. Sollte die Liebe zum Theater, der unüberwindliche Zug zu seinem Berufe, eine größere Strafe verdienen? Ich glaube nicht. Mein Entschluß steht also fest, es handelt sich blos darum, wie ich ihn ausführe. Habe ich Recht, Marchese?"

„Ganz Recht," versetzte dieser. „Ich habe Dir schon tausendmal gerathen, zum Theater zu gehen. Wenn meine Tochter kein größeres Verbrechen beginge, als wider meinen Willen zum Ruhme zu gelangen, ich wollte der getäuschte Vater sein! Dein Entschluß ist ganz gut. Uebrigens hast Du mich, der alles für Dich thut, zum Freunde."

„Wie dank' ich Ihnen!" sprach Marietta gerührt, die Hand des Marchese drückend. „Durch meine unglückliche Liebe bin ich wie aus mir selbst herausgeworfen und wüßte nicht, wohin ich gefallen wäre, wenn ich an Ihnen keine Stütze gefunden hätte!"

„Ich bin glücklich," rief der Marchese, „daß es so gekommen." Seine Augen ruhten mit Siegesfreude auf dem reizenden Mädchen, das er bereits als seine sichere Beute zu betrachten anfing.

„Doch will ich," sprach Marietta, „je eher je lieber von hier fort. Er hat mich zu tief gekränkt; die vollständige Verachtung, die er mir zeigt, verdiene ich nicht. Sie hatten Recht, als sie ihn kalt, verschlossen, blasirt nannten! Er ist es und trotz alledem und alledem bleibt er ein Räthsel, das Niemand löst."

„Ei!" rief der Marchese geringschätzig, „das glaubst Du, weil Du ihn geliebt. Da sieht man gelb für golden an und hält einen Pudel für einen Löwen. Rede mir nicht mehr von ihm."

„Glauben Sie mir," betheuerte Marietta, „daß ich ihn vergessen will! Aber gestehen Sie auch, daß er schön ist, interessant und voll einer Güte, die Einen ewig anlächelt, wenn sie gleich trügerisch ist."

„Schwärmerei!" rief der Marchese voll Unwillen, daß die Gedanken des Mädchens fortwährend zu Hostiwin zurückkehrten. Er sah ein, daß eine Begegnung mit Jenem hier augenblicklich einen Rückfall zu Wege bringen könnte, der Marietta von dem Gedanken der Theaterlaufbahn wieder abbrächte und seinen Händen entrisse.

„Wie ich ihn liebte!" seufzte sie mit schwärmerisch erhobenem Auge.

„Eine schreckliche Verirrung, Mädchen, von der Du gottlob zurückzukommen anfängst! Aber reden wir praktisch! Wann willst Du reisen und wohin? Ich stehe Dir zu Gebote."

„Käme es auf mich an, gleich!" sprach Marietta entschieden, bedachte sich dann ein wenig und fügte nach einer Pause mit zerstreuter Miene hinzu: „Was denken Sie? Sollte ich ihn nicht noch einmal zuvor, ein einziges Mal sprechen?"

„Wen?“ fragte der Marchese verdrießlich, als wolle er seinen Ohren nicht trauen.

„Den Cavaliere!“ antwortete Marietta. „Doch es ist vergebens — es ist nur eine neue Qual — er ist von Stein und Eis.“

„Wie könntest Du auch so albern sein?“ versetzte der Marchese. „Kind! Du bist so schön, Du mußt doch auch Deinen Stolz haben! Pfui, sich so wegzuwerfen! Von heute an, bitte ich Dich, sprich kein Wort von Liebe mehr, unsere Unterhaltung soll künftighin ausschließlich die Kunst zum Stoff haben. Du bist ja doch zur Künstlerin geboren! Kunst, Kunst! sei fortan zwischen uns das zweite Wort.“

Der Alte hatte die Gabe, sich durch seine eignen Worte in Feuer setzen zu können. Er hatte wirklich die feste Ueberzeugung von der großen künstlerischen Befähigung des Mädchens und auch den Willen, ihr nützlich zu sein, nichtsdestoweniger war dem alten Satyr die Kunst nur ein Mittel zu seinen Zwecken. Er ging in die Idee, sich der jungen Künstlerin zu widmen, ein, und verwandelte sich ihr zu Liebe heute in einen Kunstmäcen, wie er sich vor einigen Wochen, der Monteggio zu Liebe, in einen Türken verwandelt hatte.

Sinnend hatte Marietta zu Boden geblickt. „Armes Kind!“ sagte der Marchese zu sich. „Ihr Entschluß ist ernst und betrifft ihr ganzes Leben. Daß sie ihn nicht wieder bereut! Man muß praktisch sein.“

„Höre, schöne Künstlerin,“ sagte er laut zu ihr, „ich habe einen brillanten Gedanken! Ohne diesen Gedanken gingen alle unsere Pläne in die Brüche. Meine Idee aber macht Alles möglich.“

„Welche Idee?“ fragte Marietta gespannt.

„Die Alibrandi, meine gute Freundin,“ antwortete der Marchese, „noch heute ein Schmuck, ein Juwel der Oper, geht nach Rom zurück. Bei der mußt Du wohnen, von der mußt Du lernen, mit ihr sollst Du reisen.“

„Sie glauben?“ fragte Marietta zerstreut.

Der Marchese war verwundert, daß der Vorschlag, den er so pomphaft angekündigt, keinen freudigern Anklang finde. „Was bleibt übrig?“ rief er. „Ich habe meine Frau hier. Ich komme vor Monaten von Rom nicht fort. Ich reise mit der theuren Gattin, Du kannst nicht schutzlos in die Welt rennen. Deine Reputation käme auf's Spiel. Ein Gott sendet uns die Alibrandi. Du wirst von ihr entzückt sein, sie ist eine Dame, wie geschaffen, Dir zu gefallen, Dich zu belustigen! In zwei, drei Tagen reist sie und Du gehst mit!“

„Marchese —“ rief Marietta, die Züge finster verziehend — „ich reise nicht!“

„Bist Du toll?“ schrie der Marchese bestürzt.

„Ich kann nicht!“ rief Marietta verzweiflungsvoll. „So lange er da ist, muß ich bleiben. Ich muß ihn sehen, ich muß ihn noch einmal sprechen —“

„Du reißest meine Geduld in Stücke!“ polterte der Alte. „O launenhaftes, unstandhaftes Geschlecht!“

„Ich kann nicht,“ lispelte Marietta tonlos und wimmerte einige unverständliche Laute.

„Warum nicht?“ fragte der Marchese.

„O, lieber hier verschmachten, als in Rom,“ rief Marietta. „Ich sehe, der unselige Mann beherrscht mich fürchterlich!“

„Man könnte toll werden!“ schrie der Alte.

„Mitleid!“ rief Marietta, „Mitleid! Dringen Sie nicht mehr in mich! Ich kann nicht! Er liebt mich nicht und hält mich doch so furchtbar fest!“

„Die Lage ist gräßlich!“ klagte der Marchese, in wirklicher Rathlosigkeit die Hände zusammenschlagend. „Die Kunst, für die Du geboren, hat für Dich keinen Zauber, der Ruhm keine Lockung mehr! Liebe ist ihr alles — einfältige Liebe! O Marietta, das hätte ich nie geglaubt — wie klein ist Deine Seele!“

„Die Mutter! rief Marietta erschreckt, plötzlich in eine Richtung blickend, von welcher Schritte hörbar wurden.

Frau Bonora, die das Ende der Unterredung auf's Ungeduldigste erwartet hatte, kam endlich, um ein Resultat zu erfahren, heran.

„Die Mutter darf mich jetzt nicht sehen, ich verrathe mich!“ rief Marietta. Sie hüpfte durch das dichte Gebüsch und flog auf einem andern Wege davon.

„Wo ist Marietta?“ fragte Frau Bonora den Marchese.

„Eben ging sie fort,“ gab der Marchese, ein verdrießliches Gesicht ziehend, zur Antwort.

„Mein Gott!“ rief Frau Bonora, in des Marchese Mienen lesend, „Sie haben irgend eine recht böse Botschaft zu bringen.“

„Nein, nein, nicht eben,“ antwortete der Marchese ruhig und nachsinnend, indem er sich bemühte, seinen Aerger über Marietta's Unentschlossenheit zu verschlucken. „Vorerst kann ich nur sagen, daß die ganze Liebesgeschichte bei einem sehr unschuldigen Anfang stehen geblieben ist. Sie

sagt, der Cavaliere liebe sie gar nicht. Ich glaube es ihr —"

Der Marchese hielt plötzlich inne. Es fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele, daß er Marietta vielleicht doch noch zur Flucht bereden und in diesem Falle Hostiwin's Namen als Deckmantel brauchen könne.

„Es könnte übrigens sein," setzte er hinzu, „daß mir Ihre Tochter nicht die volle Wahrheit gesagt. Ich will sie morgen, bevor ich abreise, wieder sprechen und Ihnen dann das Resultat melden. Sie hat so viel Vertrauen zu mir, als überhaupt möglich ist. Ich wette, meine Abreise wird sie wehmüthig stimmen und falls sie ein Geheimniß hat, es ganz zu Tage bringen. Ihnen aber rathe ich, die ganze Sache vorläufig zu ignoriren. Eltern haben gewöhnlich zu viel Autorität, um bei den Kindern auf vertrauliche Mittheilung halb verbotener Dinge rechnen zu können. Geben Sie mir Ihr Wort darauf."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Marchese," sprach Frau Bonora nach einigem Widerstreben. „Wann kommen Sie morgen?"

„Ich reise Mittags nach Rom," antwortete der Alte.

„So früh? Können Sie Ihren Aufenthalt nicht um ein paar Tage verlängern, um zu sehen, wie sich die Sache abwickelt?"

„Leider nicht! ich bin Familienvater," seufzte der Marchese. „Meine Frau ist da und drängt zur Abreise."

„Wenn das mein Mann wüßte!" seufzte die Alte mit schwerem Herzen. „Gut, gut, daß ich nicht mehr Töchter habe!"

„Ich preise Sie glücklich," versetzte der Marchese, „daß

Sie ein Kind wie Marietta besitzen. Das sind Kleinigkeiten, die vorübergehn. Beste, auch ich habe eine Tochter und sollte eigentlich vorn und hinten Augen haben."

„Gute Nacht, Marchese," schloß Frau Bonora. „Ich muß ins Haus. Auf morgen also."

Beide gingen aus dem Garten hinaus. Als sich der Marchese in der Gasse befand, blieb er gedankenvoll stehen und sagte: „Ich lasse das Mädchen nicht aus den Augen. Alles ist noch nicht verloren, ja ich habe mehr Hoffnungen als je. Ich will aufpassen und Alles versuchen, um sie zur Abreise zu überreden. Consequenz, System, Kühnheit, Diplomatie müssen meine Gesichtsfalten und meine graugesprenkelten Haare, meine Jahre und meine Gattenstellung in Vergessenheit bringen."

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Entführung.

So unerklärlich auch der Marchesa von Val Madonna das lange Ausbleiben ihres Herrn Gemahls scheinen mochte, der Marchese war entschlossen, das Feld noch nicht zu räumen, sondern Alles zu belauschen, was sich etwa heute noch im Hause der Familie Bonora zutragen könne. Die heutige Nacht, seine letzte in Pisa, müsse, so schien ihm, bei dem erregten Gemüthe Marietta's von Ereignissen und Entscheidungen schwanger sein. Er war kaum einige Schritte über den Platz gegangen, als er seine Richtung änderte und auf ein Bruchstück alter Arkaden losging, das dem Hause der Bonora's schräg gegenüberlag und sich dort im Schatten auf die Lauer stellte.

Der Punkt war in der That zu einem Hinterhalte höchst geeignet. Das Auge beherrschte von dort aus die beiden Zugänge des Hauses, die Hausthüre und das Gartenpförtchen. Bei der Kenntniß, die der Marchese von allen Lokalitäten der Wohnung besaß, gab ihm die Bewegung der Lichter im Hause Alles an, was darin vorging. Wie ein obdachloser Facchin auf einem Mauervorsprung kauernd, beobachtete er, ohne selbst beachtet zu werden, mit gespannter Aufmerksamkeit beide Ein- und Ausgänge. Eine Ahnung sagte ihm, daß er nicht vergeblich warte.

Eine geraume Zeit verging. Das Glockenspiel auf dem benachbarten Kirchenthum sang sein gewohntes Abendlied ab, es schlug acht. Der Marchese sah, wie die alte Maddalena heraustrat, einen Kübel Wasser ausschüttete und dann das Haus mit einem schweren Schlüssel sperrte. Marietta schien noch im Erdgeschosse zu weilen, plötzlich erschien ein Licht auf der Treppe, bewegte sich langsam über den Corridor — das Mädchen ging auf ihr Zimmer. „Wie langsam sie geht!“ seufzte der Marchese. „Wie jeder Schritt ihr Mühe kostet! Sie sonst flüchtig wie ein Vögelchen — ihr schweres Herz drückt sie zu Boden!“

Wieder verging eine halbe Stunde. Das Licht in Marietta s Stübchen brannte ruhig. Da kam die gebeugte Gestalt eines Mannes über den Platz und schritt bedächtig dem Hause zu. „Der alte Bonora — und vermuthlich wieder etwas angetrunken,“ flüsterte der Marchese zu sich, während der Mann mit dem Auffinden des Schlüssellochs seine Mühe zu haben schien. „Wie wird ihn seine Frau empfangen?“ Die Gestalt verschwand, gleich darauf hörte man laute Stimmen im Erdgeschosse, zwei Lichter

gingen unruhig hin und her, dann ward Alles dunkel. Die Gatten waren in ihr nach hinten liegendes Schlafgemach gegangen.

Hinter Marietta's Vorhängen war noch die Helle zu sehen, plötzlich verlosch sie. Es schlug neun. „Sollte Marietta sich schon schlafen legen?" fragte sich Val Madonna. „In ihrer heutigen Gemüthsbewegung? Nimmermehr!"

Er dachte es kaum, als sich das Gartenpförtchen geräuschlos aufthat und eine weibliche Gestalt hervorblickte. Der Marchese erkannte sie gleich, trotz des schwarzen Schleiers, der ihr Gesicht umhüllte — es war Marietta. Sie schlüpfte in die Gasse hinaus, schloß die Pforte ebenso leise, als sie sie geöffnet, sah sich noch einmal um, ob sie nicht bemerkt werde, und bog dann fluchtartig in das nächste Gäßchen ein.

Der Marchese hatte sich aufgerafft, sein Herz schlug laut. Die Gestalt hatte kaum um die Ecke gebogen, als er ihr folgte. Marietta mäßigte den Schritt und ging durch eine Reihe kleiner, verwickelter Gäßchen, an denen Pisa so reich ist, wie alle übrigen italienischen Städte, in die Richtung des Luccheser Thors.

„Wo geht sie wol hin?" fragte der Marchese, indem er vorsichtig im Schatten der Häuser folgte, doch jeder Zweifel hatte ein Ende, als sie sich am Ausgange der Stadt der Landstraße näherte, die zur Villa Pedrocchi führte. „Wie sie lügt!" rief er in einem Anfalle plötzlicher Eifersucht. „Welche Comödie hat sie mir vorgespielt! Gott weiß, warum sie geweint! Sie geht zu Hostiwin und Beide haben vielleicht schon seit Wochen ihr Rendezvous in dem Garten der Villa. Welch' ein glücklicher Einfall, ihr auf-

zulauern! Doch vorsichtig, langsam gefolgt, um hinter die Sache zu kommen!"

Der Abend war schwül, der Himmel wolkenbedeckt, es wetterleuchtete. Marietta, die ziemlich schnell gegangen war, blieb in diesem Augenblicke stehen und sah sich um. Der Marchese versteckte sich eiligst hinter einen Baum. Das Mädchen ging wieder weiter.

Ungefähr fünfhundert Schritt von der Stadt entfernt hörte der Marchese den Galopp eines daherbrausenden Pferdes. Ein Reiter schien von der Villa Pedrocchi zu kommen und in die Stadt zu eilen. Der Marchese verbarg sich ein zweites Mal. Der Reiter kam vorüber. Es war ein Mohr.

Das Mädchen ging weiter. Val Madonna folgte. Da ward der Garten Pedrocchi und die Villa im Hintergrunde sichtbar. Das Wetterleuchten ließ die Statuen auf Augenblicke lang grell weiß erscheinen. Das Gitter des Gartens schien offen zu stehen, in der Villa selbst schien Alles in Bewegung. Lichter gingen hin und her. „Vielleicht reisen sie morgen schon!" dachte Val Madonna. „Daher ihre Thränen, ihre Verzweiflung!"

In diesem Augenblicke war der Galopp eines zweiten Pferdes vernehmbar. Der Reiter kam diesmal von der Stadt. War es der Mohr, der zurückkehrte? Der Marchese war der voreilenden Marietta näher gekommen, er trat abermals hinter einen Baum, da es sich annehmen ließ, daß sich das Mädchen bei dem Geräusche umwenden und ihn erkennen würde.

Der Reiter sauste vorüber.

„Er war es!" rief der Marchese, überrascht zusam-

menzuckend. „Bei Gott, er war es! Renne zu, daß Du nicht zu spät eintriffst! O Marietta! so jung und schon so verschlagen! Ein Kind täuscht den alten, grauhaarigen Praktiker!“

Der Reiter, den der Alte für Hostiwin hielt, war inzwischen an Marietta vorübergebraust und in der Tiefe des Gartens verschwunden. Doch auch Marietta war plötzlich unsichtbar geworden. „Wo ist sie?“ fragte der Marchese hinausstarrend und sein Lorgnon zu Hilfe nehmend. „Bei Gott, er hat sie im Sturm wie Boreas mit sich geführt!“

Er schritt, spähende Blicke vorwärts werfend, eiligst fast bis an's Gitter des Gartens.

„Wo wollen Sie hin, Marchese!“ rief es ihn mit einer leidenden Stimme an. Ueberrascht blieb er stehen. Marietta saß jenseits des Wassergrabens auf einem erhöhten Rasenstück, das Tuch vor den verweinten Augen.

„Ich frage Dich, was Du hier machst?“ hob der Marchese an, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, ohne recht zu wissen, wie sich das Räthsel dieses späten Spaziergangs und dieser räthselhaften Begegnung lösen lasse.

„Ach!“ rief Marietta, „Wär ich Ihnen —“ sie vollendete den Satz nicht, und begann zu schluchzen.

„Leichtsinniges Mädchen!“ klagte der Marchese. „So führst Du mich, Deinen hingebenden Freund, irre, so behandelst Du Deinen Vertrauten?“

„O wär ich Ihnen gefolgt!“ nahm Marietta fester das Wort.

„Nun was?“ sagte der Marchese blitzschnell,“ wie willst Du die Geschichte entschuldigen?“

„Ich habe Nichts verbrochen," gab Marietta zur Antwort. „Ich selbst nur kann mir Vorwürfe machen, weil ich mir einen neuen Schmerz zugefügt habe. Ich sagte Ihnen, wie es mich dränge ihn noch einmal zu sprechen. Da ritt er vorbei, — es ist doch hell genug, daß er mich erkennen konnte — ich warf seinem Pferde ein Sträußchen vor die Füße — er griff kaum an den Hut und ritt über die Blumen hinweg. Marchese, Marchese — es ist Unsinn, ihn noch zu lieben — sagen Sie mir, wie hört man zu lieben auf?"

„So ist es?" rief der Marchese erleichtert und mit dem Ausgange höchst zufrieden. „Ich habe Nachsicht mit Deinem tollen Herzen und verzeihe Dir! Es ist sogar gut, daß Du den Gefühllosen erkennst, so wirst Du ihn vergessen lernen. An Dir vorüberzureiten! Er mußte doch denken, daß Du nur seinetwegen dieses Weges kämest. Er ist ein kalter Mensch, kalt, wie eine Schlange!"

Die Absicht des Marchese, in der frischen Wunde, die Marietta empfangen zu haben glaubte, zu wühlen, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt.

„Fort aus Pisa!" schrie das Mädchen mit wilder, südländischer Leidenschaftlichkeit. „Zum Theater, zum Theater!"

Sie riß den Marchese mit sich vorwärts.

„Gottlob!" rief dieser, Marietta an den Arm nehmend, triumphirend aus. „Solche Niederlagen mußten kommen, um Dich dem Ruhme entgegenzuführen, so abscheulich, so grausam, so gefühllos mußte Hostiwin sein, daß Dich die Kunst in ihre Arme fasse, so brutal, ja mit einer so thörichten Verachtung mußte Dich Einer behandeln damit Dir die ganze Männerwelt von Italien huldigend zu

Füßen fallen könne! Mädchen, wenn ich schon heute und in der letzten Zeit eifersüchtig auf Dich war, welche Qualen stehen mir erst jetzt bevor! Du siehst, daß ich mich selbst zu verleugnen weiß, wenn Dein Wohl auf dem Spiele steht!"

„Ich danke Ihnen," antwortete Marietta. Sie hörte, von ihrem peinlichen Zustande noch ganz in Beschlag genommen, nur halb, was der Marchese sagte, dennoch war ihr Alles, was ihrer Eigenliebe schmeicheln und ihrem Stolze emporhelfen konnte, wie ein unsichtbares Fludium in das Herz gedrungen. Sie riß sich plötzlich von dem Marchese los, drehte sich mit blitzenden Augen und bleichem Gesicht gegen die Villa Pedrocchi und rief mit geschwungenem Arm und erhobener Hand:

„Möge Dir meine Qual vergolten werden! Mögest Du weinen, wie ich geweint habe!"

„Hör' auf zu fluchen, liebes Kind!" unterbrach sie der Marchese, dem die pathetische Stimmung schon zu lange dauerte und der sich seiner Natur gemäß nach Scherz und Muthwillen sehnte. „Ich segne den Mann, der dort in der hellbeleuchteten Villa wohnt! ja ich segne ihn! Er hat die Perle, die ich so liebe, mir nicht entwendet, er hat die Königin der Blumen ungepflückt gelassen! Heil Dir Cavaliere! finde Trost und Entschädigung bei Andern, mache alle Damen Deutschlands und Böhmens, ja der ganzen Welt rasend, bis auf diese Eine!"

Er faßte Marietta extatisch in seine Arme.

„Nun aber," rief Marietta mit Entschiedenheit, „wohin mit mir? daß ich nicht nach Hause zurückkehre, können Sie sich denken!"

„Mein Gott, mein Gott!“ versetzte der Marchese in rathloser Verwirrung, „warum muß meine Frau in Pisa sein! Welche Heimfahrt an Deiner Seite! O hätte ich nie geheirathet!“

„Ich kann doch nicht allein?“ — fragte Marietta. „Oder meinen Sie? — —“

„Nein, nein,“ gab der Marchese bestimmt zur Antwort. „Komm, wir gehn zur Alibrandi.“

„Glauben Sie, daß sie darauf eingeht, ohne avisirt zu sein?“ fragte das Mädchen.

„Ich hoffe es, ich hoffe es,“ erwiderte der Marchese. „Dein lieblicher Umgang, der Zauberreiz Deiner Person, Dein Talent wird die Gute begeistern! Komm, komm!“

„Doch —“ sprach Marietta. Ein Bedenken stieg in ihr auf.

„Doch was?“ fragte der Marchese rasch und ängstlich, denn er glaubte, sie werde schon wieder von der Erinnerung an Hostiwin zurückgehalten.

„Meine Eltern!“ rief Marietta,

„Ah bah!“ versetzte der Marchese. „Ueber diesen Punkt haben wir schon des Langen und Breiten gesprochen und sind, wie ich hoffe, über ihn schon ins Reine gekommen. Uebrigens sollen sie, da es ja gar nicht nöthig ist, nicht lange in Sorge um Dich verbleiben. Sobald Du Dich in Rom eingemiethet und eine Probe Deines Talents vor dem Impressario abgelegt hast, sollst Du ihnen schreiben. Sie, die sich jetzt mit Händen und Füßen gegen Deinen Entschluß sträuben würden, werden Dir gern verzeihen, wenn sie die Vortheile Deiner neuen Lebensstellung einsehen lernen.“

„Sie haben Recht!" gab Marietta, sich eigentlich selbst beschwichtigend, zur Antwort.

Unter diesen Gesprächen waren sie aus Thor der Stadt gekommen. Sie fanden dort zum großen Glück einen leerstehenden Miethwagen. Sogleich fuhren sie auf die Piazza del Mercato ins Hotel der Alibrandi. Es war zehn Uhr geworden.

Der Marchese sprang heraus, während Marietta sich im Hintergrund des Wagens verborgen hielt.

„Ist die Signora Alibrandi zu Hause?" fragte er hastig den Kellner.

„Signora- Alibrandi? Nein!" war die Antwort. „Morgen soll die Theatergesellschaft auseinandergehen, Signora Alibrandi ist nicht mehr beschäftigt. Die Dame ist heute nach den Bädern von Lucca gefahren und wird vor zwei bis drei Tagen nicht zurückkehren."

Rathlos blieb der Marchese vor dem Wagen mitten in der Straße stehen.

„Was thun, was thun?" fragte er, das Haupt sinnend an den Wagenschlag gelehnt.

„Ich muß wieder nach Hause," sagte Marietta kleinmüthig.

„Fatal! fatal!" rief der Marchese, sich in den Haaren herumfahrend. „Was treibt die Alibrandi in Lucca? Alles verschwört sich gegen mich!" Er hielt inne, aber das Bedenken, daß Marietta am nächsten Morgen bei ruhigerer Ueberlegung in ihrem Entschlusse wankend werden könne, schaffte schnell guten Rath.

„Damit Du siehst," hob er lebhaft an, „daß ich Dein treuer Freund bin, will ich Alles für Dich wagen. Was ist das Grundübel unserer Situation?"

„Nun?“ fragte Marietta neugierig.

„Ganz einfach meine Frau,“ versetzte der Alte. „Wenn sie nicht hier wäre, so ständen wir gewiß jetzt nicht so hilflos da. Wie denn, wenn eine glückliche Lüge —“ er hielt sinnend einen Augenblick inne, „eine niedliche Erfindung“ — er hielt wieder inne, sprang in den Wagen und fuhr mit lebhafter Entschlossenheit plötzlich fort: „Ganz recht! brillant! Kühn muß ein Ritter der Damen sein, waghalsig und fähig, zur Ehre der Frauen die eigene Frau zum Besten zu haben! Komm, komm! Fiaker, zur Post!“

Mit freudeleuchtenden Augen, an allen Gliedern verjüngt, zog er das Mädchen an sich, das seinen Einfall nicht selbst deuten und auch auf ihre Fragen keine Antwort erhalten konnte.

„Was giebts?“ fragte Marietta ungestüm. „Reden Sie! Sie schleppen mich ungefragt fort!“

„Zu Deinem Heil,“ rief der Marchese jauchzend. Wir fahren zusammen.“

Der Wagen rollte bereits über den Ponte del Mezzo der andern Seite des Arno zu, wo, der Dogana gegenüber, das Postgebäude steht.

„Und Ihre Frau?“ fragte Marietta sehr bedenklich.

„Wird in einem Briefchen,“ antwortete der Marchese, „die genügendsten Erklärungen über mein Verschwinden erhalten, wobei ich mich ihr in einem neuen, edlen Lichte zeige. Doch das ist ausschließlich meine Sache, die Dich nichts angeht. Ich kenne meine Frau und weiß sie zu behandeln; im Uebrigen, wenn es fehlschlägt, es hat auch nichts zu sagen, ich bin in zwanzigjähriger Ehe gegen

Vorwürfe total stumpfsinnig geworden. Ueberlaß mir die Verantwortung — in einer halben Stunde geht es zuerst nach dem reizenden Florenz — dann nach Rom."

Der Fiaker rollte in die Halle des Postgebäudes. Der Marchese flog heraus.

„Extrapferde! Extrapferde!" hörte man ihn noch lange rufen.

Marietta blieb zurück. Alle Bedenken der Zaghaftigkeit übermannten sie wieder. Sie wollte dem Marchese nacheilen — sie wollte nach Hause. Da kam der Alte zurück.

„In einer halben Stunde ist alles bereit!" rief er jubelnd.

„Weh mir! ich kann nicht reisen!" rief Marietta darein.

„Kind! Kind! Du machst mich toll!" erwiderte der Alte. Er hatte die größte Mühe, mit Aufgebot seiner ganzen Ueberredungskunst den Plan von seiner glänzendsten Seite zu zeigen.

„Nun denn, in Gottes Namen!" rief Marietta endlich.

„Wohin nun?" fragte der Kutscher.

„Wir haben gar kein Gepäck!" sagte der Marchese. „Doch Gepäck ist unnütz und macht nur Mühe und Zeitverlust. Komm, theure Tochter! Dort sehe ich noch einen erleuchteten Laden, wir eilen dahin, das Nothwendigste einzukaufen! Alles Uebrige findet sich eleganter und modischer in Florenz. Wenn Du dahin kommst, wirst Du erst sehen, in welch' einem Dorfe Du bis zum heutigen Tage gelebt hast!"

Der Wagen fuhr vor einer Modenhandlung vor.

Der Marchese wählte einen Mantel, einen Shawl und

einen Hut, und trug diese Gegenstände eigenhändig in den Wagen, in welchem Marietta sitzen geblieben war. Er bezahlte Alles mit dem Humor eines jungen Verschwenders. Dann ließ er sich vom Handlungsdiener ein Blatt Papier und eine Feder reichen und schrieb eiligst die folgenden Zeilen:

„Theures Wesen!

Es ist in meine Hand gegeben worden, einen vieljährigen theuern Freund vor politischer Verfolgung in Sicherheit zu bringen. Der Banquier von W......., ein Opfer unserer bornirten italienischen Polizei, traf hier ein und sollte verhaftet werden. Ich bringe ihn nach Livorno und auf ein englisches Schiff. Du wirst einige Stunden lang um mich in Sorgen gewesen sein, aber einer edlen Handlung wegen, wie sollte ich einen Vorwurf von Dir zu fürchten haben! Du hättest an meiner Stelle nicht anders gehandelt. Wie lang ich ausbleibe, kann ich heute noch nicht genau bestimmen. Laß Dir inzwischen die Zeit nicht zu lang werden ohne

Deinen treuen Gatten

Val Madonna.

P. S. Meine Gesundheit hält sich und der Luftwechsel wird vielleicht für sie vom besten Einflusse sein."

Er hatte kaum geendigt, als das Posthorn erscholl. Der Marchese ließ das Billet an seine Frau bestellen und eilte fort.

Eine Weile darauf rollte der Wagen mit den beiden Flüchtigen schon auf offener Landstraße dahin.

Vierundzwanzinstes Capitel.

Eine Katastrophe.

Während durch Marietta's Abreise ein Schicksal in das friedliche Haus einer braven Bürgerfamilie einbrach, erschütterte ein noch stärkerer Schlag die glänzende Villa Pedrocchi.

Hostiwin war nach seinem Nachmittagsbesuche bei Marietta seiner Gewohnheit gemäß ausgeritten, diesmal ohne den Fürsten, da sich dieser seit dem Morgen auf einer Jagdparthie befand, zu welcher er von einem in der Nachbarschaft wohnenden Grafen eingeladen worden war. Langsam und ruhig ritt er bei einbrechender Dämmerung dem der Villa Pedrocchi entgegengesetzten Stadtthore zu, als ihm ein Hofdiener in gestrecktem Gallopp entgegenkam. Dieser brachte eine Nachricht, die ihn in die größte Bestürzung versetzte. Der Fürst sei Morgens durch einen Zufall von der Jagdgesellschaft abgekommen, habe in Hitze, Wind und Staub nahebei drei deutsche Meilen zurücklegen müssen und sei erst in einem weitentfernten Dorfe, das er nicht zu nennen wisse, wieder auf Menschen gestoßen, die ihm den Weg hätten zeigen können. Er habe zuerst nur über Erschöpfung und Blutwallung geklagt und sei vor zwei Stunden nach Hause gekommen, plötzlich aber sei er in einen todtenähnlichen Zustand verfallen. Der Leibarzt finde die Sache äußerst bedenklich. Man habe einen Aderlaß gemacht, auf den hin die Ohnmacht vorübergegangen sei, aber der Puls des Kranken habe sich nicht erholt. Um nicht die Last der Verantwortung allein zu tragen, habe der Leibarzt zu zwei oder drei der erfahrensten Aerzte der Stadt geschickt.

Hostiwin hatte den Hofdiener kaum zu Ende gehört, als er schon im Gallopp davonsprengte. Die äußerste Beunruhigung hatte ihn ergriffen. Er bog um die Stadt und lenkte in die Allee ein. Schon nahe an der Villa kam ihm ein zweiter Bote, Ismael, entgegen. Dieser berichtete, der Fürst habe nach Hostiwin gefragt, wie wenn er ihm Wichtiges zu vertrauen habe. Die ohnmachtähnlichen Zustände seien wieder eingetreten, die Gefahr sei die größte.

Ismael eilte der Stadt zu, wo er aus der Apotheke ein neues Mittel holen sollte; Hostiwin sprengte weiter. Nur die außerordentliche Aufregung, in welche ihn diese aufeinander folgenden Nachrichten versetzt hatten, waren Schuld, daß er die beiden Personen, an denen er vorüber kam, Marietta und den Marchese, gar nicht gewahr wurde. Sein Vorüberreiten wurde als rücksichtslose Verachtung ausgelegt und hatte doch nur ein Gefangensein der Sinne in Schreck und Besorgniß zum Grunde. So brachte der bloße Gallopp seines Pferdes das Mädchen zu einem verzweifelten Entschlusse. Hätte Hostiwin es ahnen können!

Endlich erreichte er die Villa Pedrocchi. Er sprang ab, warf die Zügel einem Bedienten zu und eilte die Treppen hinan. Die Lakaien rannten durcheinander. Auf dem Corridor begegnete Hostiwin dem Adjutanten von Falkenau, als dieser eben aus dem Schlafgemach des Fürsten heraustrat. Beinahe an ihn anprallend, fragte er: „Wie steht es?"

„Es ist entsetzlich!" sagte dieser, ohne daß ihn seine hofmännische Gelassenheit merklich verlassen hätte. „Ein unerwarteter Schlag!"

„Erklären Sie sich!" sagte Hostiwin.

„Sie kommen zu spät!"

„Was heißt das?" rief Hostiwin, wie wenn ihn das lebendige Gefühl der Freundschaft und die Kälte des Redenden an dem Sinne der gehörten Worte zweifeln ließen.

„Er ist todt!" sprach Falkenau deutlich.

„Todt?" wiederholte Hostiwin.

„Todt, vor kaum zehn Minuten verschieden."

Sprachlos und bleich trat Hostiwin zurück und stürzte gleich darauf in das Schlafgemach. Ein Blick, den er auf das Bett und die Gruppen um dasselbe warf, erklärte, was sich begeben, mit bündiger Beredtsamkeit.

Der Leibarzt, Doctor Stein, saß zu unterst des Bettes und sah hoffnungslos das vom eben erfolgten Tode entstellte Gesicht seines Herrn an. Das Verbandzeug lag auf dem Nachttischchen aufgerollt, Waschbecken mit blutgefärbtem Wasser standen auf dem Boden. Mehrere Diener saßen in den Fauteuils herum und bekundeten durch die nachlässige, ungenirte Haltung, daß der Respekt, den sie dem Lebenden gegenüber nie vergessen, von nun an, wie ein gelöster Contrakt, zu Ende sei.

Hostiwin sank auf einen Stuhl, der nahe an der Thüre stand, überwältigt, vernichtet, mit geschlossenen Augen und niederhängenden Armen. Als er sich von einer minutenlangen Betäubung erholt hatte, fiel sein erster Blick auf das bleiche Gesicht drüben. Ein Schauer schüttelte ihn, er ertrug nicht den Anblick einer plötzlichen, durch Nichts vorbereiteten, durch Nichts vermittelten Katastrophe. Er stürzte wieder zur Thüre hinaus.

Ein überwältigender Schmerz überfiel ihn und hielt

ihn in der Einsamkeit der Nacht stundenlang fest. Seine Gedanken wogten unruhig durcheinander, er war unfähig über den Unfall nachzudenken, das Einzige, was er dachte, war dasselbe was er fühlte: daß nämlich Einer dahingegangen sei, für den es keinen Ersatz gebe. Zu dieser Pein eines unersetzlichen Verlustes, den er durch den Tod seines Freundes erlitten, gesellte sich der niederdrückende Gedanke, daß alle Pläne der nächsten Zukunft umgestürzt seien. Das innige Zusammenleben in Plauenburg, das er sich so oft ausgemalt, war ein Traum, der in der Erinnerung mit Macht in den lieblichsten Farben auflebte und den nun eine gräßliche Wirklichkeit verhöhnte. Er ergriff schon im Geiste den Wanderstab, um in eine öde gewordene Welt hinauszuwandern und nichts sagte ihm, wo er fürderhin noch rasten könne.

Diese Convulsionen des Schmerzes und der Trauer unterbrach erst gegen Morgen ein dumpfer, kurzer Schlaf.

Hostiwin war am andern Morgen kaum aufgestanden, als der Baron Falkenau bei ihm erschien. Er trug sein Reisekostüm.

„Was seh ich!" rief Hostiwin von einer unangenehmen Verwunderung erfaßt. „Sie sind reisefertig?"

„Baron," erwiderte Falkenau, „mich rufen dringende Pflichten. Ich kehre auf dem kürzesten Wege — über Genua nach Deutschland und nach Plauenburg zurück. Was soll ich hier? Ich habe meinen Leuten Befehle gegeben, deren Sanktion ich persönlich aus dem Munde des durchlauchtigen Thronfolgers abhole. Die Leiche wird vorläufig einbalsamirt und so lange dableiben, bis die allerhöchste Anordnung über Art und Weise des Transports erfolgt."

„Insofern sind Sie freilich hier überflüssig," antwortete Hostiwin unendlich bitter.

„Sollten Sie einmal," versetzte Falkenau kühl und höfisch „nach Plauenburg kommen, so bitte ich um die Ehre —"

Hostiwin verneigte sich stumm und begleitete den jungen Hofmann bis an die Thüre.

„Der hat Nichts, gar Nichts verloren," rief er, als er allein war. „Der Fürstentitel erlischt nicht, wie ein Leben aufhört, der Thron bleibt nicht leer — der knechtische Popanz wird einen neuen Götzen finden und ihm Treue und Liebe lebenslänglich verdingen. — Doch was sage ich? Die Monteggia reist ja auch, sie geht nach Genua. Die Gelegenheit ist gut, sie zu begleiten. O Liebe — oder nenne ich Dich wirklich so, nichtiger Sinneskitzel? — zu welchen Handlungen verleitest Du uns! Doch — was erstaune ich, was empört sich mein trauerndes Gemüth über die Gemeinheit und den Stumpfsinn der Menschen? Es ist zu alltäglich, als daß der erfahrene Mann bei dieser Erscheinung stutzen sollte! Der Todte ist ohne Macht, hat keinen Orden mehr zu verleihen, keine Tafeln zu geben und vermag Niemandem mehr Gnade zuzulächeln! Welche Thorheit somit ihm noch ein Opfer zu bringen! O einen ganzen Troß von Falkenau's, nicht besser und nicht schlechter als diesen, sehe ich im Schloß von Plauenburg, einen gauklerischen Trauerflor um den Arm, in Gala dem neuen Gebieter huldigen! Eile denn junger Mann! Schlafe noch eine Nacht in den Armen der Tänzerin und dann fliege zu Deinen Genossen, daß Du noch zu rechter Zeit eintriffst, Dir Deine Stelle zu sichern!"

Bittern, bittern Herzens blieb er am Fenster stehn und

blickte hinaus ohne etwas ins Auge zu fassen. Er konnte sich nicht darüber beruhigen, daß ein Mensch, der in der Umgebung des Fürsten so lange gelebt und unter dessen Augen aufgewachsen war, so antheillos und kalt bleiben könne. Allmälig erst brach sich sein früherer Gedankengang, seine eigene Trauer Bahn. Halb träumend setzte er sich nieder. Des Fürsten Neigung und das Zusammenleben mit ihm ging in allen Einzelnheiten an seinen Augen vorüber und die lebhafte, von Schmerz aufgeregte Phantasie trug ihn noch weiter. Er malte sich zu seiner Qual mit lebendigen Farben, wie wenn noch daran zu denken wäre, den Aufenthalt in Plauenburg aus. Das Gespräch, das er vor wenig Tagen noch im Pavillon geführt, drängte sich in den Vordergrund des Gedächtnisses, — es war wie von einer Todesahnung durchweht.

„Er litt an Heimweh!" rief er. „Er sehnte sich aus Italien fort, in den Trauerweidenhain auf der Insel, wo das Monument seiner Adelheid steht. Er ist dort. Er ist schneller hingekommen, als er dachte, als Geist, nicht als Mensch! Er ist bei ihr, mit ihr für immer vereinigt und die ewig offene, ewig blutende Wunde, die kein irdischer Arzt zu stillen und zu verbinden vermocht, ist nun gestillt und verbunden — von einer Hand, die den Glücklichen grausam, den Unglücklichen und Lebensmüden hilfreich und sanft zu fassen pflegt — von der Hand des Todes!"

Er trat in das Zimmer, in welchem der Todte lag und sah noch einmal auf das schöne, nun für immer regslose Gesicht.

„Du hattest mir noch etwas zu sagen!" sprach er leise. „Noch in der Sterbestunde verlangtest Du nach mir.

Ich weiß warum! Du lüftetest einmal in abendlicher Stunde den Schleier von einem düsteren Geheimniß und brachst plötzlich ab. Die Hälfte des Geheimnißes hast Du mit Dir ins Grab genommen. Warum mußte das so kommen? Ich kann nun nichts für Dich thun Deine letzten Absichten zu erfüllen und werde vielleicht nie erfahren, wo das Kind Deiner Adelheid lebt. Armer Vater — Du schiedest ungetröstet, es war noch etwas zu ordnen. Warum schweigt ihr für immer, blasse Lippen?"

Als sich in Hostiwins Gemüth die ersten ungestümen Wogen der Trauer gelegt hatten, beschloß er, sich nach Böhmen in die Einsamkeit seines Landsitzes zu begeben und der Welt für immer ihren Lauf zu lassen, doch wollte er nicht eher zur Ausführuug dieses Entschlusses schreiten, als bis man die Leiche seines fürstlichen Freundes nach Plauenburg fortgeführt hätte.

„Er ist mit mir gekommen," sagte er, „wir wollen nicht Einer ohne den Andern gehen."

Ohne das Zimmer zu verlassen, lebte er seiner Trauer allein. Er sah nur Ismael, der seine Geschäfte besorgte und sprach auch mit diesem kein überflüssiges Wort. Erst als am nächsten Morgen der Mohr eingetreten war und durch einen unnöthigen auffallenden Eifer verrieth, daß die Verrichtungen nur Vorwand und irgend eine jedenfalls unangenehme Mittheilung der Zweck seiner Geschäftigkeit sei, sagte Hostiwin:

„Du willst etwas sagen!"

„Ich wüßte nicht," gab Ismael zur Antwort. Der Ton aber und die Haltung widersprach den Worten.

„Ich kenne Dich zu gut," fuhr Hostiwin fort. „Wäre

durch Schweigen zu helfen, so würdest Du schon oft ein Unglück von mir abgewendet haben."

„Herr, es ist schwer, Dich zu täuschen!" versetzte Ismael. „Ich wollte es eigentlich nicht." —

„Ich weiß es," antwortete Hostiwin mild im Tone der Anerkennung. „Gieb mir die Pille nur ein. Ich habe in letzter Zeit das Beste verloren, so daß es kaum noch etwas giebt, was eines Achselzuckens werth wäre, wenn ich es nicht mehr haben sollte."

„Ich will es wünschen," sprach Ismael. „Ich glaube es sogar — dennoch —"

„Rede, rede," rief Hostiwin in gleichgiltigem Tone.

„Frau Bonora war gestern da," begann Ismael langsam, den Eindruck seiner Worte prüfend.

„Und?" fragte Hostiwin, der nicht begriff, in welcher Beziehung dieser Besuch zu ihm stehen kann.

„Sie wollte," fuhr Ismael fort, „Dich um jeden Preis sprechen. Ich hatte nicht geringe Mühe, sie davon abzubringen."

„Welchen Grund hattest Du dazu?" fragte Hostiwin, als mache er ihm eine eigenmächtige Handlung zum Vorwurf.

„Sie sah so wild aus, so empört, — ich weiß selbst nicht, wie eigenthümlich, so, daß ich etwas Böses vermuthete."

„Bah, eine Frau,!" warf Hostiwin hin.

„Ja, eine Frau, doch eine Mutter!" sprach Ismael aufseufzend. „Ich wußte, daß Du, Herr, zuweilen hinkamst — in den Garten — des Abends —"

„Narr!" rief Hostiwin. „Ich glaubte, Du wittertest gewöhnlich besser, wie es um mein Herz stehe."

„Verzeihung,“ sprach Ismael sich verbeugend. „Doch ich hatte Fälle, — Vorfälle im Auge, die mich irre führten. — Ich ließ die Frau nicht ein.“

„Sie wird schon wiederkommen,“ meinte Hostiwin, „Du kannst gehen!“

Ismael wollte sich auf diesen Befehl hin umwenden und hinausgehen, hielt aber inne und fuhr, die Augen seltsam hin und her bewegend, mit der Hand in die Brusttasche.

Dies fiel Hostiwin auf. Er sagte: „Es giebt gewiß noch Etwas!“

„Herr, ich kann schweigen,“ sprach Ismael mit einer lebhaften Bewegung. „Ich hätte es gerne gethan, Du solltest von dem Besuche nichts erfahren, da Du jetzt am wenigsten in der Verfassung bist, irgend eine böse, traurige Geschichte zu hören. Die Worte der Frau Bonora konnte ich allenfalls unterschlagen, aber nicht diesen Brief —“

Er zog einen Brief hervor, nach welchem Hostiwin sogleich mit merklicher Spannung langte.

„Nein,“ rief Ismael, den Brief festhaltend, „unvorbereitet sollst Du ihn nicht lesen, was auch darin stehen mag. Die Tochter der Frau Bonora —“

„Du plagst mich!“ rief Hostiwin ungeduldig aus.

„Die Tochter,“ fuhr Ismael fort, „hat sich ein Leid angethan.

„Marietta!“ rief Hostiwin.

„So ist es,“ nahm Ismael wieder das Wort. „Den zweiten Tag schon wird das Mädchen vermißt.“

„Ich bin starr vor Schreck!“ unterbrach ihn Hostiwin, von der Nachricht tief erschüttert.

„Und Du, Herr," schloß Ismael leise und schüchtern, „sollst an dem Unglück Schuld sein."

„Auch das noch!" rief Hostiwin.

Er griff sich wie im Schwindel nach der Stirn. Es schien nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit zu liegen, daß das verschmähte Mädchen bei einem so seltenen Grade von Exaltation die sinnlose Handlung begangen.

„Unheil auf Unheil!" rief er endlich, als sich die bleichen Lippen lösten. „Die Welt ist für mich eine Gruft geworden und wenn das Unglück fortfährt, an meinem Gehirne zu rütteln und an meinem Herzen herumzuarbeiten, wird sie mir noch ein Irrenhaus werden."

Er ging mit geballten Fäusten im Zimmer auf und ab.

Ismael traten die Thränen in die Augen. Er legte den Brief still auf den Tisch und begann einige Kleidungsstücke aufzuräumen.

Hostiwin griff nach dem Briefe und las:

„Verzeihen Sie, Eccellenza, daß ich Ihnen so unrecht gethan. Meine Tochter ist nicht todt. Sie schreibt aus Florenz. Uebermäßige Liebe zum Theater hat sie bestimmt, sich heimlich zu entfernen. Ich bitte indessen, meine Entschuldigungen hinzunehmen.

Ihre
Camilla Bonora.

Hostiwins Brust erleichterte sich. Er warf den Brief Ismael zu und sagte: „Da lies! Grausames Spiel — aber Gottlob nur Spiel."

Ismael hatte gelesen, auch seine Mienen entwölkten sich mit einem Mal.

„Hinter dieser Entführung,“ sprach Hostiwin, „steckt der Marchese. Das Mädchen kann mir nichts mehr sein.“

Er wurde ruhiger.

Außer diesem unangenehmen Intermezzo unterbrach die ganze Zeit hindurch nichts wieder die Monotonie der Einsamkeit und der Trauer, der sich Hostiwin ergeben.

Die einbalsamirte Leiche des Fürsten lag indessen in einem kupfernen Sarg von brennenden Wachskerzen umgeben im großen Saal der Villa Pedrochi und erwartete die Entscheidung aus Plauenburg, was mit ihr geschehen solle.

Hostiwin glaubte täglich, daß der Baron von Falkenau oder durch dessen Vermittelung irgend ein Verwandter des Hauses eiligst nach Pisa kommen und den Condukt heimwärts geleiten werde. Es kam Niemand und Nichts, als endlich die kurze gemessene, im gewöhnlichsten Amtsstyl abgefaßte Ordre, die ein Hofintendant überbrachte, daß man die Leiche sofort mit Einhaltung der nächsten Route über den St. Gotthardt in eiligen Tagemärschen nach Plauenburg zur Beisetzung in die fürstliche Gruft zu schaffen habe.

Erst empört, dann tief betrübt sah Hostiwin demgemäß die Reiseanstalten treffen.

Er stand am Fenster — es war bei Einbruch der Nacht, als ein eigens dazu gebauter Wagen den schwarzverhüllten Sarg aufnahm. Ein gemietheter Kutscher und zwei Hofdiener begleiteten ihn, kein Leidtragender, nur eine unvermeidliche Eskorte. Beim Hinausfahren lachten und sprachen die Leute, als ob sie einen beladenen Jagdwagen nach Hause brächten.

Eine noch ödere, trostlosere Stimmung bemächtigte sich

Hostiwins. Er fiel auf das Kanapé und legte den Kopf, in unermeßliche Trauer gestürzt, auf die gekreuzten Arme.

Aus dieser Lage wurde er plötzlich durch ein wiederholtes Klopfen an der Thüre geweckt.

Er raffte sich schnell empor und rief unwillkürlich: Herein! aber das Wort war ihm kaum entfahren, als er es wieder bereute, denn in diesem Augenblicke war ihm Niemand willkommen, kein Mensch, keine lebende Seele, nur — der betrauerte Todte allein.

Der Hofintendant trat in das Zimmer.

„Herr Baron," sagte er, „ich reise heute Nachts nach Hause und komme Sie zu fragen, ob Sie mir nicht etwa einen Auftrag nach Plauenburg mitzugeben haben?"

„Ich danke Ihnen," antwortete Hostiwin. „Ich kenne dort Niemand."

„Doch," meinte der diensteifrige Hofintendant, „den Herrn von Falkenau."

„Auch diesen Herrn," gab Hostiwin mit entschlossener Betonung zur Antwort, „kenne ich seit den letzten Erlebnissen nicht mehr."

Er wandte sich abfertigend um.

Der Hofintendant, der es am Allerwenigsten vermuthete, daß Herrn von Falkenau der Mangel an Pietät übel genommen werde, versuchte dem Gespräche eine leichtere Wendung zu geben. Er sagte:

„Nach Allem, was ich hier von unseren Hofleuten vernommen, darf ich erwarten, daß ich einmal die Ehre haben werde, Sie, Herr von Hostiwin, in unserem Plauenburg zu begrüßen. Das vertraute Verhältniß mit dem seligen Fürsten, diesem so intelligenten und liebenswürdi-

gen Herrn, der leider so unglücklich war, wird Anknüpfungspunkte genug bieten, die mich wol nicht vergebens auf Ihren Besuch bei uns werden hoffen lassen."

Er hielt einen Moment inne, Hostiwin beobachtend. Dieser aber, über so viel Theilnahme eines fremden Menschen für seine Person mißtrauisch, unterlegte einer im Grunde nur höflichen und unbefangenen Absicht die Motive eines Kundschafters. Gern hätte er ein Wort über des Fürsten Tochter fallen lassen, um etwas Näheres zu hören. Er that es aber nicht und ließ eine mechanische Kopfbewegung als Antwort auf die gehörte Rede gelten.

„Nun denn, Herr Baron," nahm der Hofintendant wieder das Wort und machte ein Compliment, „die Post erwartet mich —"

Er wollte sich schon zurückziehen.

„Die Post?" fragte Hostiwin verwundert.

„Ja wohl," war die Antwort. „Unser Einer hat so selten Gelegenheit, die Welt zu sehen. Ich benutze heimlich meinen Urlaub vom Hofe, um Florenz und Venedig — wenn auch nur flüchtig — zu besuchen. In München werde ich mich, der Verabredung gemäß, mit dem Leichenconduct wieder vereinigen. Ich brenne, Florenz und Venedig zu sehn, Venedig namentlich soll äußerst romantisch sein!"

Eine finstere Energie durchdrang Hostiwin und richtete seine hohe Gestalt in einer fast drohenden Majestät empor. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und rief im Tone des Vorwurfs und der Klage:

„Menschen! Menschen! War denn der verstorbene Fürst ein solcher Barbar, daß ihn alles flieht? Sagt mir, ist er

nur gegen mich freundlich, lügenhaft freundlich gewesen und hat er Euch Alle mit der Peitsche behandelt und mit Füßen getreten? Hat er keine einzige gute Handlung hinter sich? Nennt ihn kein Mensch seinen Wohlthäter? Hat sich kein Mensch aus seiner Umgebung bei ihm wohl befunden? Ist eine Leiche nichts als Staub und Lehm — o dann seid Ihr entsetzlich aufgeklärt und eine undankbare Bande!"

Er trieb mit einem Feuerblicke den Hofintendanten zur Thür hinaus und klingelte mit nervöser Hand dem Mohren.

Ismael erschien.

„Packe meine Sachen!" redete ihn Hostiwin an; „mache so schnell als möglich und bestelle gleichzeitig Extrapost nach Livorno."

„Auf wann, Herr?" fragte Ismael.

„Wie lange packst Du?" fragte Hostiwin.

„Zwei Stunden," war die Antwort.

„Dann reisen wir in zwei Stunden."

Ismael flog zur Thüre hinaus.

In großer Bewegung ging Hostiwin auf und ab. „Dann will ich der Einzige sein," sagte er, „der Dir folgt und Dich nicht verläßt."

Zwei Stunden später verließ er wirklich die Villa Pedrocchi und erreichte am andern Tage Livorno, gerade zu rechter Zeit, um sich mit demselben Schiffe, das den Sarg nach Genua bringen sollte, einzuschiffen. Er traf dort nach einer Nachtfahrt auf wildbewegtem See ein.

Kaum ausgestiegen, begegnete er zwei Augustinermönchen; die Tracht fiel ihm auf, er verzögerte seinen Schritt. Da grüßte ihn Einer der Mönche wie einen Bekannten.

„Wir haben uns auf dem St. Bernhard gesehen — es ist noch nicht so lange her — im letzten Herbst,“ sagte der Bruder.

„Ich erkenne Sie — was bringt Sie hierher?“ fragte Hostiwin.

„Wir sammeln für's Kloster,“ war die Antwort.

„Wie geht es dem Frère Anselme?“ fragte Hostiwin, dem Celsius' Schicksal am Herzen lag.

„Frère Anselme?“ wiederholte der Mönch. „Er ist nicht mehr. Vor acht Tagen ist er hinübergegangen. Er war in der Nacht hinausgeeilt, um einigen Wanderern zu Hülfe zu kommen, er rettete sie auch — da erschlug ihn auf dem Heimweg eine Lawine, ihn und seinen Hund. Wir haben die Nachricht in Aosta erhalten.“

Hostiwin ging erschüttert weiter.

„Vor acht Tagen!“ seufzte er leise. „Fast um dieselbe Zeit starb auch Er! Zwei Leben durch dasselbe Dritte unglücklich geworden, zwei fortgesetzte Lebenskämpfe fanden fast gleichzeitig ihr Ziel! Den Einen erschlug der Winter, den Andern tödtete die Glut fast am selben Tage. Die Feinde sind ausgesöhnt, für immer drüben!“

Von Genua aus folgte Hostiwin, immer in Gesichtsferne dem verhängnißvollen Wagen, der ihm den Freund nach Hause trug. Es waren düstere, drückende, unerhellte Tagemärsche. Er kam nach Bellinzona, er sah die drei Burgen, die den Alpenpaß hüten, auf sich herunterblicken und erreichte allmälig die abschüssige Straße, die von Airolo an in hundert Windungen durch eine Wildniß von Bergen hinanführt. Der Schnee lag noch aufgeschaufelt zu beiden Seiten des Wegs, mit diamantener Klarheit

blickten ewige Schneehäupter herunter. Langsam, langsam ging der schwarze Trauerwagen, von schwarzbehängten Rappen gezogen, über Brücken, an Abgründen vorbei, der Höhe entgegen; langsam, langsam folgte der Freund. Die Wasser rauschten, die Tannen brausten, die Nebel zogen. Die öde Steinwelt, die ewige Schneewildniß sah nicht trostloser aus, als die Stimmung des ehemals so lebenstollen Helden, der als einziger Leidtragender hinterher ging und dessen Gemüth in Freude und Leid einen gleich excentrischen Zug an den Tag legte, der einst wie ein Orientale genoß und nun maßlos, wie ein Orientale, trauerte.

In Andermatt, auf der Herunterfahrt vom St. Gotthardt, verließen ihn die Kräfte. Acht Tage brauchte er, um die Anzeichen einer drohenden Krankheit durch Ruhe zu überwinden.

Schluß des zweiten Bandes.

